

Predigten von
H.H. Prof. Dr. Georg May

2011

Herausgegeben von Hartwig Groll
und Wolfgang E. Bastian

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Keine Rechtfertigung ohne Mitwirkung (16.01.2011)</i>	4
<i>Mit der Gnade Gottes wachsen und Früchte bringen (23.01.2011)</i>	8
<i>Bereit sein für das Gnadenwirken Gottes (30.01.2011)</i>	11
<i>Die evangelischen Räte des Herrn (06.02.2011)</i>	14
<i>Die Gnade Gottes – Heilmittel für die Seele (13.02.2011)</i>	18
<i>Der Lohn der guten Werke (20.02.2011)</i>	21
<i>Gute Früchte bringen mit Hilfe der Gnade (27.02.2011)</i>	24
<i>Jesus Christus – Licht der Welt (06.03.2011)</i>	28
<i>Die Herrschaft des Fürsten dieser Welt (13.03.2011)</i>	32
<i>Wiedergeburt im Sakrament der Taufe (20.03.2011)</i>	36
<i>Die heilbringende Wirkung der Taufe (27.03.2011)</i>	40
<i>Jesus und die ungläubigen Juden (10.04.2011)</i>	44
<i>Die menschliche Schwachheit im Glauben angesichts der Auferstehung (Ostersonntag, 24.04.2001)</i>	46
<i>Falschlehren gegen die Auferstehung des Herrn (Ostermontag, 25.04.2011)</i>	50
<i>Angriffe des Unglaubens gegen den Auferstehungsglauben (01.05.2011)</i>	53
<i>Widerlegung falscher Auferstehungshypothesen (08.05.2011)</i>	57
<i>Systemveränderer gegen die Lehre der Kirche (15.05.2011)</i>	61
<i>Die Ankündigung des Trösters (22.05.2011)</i>	65
<i>Den Vater bitten im Namen Jesu (29.05.2011)</i>	68
<i>Ankündigung des Reiches Gottes (Christi Himmelfahrt, 02.06.2011)</i>	72
<i>Die Kirche, Verkündigerin der apostolischen Lehre (05.06.2011)</i>	76
<i>Erkenntnis, Friede und Freude im Heiligen Geist (Pfingstsonntag, 12.06.2011)</i>	80
<i>Erfüllt vom Geist des Herrn (Pfingstmontag, 13.06.2011)</i>	84
<i>Das Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit (19.06.2011)</i>	87
<i>„Wirklich, wahrhaft und wesentlich gegenwärtig“ (Fronleichnam, 23.06.2011)</i>	91
<i>Das unbegreifliche Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit (26.06.2011)</i>	93
<i>Das Zeugnis des Evangeliums über die Dreifaltigkeit Gottes (03.07.2011)</i>	97
<i>Die Kirche – Mittlerin der Gnade und Wahrheit (10.07.2011)</i>	101
<i>Bernhard Lichtenberg – ein unerschrockener Kämpfer für Gott (17.07.2011)</i>	105
<i>Die Taufe – das Sakrament der Begnadung und des Heiles (24.07.2011)</i>	109
<i>Wahre und falsche Propheten (31.07.2011)</i>	113
<i>Neuevangelisierung – missionarische Seelsorge (07.08.2011)</i>	118
<i>Die verschmähte Liebe des Herrn (14.08.2011)</i>	122
<i>„Hochpreiset meine Seele den Herrn“ (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2011)</i>	125
<i>Wesen und Bedeutung der Demut in der Heilsordnung (21.08.2011)</i>	127
<i>Jesus Christus – das personale Wort Gottes (28.08.2011)</i>	131
<i>Den Sonntag heiligen (02.10.2011)</i>	135
<i>Vom rechten Gebrauch der menschlichen Sprache (09.10.2011)</i>	137

<i>Die heiligen Engel, Diener Gottes und Helfer der Menschen (16.10.2011)</i>	141
<i>Zur Gnadengemeinschaft mit Christus berufen (23.10. 2011)</i>	144
<i>Christus, König über Himmel und Erde (30.10.2011)</i>	147
<i>Ein neuer Himmel und eine neue Erde (01.11.2011)</i>	150
<i>Dem Nächsten vergeben – Pflicht des Christen (06.11.2011)</i>	153
<i>Steuern zahlen – eine natürliche Pflicht (13.11.2011)</i>	156
<i>Das Weltgericht am Ende der Zeiten (20.11.2011)</i>	160
<i>Das Wiederkommen des Herrn in Macht und Herrlichkeit (27. 11.2011)</i>	164
<i>Johannes, Rufer zur Umkehr (04.12.2011)</i>	167
<i>Freude aus dem Glauben (11.12.2011)</i>	171
<i>„Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt“ (18.12.2011)</i>	176
<i>„Heute ist euch der Heiland geboren“ (Weihnachten, 25.12.2011)</i>	181
<i>Weihnachten – Friede in einer friedlosen Welt (Weihnachten, 26.12.2011)</i>	186
<i>Der treue Gott (01.01.2012)</i>	190

Prof. Dr. Georg May

Keine Rechtfertigung ohne Mitwirkung

16.01.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Während der heiligen Beicht fragte mich einmal ein Herr: „Wenn uns Jesus erlöst hat, warum muss ich dann noch beichten? Bekennen wir nicht: Wir preisen dich, Herr Jesus Christus und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst. Warum dann noch beichten?“ Ich gab ihm zur Antwort: „Sie müssen die Erlösung im objektiven und die Erlösung im subjektiven Sinne unterscheiden. Jesus hat durch sein Erlösungswerk, durch seine Menschwerdung, durch sein ganzes gottmenschliches Leben, Leiden und Sterben und Auferstehen tatsächlich die Erlösungsgnade für die gesamte Menschheit beschafft. Durch seine stellvertretende Genugtuung und sein Erlösungsverdienst hat er die Wiederversöhnung der Menschheit mit Gott prinzipiell und objektiv bewirkt. Aber die objektive Erlösung muss vom Menschen angeeignet werden. Der Mensch muss sie in der subjektiven Erlösung ergreifen. Die Verwirklichung der Erlösung im Einzelmenschen geschieht durch die Zuwendung des Erlösungsverdienstes Jesu im einzelnen Menschen.“

Das soeben Gesagte ist leicht zu verstehen, meine lieben Freunde Wenn jemand eine Dusche in sein Haus einbaut, dann wird er davon nicht rein. Er muss sich unter die Dusche stellen. Ähnlich-unähnlich ist es mit der objektiven und subjektiven Erlösung. Der Strom der Gnade fließt, aber man muss sich zu ihm begeben. Die objektive Erlösung ist ohne uns geschehen, die subjektive Erlösung geschieht nicht ohne uns. „Der dich ohne dich geschaffen hat, rechtfertigt dich nicht ohne dich.“ Ein ehernes Wort des heiligen Augustinus. Der dich ohne dich geschaffen hat, rechtfertigt dich nicht ohne dich. Das heißt, bei Erwachsenen erfordert die Rechtfertigung, also die Erlösung, die Heilung von der Sünde, die Begnadigung die eigene freie Tätigkeit. Unser schlesischer Dichter Scheffler drückt es auf seine Art aus: „Es ist zwar wahr, dass Gott dich selig machen will. Glaubst du, er will's ohne dich, so glaubest du zuviel.“

Die Erlösung des Einzelmenschen ist eben kein naturhafter Vorgang. Die Sonne geht auf über Gute und Böse, der Regen fällt über Gerechte und Ungerechte. Die Erlösung ist anders. Erlöst wird nur, wer erlöst werden will. Das versuchte ich diesem Herrn zu erklären. Wir wollen heute die Vorbereitung auf die Erlösung, auf die Rechtfertigung und den Vollzug und das Wesen der Erlösung, der Rechtfertigung bedenken.

An erster Stelle die Vorbereitung auf die Erlösung. Es ist ein eherner Satz der katholischen Gnadenlehre: Der Sünder muss sich mit Hilfe der aktuellen Gnade auf die Rechtfertigung in freier Entscheidung vorbereiten. Dieser Satz hat immer in der Kirche gegolten. Aber er wurde bestritten von einem Herrn namens Martin Luther. Dieser erklärte: Die Kräfte im Menschen sind völlig erstorben, und deswegen ist es unmöglich, dass er sich sittlich vorbereitet auf die Rechtfertigung, auf die Erlösung. Dagegen hat das Konzil von Trient die lebendige, freie Zustimmung des Menschen zur erwekkenden Gnade Gottes sowie eine Reihe sittlich-religiöser Akte, Handlungen, gefordert, die die seelische Abkehr von der Sünde und die Hinwendung zu Gott bedeuten. Das alles in der Kraft der ersten Gnade. Gott erlöst uns allein, aber er erlöst uns nicht ohne uns. Wir brauchen eine Disposition, d.h. eine Vorbereitung und Öffnung für die von Gott dargebotene Versöhnung und Begnadigung. Welche Erfordernisse sind zu dieser Disposition notwendig? An erster Stelle der Glaube.

„Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“ Ein eherner Satz aus dem Brief an die Hebräer. Der Glaube an die für alle geltende Wahrheit gibt uns das Licht, ohne das der Wille das christliche Ziel nicht erreichen kann. Der heilige Paulus ist ja in besonderer Weise der Herold des Glaubens, und deswegen betont er in seinen Briefen immer wieder: Die Rechtfertigung entsteht aus dem Glauben. Sie geschieht mittels des Glaubens. Sie ruht auf dem Glauben. Im Römerbrief steht der wunderbare

Satz: „Wenn du mit dem Munde den Herrn Jesus bekennst und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, wirst du selig werden.“ Mit der Glaubenshaltung muss sich die Furcht verbinden, die Furcht vor dem strafenden, vor dem gerechten, vor dem heiligen Gott. Die Furcht ist notwendig, um uns erbärmliche Wesen aus der Unseligkeit zur Seligkeit, zur Besinnung zu führen. Es muss die rechte Furcht sein, nicht die knechtische Furcht, die sich zwar auch von der Sünde abwendet, aber ohne die Sünde innerlich zu überwinden. Nein, es muss eine Furcht sein, die vor der Strafe Gottes zittert, die aber den Willen auch innerlich umstimmt und ihn von der Sünde abkehrt. Mit der Furcht verbindet sich die Hoffnung, das Verlangen nach dem jenseitigen Heil, nach der Befreiung von der Schuld, das Vertrauen auf Gottes Güte und Barmherzigkeit. Denn er ist ja dazu erschienen, um die Bollwerke des Satans zu zerstören, wie Johannes, der ihm an nächsten gestanden hat, uns erklärt.

Im Mittelpunkt der Vorbereitung steht der Anfang der Liebe, also diejenige Hingabe an Gott, die Gott selbst ehrt und schätzt, die mit kindlicher Ehrfurcht verbunden ist; der Anfang der Liebe. Wiederum erklärt uns der Apostel Paulus: „Hätte der Mensch auch allen Glauben, dass er Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, dann wäre er nichts.“ Es muss zur Liebe selbstverständlich hinzutreten die Reue. Wer einen liebt, bereut, bedauert, dass er den Geliebten gekränkt, betrübt hat. Also es muss das Mißfallen über die Sünde, der Schmerz über die Sünde, die Abwendung von der Sünde in der Reue hinzutreten, die tätige Bußgesinnung, die den Sünder befähigt, der Sünde zu entsagen und Gottes Huld wieder zu gewinnen. Untrennbar von der Reue ist der Vorsatz. Wer die Sünde bereut, wer bedauert, sie begangen zu haben, der muss auch den Willen haben, sie künftig zu meiden. Die Seele, die einmal begriffen hat, wie heilig Gott ist, ist gedrängt, Gottes Gebote zu halten. Und das Vertrauen auf Gott gibt der Seele auch den Mut, die sittliche Lebensaufgabe durchzuführen. Das, meine lieben Freunde, ist die Vorbereitung auf die Erlösung durch die Rechtfertigung, die uns geschenkt wird. Ohne sie gibt es keine Rechtfertigung. Mit ihr rechtfertigt Gott den Sünder, das heißt schenkt er ihm Vergebung der Sünden und Heiligung der Seele.

Das ist der zweite Gegenstand unserer heutigen Betrachtung, nämlich wie vollzieht sich die Rechtfertigung und welches ist ihr Wesen? Nun, sie vollzieht sich durch das Sakrament der Taufe oder der Buße. Der Ungetaufte wird durch das Taufsakrament von allem, was mißfällig ist an ihm, gereinigt, also von der Erbsünde, von den persönlichen Sünden. Deswegen haben im Altertum viele Menschen die Taufe aufgeschoben, aufgeschoben bis zum letzten Augenblick manchmal, weil sie sich sagten: Durch die Taufe wird alles vergeben, Erbsünde, persönliche Sünden, und dann kann ich gleich, gereinigt, frei auch von Strafe, in den Himmel eingehen. Nun, wir taufen die Kinder im frühen Alter, weil wir sagen: Wenn jemand im Kindesalter in die Gnade hineingetaucht wird, dann vermag er auch mit der Gnade sein Leben zu bewältigen. Wer einmal von der Gnade berührt ist, dem fällt es leichter, das Böse zu meiden und das Gute zu tun, wenn immer er will.

Die Rechtfertigung ist das Werk Gottes. Aber er hat sie an bestimmte äußere Zeichen geknüpft. Das Taufwasser, die Lossprechung im Bußsakrament, das sind äußere Zeichen, die uns das Erlösungsverdienst Jesu Christi zuwenden. Dadurch gewinnen wir den Anschluß an das historische Erlösungswerk Christi. Nun gibt es, wie Sie wissen, Menschen, die nicht zum Taufsakrament finden, und es gibt Menschen, denen es versagt ist, rechtzeitig das Bußsakrament zu empfangen. Können sie auch gerechtfertigt werden? Was zunächst einmal diejenigen angeht, die die Taufe nicht empfangen können, weil kein Taufspender da ist, ja weil sie vielleicht gar nicht um das Taufsakrament wissen. Können sie auch gerechtfertigt werden? Können sie auch gerettet werden? Die Kirche hat immer gesagt: Ja, sie können es durch die Begierdetaufe. Wenn sie das Verlangen haben, mit Gott in Berührung zu treten, wenn sie den Willen haben, die Sünde zu meiden, wenn sie die Liebe zu Gott empfinden, die über alles stark ist, die vollkommene Liebe, die nicht auf sich selbst schaut, sondern auf den Geliebten, dann können auch diese Menschen, auch ohne Taufe, gerettet werden. Denn in ihrem Verlangen, zu Gott zu kommen, Gott zu dienen, Gott zu lieben, ist das Verlangen nach der Taufe eingeschlossen. „Implicit“ nennt das die Theologie. Sie würden nämlich, wenn sie wüßten, dass Gott das Taufsakrament vorgeschrieben hat und wenn ein Taufspender zur Hand wäre, das Taufsakrament empfangen. Es gibt also eine Rettung auch ohne die Taufe in der Begierdetaufe.

Etwas anders ist es bei dem, der getauft ist und der als Getaufte keinen Priester findet, der ihm die Lossprechung von den Sünden geben kann. Auch ein solcher kann gerettet werden. Wodurch? Durch

die vollkommene Reue. Die vollkommene Reue ist jene Abwendung von der Sünde und Zuwendung zu Gott, die allein aus Liebe zu Gott die Sünde verabscheut. Allein aus Liebe zu Gott. Das macht die vollkommene Reue so schwer. Ich bin nicht überzeugt, dass ein jeder ohne weiteres fähig ist, vollkommene Reue zu erwecken, wenn er nicht geübt ist. Wir Gläubigen sind ja in der Reue geübt, und wir üben sie jeden Abend und in jeder Nacht. Die vollkommene Reue ist eine wunderbare Einrichtung. Sie gestattet nämlich in einem Augenblick, in einem Nu, die Wiederversöhnung mit Gott, verbunden mit dem Vorsatz, sobald wie möglich das Bußsakrament zu empfangen. Das muss in der vollkommenen Reue eingeschlossen sein, sobald wie möglich das Bußsakrament zu empfangen.

Wir Priester, die wir ja besonders gefordert sind, was die Gottesliebe angeht, haben einen eigenen Kanon, ein eigenes Gesetz, wonach wir gehalten sind, wenn wir die heilige Messe feiern müssen, ohne vorher beichten zu können, vollkommene Reue zu erwecken und sobald wie möglich den Beichtvater aufzusuchen. Das gilt aber auch für die anderen Gläubigen. Die vollkommene Reue ist nur vollständig, wenn sie mit dem Wunsch und mit dem Vorsatz verbunden ist, sobald wie möglich zu beichten.

Das ist der Vollzug der Rechtfertigung: durch Wassertaufe, durch Bußsakrament, durch Begierdetaufe, durch vollkommene Reue. Das Wesen der Rechtfertigung ist die wirkliche Nachlassung der Sündenschuld und die übernatürliche Erneuerung und Heiligung der Seele. Beide Wirkungen fallen sachlich zusammen. Wenn die Gnade eingegossen wird, wird die Sünde getilgt, und die Sünde kann nicht getilgt werden, wenn nicht die Gnade eingegossen wird. Also beides ist sachlich dasselbe, Verzeihung der Sünden, Eingießung der Gnade. Die Eingießung der Gnade, der Sündennachlaß, bedeutet die wirkliche Beseitigung der Sünde. Die Sünde wird vernichtet. Die Mißfälligkeit und die Strafwürdigkeit vor Gott hören auf, das Erstorbensein für die übernatürliche Welt ist zu Ende. Das ist deswegen so deutlich zu sagen, weil Luther das Gegenteil lehrt. Nach Luther wird die Sünde nicht weggenommen, sie wird zugedeckt. Sie ist also noch da. Sie wird nicht angerechnet, sie wird also nicht beseitigt. Das ist ein fundamentaler Unterschied zur katholischen Rechtfertigungslehre, ein fundamentaler Unterschied. Deswegen gibt es auch bei den Protestanten kein Beichtsakrament. Nein, durch die Rechtfertigung wird die Sündenschuld weggenommen und die Seele erneuert. Es ereignet sich eine übernatürliche Belebung der Seele, wir erhalten ein neues Gewand, wie immer man es ausdrücken will, eine neue Qualität, ein neuer Habitus wird der Seele gegeben, und das ist aus der Heiligen Schrift zu begründen. Das deutlichste Wort hat der heilige Paulus gesagt. Er spricht im Galaterbrief von einer „neuen Schöpfung“. Der begnadigte, der gerechtfertigte Sünder ist eine neue Schöpfung. Das ist keine isolierte Meinung des heiligen Paulus, das haben die anderen Apostel genauso gelehrt. Johannes spricht von der „Wiedergeburt“. Das ist ja dasselbe. Er spricht von der Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Geiste. Und der heilige Petrus sagt es noch schöner, möchte ich sagen: Wir werden „göttlicher Natur teilhaftig“. Wir werden göttlicher Natur teilhaftig, eine theiosis, wie das griechische Wort heißt, eine Vergöttlichung vollzieht sich im Menschen.

Unser Heil, meine lieben Freunde, unsere Rechtfertigung, unsere Heiligung kommt von Gott durch Jesus Christus. Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem wir selig werden können. „Um unserer Sünden willen ward er dahingegeben, um unserer Rechtfertigung willen auferweckt.“ Ein wunderbares Wort aus dem Römerbrief. Um unserer Sünden willen ward er dahingegeben, um unserer Rechtfertigung willen auferweckt. Die Erlösung ist geschehen. Wir beten richtig: „Wir preisen dich, Herr Jesus Christus und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst.“

Aber der Mensch muss mitwirken mit der Gnade. Er muss sich disponieren, er muss sich vorbereiten, er muss sich öffnen für das Wirken der Gnade. Gott allein wirkt die Erlösung, aber er wirkt sie nur an dem, der sich für sein Wirken öffnet. Diese Öffnung geschieht, wie eben dargelegt, durch Glaube, Hoffnung, Liebe, Reue, Furcht. Wir erwarten im Geist aufgrund des Glaubens die erhoffte Rechtfertigung. In Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein, sondern nur der Glaube, der durch die Liebe wirksam ist – der Glaube, der durch die Liebe wirksam ist.

Wenn die Rechtfertigung geschehen ist, soll der Mensch fortschreiten in der Gnade. Im Gottesreich, meine lieben Freunde, gilt nie das Wort „genug“, sondern immer nur: „Genug ist nicht genug!“ Die Erlösung wird geschenkt, damit der gerechtfertigte Mensch Früchte der Buße bringt. Wir sollen wirken in der Gnade. Wir sollen würdige Früchte unserer Bekehrung bringen. Wiederum schreibt Pau-

lus: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, verdanke alles der Gnade. Aber seine Gnade ist in mir nicht unwirksam gewesen, denn ich habe mehr gearbeitet als sie alle.“ Das ist die rechte Gesinnung. Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, aber seine Gnade ist in mir nicht unwirksam gewesen. Ich habe mehr gearbeitet als sie alle. „Doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes in mir“, wehrt er sogleich jedes selbstgerechte Rühmen ab.

So ergeht auch an uns heute, meine lieben Freunde, der Appell des Apostels Paulus: „Wir ermahnen euch, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget.“ Vergeblich hätten wir sie empfangen, wenn wir uns nicht mühen würden, in der Kraft der Gnade Früchte der Bekehrung zu bringen. Und deswegen mahnt der Apostel Paulus zuerst uns Priester, aber auch alle anderen. „Vernachlässige nicht die Gnadengabe, die in dir ist“, schreibt er seinem Schüler Timotheus. „Vernachlässige nicht die Gnadengabe, die in dir ist.“ Wir wollen also in der Gnade arbeiten, wirken, fortschreiten. Laßt uns, meine lieben Freunde, laßt uns wirken, solange es Tag ist. Nützen wir die geschenkte Zeit aus. Kaufen wir die Zeit aus, denn die Tage sind böse. „Wenn du nur willst, so ist der Himmel dein. Wie unermesslich reich kann auch der Ärmste sein“, hat wiederum Johannes Scheffler uns gesagt. Wenn du nur willst, so ist der Himmel dein. Wie unermesslich reich kann auch der Ärmste sein!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Mit der Gnade Gottes wachsen und Früchte bringen

23.01.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag suchten wir uns klarzumachen, was es bedeutet, wenn wir sagen, ein Mensch werde gerechtfertigt. Es besagt, dass der Mensch aus einem Sünder zu einem Heiligen wird. Die Sünde wird weggenommen, nicht nur zugedeckt, wie Luther meinte, sie wird weggenommen, sie ist vernichtet, sie ist getilgt. Und der Mensch, der begnadete Mensch besitzt ein neues, ein göttliches Leben, das wir die heiligmachende Gnade nennen.

Die Gnade ist ein neues Sein. Nach protestantischer Ansicht ist die Gnade nur die Huld Gottes, nicht ein neues Sein, nicht eine neue Qualität – ein wesentlicher Unterschied. Nein, die Gnade ist ein neues Sein, und dieses Sein kann wachsen. Es kann wachsen und gesteigert werden in doppelter Hinsicht. Die Verähnlichung mit Christus nimmt zu, und die Lebendigkeit des Wirkens steigert sich. Das ist die doppelte Wachstumschance, die die Gnade in uns hat: eine steigende Verähnlichung mit Christus und ein gesteigertes Christuszeugnis.

Die Taufe macht uns zu Gotteskindern und zu Bürgern im Reiche Gottes. Wir werden Christus verähnlicht. Wir werden Brüder Christi, Kinder Gottes. Die Heilige Schrift kann sich gar nicht genug tun, immer wieder hervorzuheben, dass wir Kinder Gottes geworden sind. „Alle, die ihn aufnahmen“, schreibt Johannes, „gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben.“ Und der Apostel Paulus sagt: „Ihr seid alle Kinder Gottes durch den Glauben an Jesus Christus. Wenn ihr nun Söhne seid, dann seid ihr auch Erben, Erben durch Gott. Er hat euch ja schon ein Angeld gegeben für die Seligkeit, nämlich den Heiligen Geist, der in eure Herzen gekommen ist und der ruft: Abba, lieber Vater.“ Das ist die Wirkung der Taufe. Wir werden Glieder Christi und Angehörige des Leibes Christi. Getauft zu sein ist eine unbeschreibliche Freude und ein unbeschreibliches Glück. Es gibt Menschen, die stolz sind auf ihre Vorfahren. Warum nicht? Wir dürfen stolz sein auf unsere Blutsbrüderschaft mit Christus, unserem Heiland.

Das Wachstum der Gnade geschieht durch das Sakrament der Firmung. Die Firmung macht uns dem Herrn ähnlich, insofern er eine Sendung für die Welt hatte. Seine Sendung war, die Welt zu erlösen. Das ist also die Aufgabe des Gefirmten, an dieser Sendung des Herrn teilzunehmen, mitzuhelfen, dass das Reich Gottes aufbaut wird, dass alle Menschen zu Christus finden, dass das Licht überall leuchtet und die Finsternis verscheucht wird. Wir nennen diese Tätigkeit apostolisch tätig sein, so wie es die Apostel waren, und Apostolat, das ist unsere Aufgabe. Ich werde manchmal von Menschen gefragt: Ja, wie soll man das denn machen, was soll man denn tun, um apostolisch tätig zu sein? Ich erzähle Ihnen heute zwei Beispiele aus der jüngsten Zeit. In der Frankfurter Zeitung „Neue Presse“ erschien am 18. Januar ein Artikel, wo ein Bruder Paulus den Lesern die Eucharistie klar machen wollte. Er erzählte, wie die Hostien gestanzt werden, und dann wird daran gedacht, dass Jesus damals in Jerusalem Brot nahm, es brach und den Jüngern zu essen gab. Da bedenken die Katholiken: Meine Oblate ist eigentlich ein Stück von einem Brot, das eben zerbrochen wurde auf dem Altar, und diesen Vorgang nennt man Kommunion, wenn alle ein Stückchen von dem einen gebrochenen Brot erhalten. Das war alles, was der Bruder Paulus über die Eucharistie zu sagen hatte. Dagegen stand eine mir bekannte Dame auf und schrieb einen Leserbrief, der am 20. Januar in dieser selben Zeitung veröffentlicht wurde. „Wenn Kommunion erklärt werden soll“, schreibt sie, „dann bitte richtig nach der Lehre der katholischen Kirche, was in dem angeführten Artikel nicht der Fall ist. Nach der Lehre der katholischen Kirche spricht der Priester in Stellvertretung Christi die Wandlungsworte über Brot und Wein, wodurch diese in der Kraft des Heiligen Geistes in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden,

welche der Gläubige in der heiligen Kommunion empfängt. Dies und nichts anderes bedeutet Kommunion.“ Das war apostolische Tätigkeit.

Eine andere Dame – Frauen sind ja immer mutiger als Männer, nicht wahr – kaufte mehrere Nummern der Wochenzeitung „Junge Freiheit“ auf, in der gegen die Homosexuellenlobby Stellung genommen wurde. Sie kaufte diese Exemplare auf und verteilte sie. Auch das war eine apostolische Tat. Man muss nur einmal nachdenken und sich überlegen, was man tun kann, dann findet man schon zu apostolischem Wirken.

Die Verähnlichung mit Christus wird weitergetrieben in der Priesterweihe. Der Priester ist in gewisser Hinsicht – in gewisser Hinsicht! – ein Abbild des Herrn, des Hohenpriesters, des Lehrers und des Guten Hirten. Seine höchste Berufung ist, in der Kraft des Heiligen Geistes, wie die Dame geschrieben hatte, die Wandlung der Gaben vorzunehmen, also Leib und Blut auf den Altar herabzurufen. Christus wirkt durch den Priester und im Priester die Wandlung von Brot und Wein, und der Priester ist sein unerläßliches Werkzeug.

So ist jedes Glied, der Getaufte, der Gefirmte, der Priester Christus verähnlicht. Er stellt Christus abbildlich dar. Er ist ihm im Sein verbunden, und diese Seinsverbundenheit macht unsere Würde, unser Glück und unsere Zuversicht aus. Wir sind wahrhaftig von königlichem Geblüt, nämlich vom Geblüt des Königs Jesus Christus. Diese Seinsverbundenheit in der Handlungsverbundenheit ständig zu verwirklichen, das ist unsere Aufgabe. Wir haben die heiligmachende Gnade. Sie ist uns von Gott geschenkt. Sie soll aber die ganze menschliche Natur, unser Handeln, unser Denken durchherrschen. Wir sollen auch in der heiligmachenden Gnade fest in der Kirche stehen, denn wir haben ja alles, was wir besitzen, von ihr: den Glauben, die Sakramente. Christlicher Glaube ist immer kirchlicher Glaube, nicht, wie manche heute sagen: Christus ja, Kirche nein. Nein, vielmehr Christus und Kirche. Durch die Kirche zu Christus und mit Christus in der Kirche, das ist die katholische Antwort auf diese dumme Redensart „Christus ja, Kirche nein“.

Die Vermehrung der Gnade hängt aber nicht nur von Gott ab. Sie hängt auch von der sittlichen Betätigung des Menschen ab. Der gewöhnliche Weg, wie die Gnade in uns wächst, wie die Gnade in uns gesteigert wird, ist die sittliche Betätigung. Wenn wir als sittlich gute Handlungen setzen, wenn wir das Gute, das Sachgemäße verwirklichen, dann wächst die Gnade in uns. Wie Paulus im Galaterbrief schreibt: „Wenn wir im Geiste leben, laßt uns auch im Geiste handeln.“ Diese Betätigung in der heiligmachenden Gnade ist eine Frucht, eine Frucht der übernatürlichen Heiligkeit. Der Heilige Geist in uns drängt, lebendig zu sein, Frucht zu bringen. Die Gnade treibt Früchte des neuen Lebens hervor, aber eben nur dann, wenn der Mensch mitmacht, wenn er die Gnade sich entfalten läßt, wenn er dem Entfaltungsdrang der Gnade nachgibt.

Dieses Fruchtbringen ist eine strenge Pflicht. Nicht der Glaube allein, sondern der Glaube, „der durch die Liebe wirksam ist“, wie Paulus im Galaterbrief schreibt, dieser Glaube sichert das ewige Leben. „Der Glaube ohne Werke ist tot“, wie uns der Apostel Jakobus lehrt. Der Herr hat im Endgericht geschildert, dass es ein Gericht nach dem Tun ist. Die Seligen werden in die himmlische Freude aufgenommen, weil sie im elenden Bruder und in der bedürftigen Schwester Christus gesehen haben. Die Verlorenen gehen nicht deswegen verloren, weil sie nicht geglaubt haben, sondern weil der Glaube nicht wirksam war, weil sie ihren Glauben nicht in werktätiger Liebe geübt haben. Die Erfüllung der sittlichen Gebote ist auch unerläßlich, um den Gnadenstand zu bewahren; denn der Gnadenstand kann verlorengehen. Wir können aus der Gnade herausfallen. Deswegen mahnt der Apostel Paulus: „Sei nicht übermütig, sondern fürchte dich“, nämlich die Gnade zu verlieren, die Freundschaft Gottes aus dem Herzen zu verbannen. Um gut zu sein, muss man ständig besser werden.

Die positiven sittlichen Tätigkeiten, die wir nach Gottes Willen vollbringen sollen, müssen häufig durch Überwindung herbeigebracht werden. Ohne sittlichen Kampf kann der katholische Christ nicht bestehen. Der Kampf gegen die Sinnlichkeit, der Kampf gegen die innere Unordnung, der Kampf gegen die Schwäche ist ein wesentliches Erfordernis. Das haben schon die Lateiner und die Griechen der alten Zeit gewußt: Abstine! Contine! Sustine! So haben sie gelehrt. Abstine – enthalte dich! Contine – Beherrsche dich! Sustine – Halte aus! Aus der übernatürlichen Berufung ergibt sich, dass das Ziel, dem wir entgegenstreben, unendlich viel reicher, wichtiger, schöner ist als alles, was wir auf Erden erwerben und besitzen können. Das Irdische ist gegenüber dem Himmlischen geringfügig. „Ohne

Jesus sein, das ist eine ganze Hölle. Bei Jesus sein, das ist ein Paradies von Wonne. Ist Jesus bei dir, so kann dir kein Feind schaden“, schreibt der selige Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi. Und an einer anderen Stelle: „Siehe, zweifache Freude kannst du nicht haben: dich hier auf Erden töricht ergötzen und drüben mit Christus herrschen, das geht nicht.“ Und deswegen mahnt er: „Lerne jetzt der Welt sterben, damit du im Tode mit Christus zu leben anfangen kannst.“

Der Kampf ist uns auch deswegen auferlegt, weil die böse Begierlichkeit auch nach der Tilgung der Erbsünde bestehen bleibt. Begierlichkeit ist das intensive Streben nach einem lusterregenden Gut. Die böse Begierlichkeit ist das ungeordnete Streben nach einem lusterregenden sinnlichen Gut. Ungeordnet ist die Begierde, wenn sie gegen die sittliche Ordnung steht. Nach Paulus ist in uns ein Hang zum Bösen. Die Verderbtheit unserer Natur wird eben durch die Taufe nicht gänzlich aufgehoben. Es bleibt ein Rest. Augustinus, der sich viel damit beschäftigt hat, sagt: „Die Begierlichkeit ist Sündenfolge und Sündenwurzel.“ Sündenfolge und Sündenwurzel. Sie bleibt auch im Gerechtfertigten zum Kampf. Das soll uns demütig machen, denn wir wissen, wie sind angewiesen auf die Gnade, auf die helfende Gnade, auf die aktuelle Gnade, die uns über unsere Untiefen hinwegträgt, die uns hilft zur Abwehr des Bösen. So steht denn keine Heiligkeit fest, wenn du, Herr, deine Hand zurückziehst. So nützte denn keine Weisheit, wenn du nicht regierst. So hilft denn keine Tapferkeit, wenn du nicht bestehst. So dauert denn keine Keuschheit, wenn du sie nicht schüttest. So nützt denn keine Wachsamkeit, wenn dein heiliges Auge nicht wacht. Denn wenn deine Hand uns losläßt, dann versinken wir, wenn wir aber deine Hand erfassen, so kommen wir wieder ans Land und leben.

Die sittliche Menschennatur verlangt eben immer Kampf und Selbstverleugnung, Überwindung, damit ihre Kräfte sich voll entfalten können. „Soviel wirst du im Guten voranschreiten, als du dir selbst Gewalt antust. Und wenn du dir nicht selbst Gewalt antust, wirst du die Sünde nie besiegen.“ Es ist schwer, meine lieben Freunde, es fällt allen schwer, allen, die hier versammelt sind, es fällt allen schwer, sich zu überwinden, zu kämpfen, sich selbst zu verleugnen. Niemand hat diese Lage besser in Worte gefaßt als der selige Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi. „Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reiche gern mit ihm herrschen möchten, aber wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen. Er hat viele, die seinen Trost begehren, aber wenige, die in der Trübsal mit ihm ausharren wollen. Er hat viele, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Alle möchten mit ihm Freude haben, aber wenige wollen für ihn leiden. Viele folgen Jesus bis zum Brotbrechen beim Abendmahle, aber wenige bis zum Trinken des Leidenskelches. Viele rühmen seine Wunder, aber wenige teilen mit ihm die Schmach des Kreuzes.“

Das ist es also, meine lieben Freunde, was wir lernen wollen, lernen noch in diesem Jahre. Bald beginnt ja die Vorfastenzeit am Sonntag Septuagesima, und dann kommt die Fastenzeit. Da wollen wir uns das zu Herzen nehmen und wollen an uns arbeiten, wollen unsere Fehler bekämpfen, wollen den Hauptfehler ausrotten. Wenn wir einen Fehler wirklich gründlich beseitigen, verschwinden auch die anderen. Denn der Mensch ist ein Totum, eine Ganzheit, und diese Ganzheit läßt sich von einer Stelle aus vollkommen neu gestalten. Tugend wird durch Härte groß, durch Weichlichkeit wird sie vernichtet. So wollen wir denn beten: „O Gott, gib mir die himmlische Weisheit, dich vor allem zu suchen und dich in allem zu finden, dich über alles und in allem zu lieben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Bereit sein für das Gnadenwirken Gottes

30.01.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott wirkt das Wollen und das Vollbringen. Das ist die Lehre der Heiligen Schrift, der Apostel und der ganzen Überlieferung. Zur Verwirklichung, zur Erfüllung unserer sittlichen Lebensaufgabe benötigen wir die göttliche Gnadenhilfe. Wir müssen unterscheiden zwischen der Einwirkung Gottes in natürlicher Weise und in übernatürlicher Weise. In natürlicher Weise wirkt Gott auf alles Geschaffene mit dem sogenannten „concurus divinus“ – mit der göttlichen Mitwirkung oder mit dem göttlichen Zusammenwirken. Gott hat ja die Welt geschaffen, und er erhält sie im Dasein. Wenn er seine Kraft zurückziehen würde, würde die Welt ins Nichts zurücksinken. Die Welt hat nur Bestand, weil Gott sie fortdauernd erhält und mit allem, was ist, wirkt, so dass es seinen Bestand hat. Was der Schöpfer mit seiner Allmacht ins Dasein gerufen hat, das würde ins Nichts zurücksinken, wenn die gleiche Kraft nicht weiterwirken würde, um das, was anfänglich geschaffen wurde, im Dasein zu erhalten. Gott schuf nicht also und ging weg, wie die Deisten meinten im 18. Jahrhundert. Nein, was von ihm stammt, das bleibt in ihm und durch ihn. Die Allmacht wird nicht müde. Gott wirkt in jedem Akt der Geschöpfe unmittelbar mit kraft des concursus divinus oder concursus generalis oder concursus universalis, die Theologie hat verschiedene Bezeichnungen für dieselbe Sache gewählt.

Über den allgemeinen Konkurs, über die allgemeine Mitwirkung hinaus geht die besondere Anregung und Kräftigung zu sittlich guten Handlungen. Wir können sittlich Gutes nur wirken, wenn Gott mit uns wirkt. Die menschliche Kraft kommt von Gott, und weil Gott mitwirkt, wird nicht etwa die menschliche Freiheit vernichtet, sondern Gott schafft die menschliche Freiheit. Er wirkt die Freiheit, dass wir in Freiheit das Gute tun können.

Von dieser natürlichen Mitwirkung verschieden ist die gnadenhafte Wirkung, ist die Gnadenhilfe Gottes, also die freie Huld und Gnade und Gabe, die Gott uns schenkt, damit wir das Gute tun können. Zuerst natürlich die heilende Gnade, die den Sünder zum Gerechten macht. Wir haben ja an den vergangenen Sonntagen von der Rechtfertigung gesprochen, und sie ist das Werk der heilenden Gnade Gottes. Sie gibt uns die Hilfe, die notwendig ist, um aus einem Sünder zu einem Gerechten zu werden. Sie ist eine stärkende Arznei, und gleichzeitig mit der Nachlassung der Sünde erhebt sie uns in einen höheren Stand, in den Stand der heiligmachenden Gnade. Die heilende Gnade wird zur erhebenden Gnade im Gnadenstand der heiligmachenden Gnade.

Diese Wirklichkeit, meine lieben Freunde, hat uns Gott verdient durch das Erlösungswerk Jesu Christi. Wir wissen, dass die Stammeltern die Gnade besaßen, aber verloren haben. Sie lebten im Zustand der Gottesfreundschaft. Alle ihre Kräfte, die körperlichen und die geistigen, waren harmonisch vereinigt. Es gab keinen Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen. Aber dann kam die Ursünde, und die Ursünde hat die Stammeltern der übernatürlichen Lebensgemeinschaft mit Gott beraubt. Sie haben das Glück der heiligmachenden Gnade für sich und für ihre Nachkommen verloren. Das höhere Leben mit seinen Kräften erstarb. Die Folge war die Zerstörung der Harmonie, die bis dahin im Menschen zwischen Geist und Leib geherrscht hatte. „Welch ein Glück, welche Seligkeit, welche Gnade hast du, Adam verscherzt“, ruft einmal der heilige Ambrosius aus, „dass du dich in ein solches Elend gestürzt hast!“

Aus der Ursünde ergab sich die Erbsünde. Nach einem geheimnisvollen Ratschluß Gottes sollten die Menschen die Sünde Adams erben, sollten sie in den Zustand der Nichtbegnadigung hineingebohren werden, und die gefallene Menschheit hat sich dann auch in dieser Sünde entsprechend verirrt. Eine Flut persönlicher Sünden kam zur Erbsünde hinzu, zu der erblichen Belastung. Die Erbsünde ist ein Geheimnis, und sie ist vielleicht auch schwer zu verstehen. Aber kein Geringerer als der große

französische Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal hat einmal den Satz geprägt: „Ich für meine Person muss gestehen: Sobald die christliche Religion mir die Lehre vom Sündenfall erklärte, gingen mir die Augen auf, und ich sah überall die Merkmale dieser Wahrheit; denn die ganze Welt predigt von einem verlorenen Gott und von einer gefallenen Natur.“ Die ganze Welt predigt von einem verlorenen Gott und von einer gefallenen Natur. Die Erbsünde besteht im Wesentlichen darin, dass der Mensch der übernatürlichen Gnade verlustig gegangen ist, dass ihm die Heiligkeit, die ihm ursprünglich zugestanden hätte, verloren wurde. Die Folgen der Erbsünde sind die Neigung zum Bösen, die böse Begierlichkeit, die uns, wie das Konzil von Trient sagt, zum Kampfe – zum Kampfe! – belassen ist.

Christus hat die Gnade durch sein Leben und Leiden wiedererlangt. Das ganze Leben, meine Freunde, das ganze Leben Jesu ist von erlöserischer Qualität. Also Christus hat uns erlöst durch seine Ankunft, durch seine Geburt, durch sein ganzes göttliches Leben, durch seine Lehre, durch sein Beispiel. Alles besitzt erlöserische Kraft. Aber freilich, der Gipfel dieser Erlösung wurde erstiegen am Kreuze. Durch die freiwillige Hingabe seines Lebens zur Tilgung der Sünden hat uns Christus die Fülle des übernatürlichen Lebens beschafft. Von ihm, von seiner Person geht die erlösende Gnade aus. Er ist ja der zweite Stammvater, der zweite Adam, und er vertritt das ganze Menschengeschlecht. Als Gottessohn trägt er in sich eine unendliche Würde und Heiligkeit, und so kann er durch seine göttlich-menschliche Tat die Sühne leisten, die wir Menschen brauchen. Er kann uns zur gnadenhaften Gotteskindschaft erheben. Freilich, der Einzelne muss zu diesem Erlöser finden; er muss Anschluß an Christus gewinnen; er muss eingegliedert werden in seinen mystischen Leib, die Kirche. Das geschieht durch die Rechtfertigung des Sünders, die durch aktuelle Gnaden vorbereitet und durch die heiligmachende Gnade vollendet wird.

So wird das Reich der Übernatur hergestellt, wiederhergestellt, das Reich Gottes aufgebaut, wieder aufgebaut. Die Apostel werden nicht müde, in immer neuen Wendungen diese unglaubliche Heilstat Gottes zu schildern. „In Christus besitzen wir die Erlösung durch sein Blut“, heißt es im Epheserbrief. „Er hat sich als Lösegeld für alle hingegeben. Durch den Tod seines Sohnes wurden wir mit Gott versöhnt. Das Blut seines Sohnes macht uns von allen Sünden rein“, so heißt es im Römerbrief. Und das schönste Wort, meine ich, steht im Galaterbrief: „Christus hat mich geliebt und sich für mich geopfert.“ Christus hat mich geliebt und sich für mich geopfert.

Gnade ist mehr als Schöpfung. Die Schöpfung brachte uns auf diese Erde, die Gnade soll uns in die ewige Welt Gottes bringen. Wir sind durch die Gnade mystisch mit Gott vereint. Wir haben also eine Beziehung zu Gott, die über alle sonstigen, irdischen Wirkungen hinausgeht. Die Seele ist unmittelbar mit Gott vereint. Das göttliche Leben ist uns mitgeteilt, die göttlichen Gnadenkräfte sind uns eingesenkt. Es ist schwer zu beschreiben, was diese Wiedergeburt, was diese Kindschaft Gottes bedeutet, eine innere Wandlung, eine innere Einpflanzung in den mystischen Leib des Herrn, das ist es. Und sie vollzieht sich in der sakramentalen Welt durch die Sakramente. Die Sakramente bringen uns in diese Verbindung mit Christus. In den Sakramenten wird das übernatürliche Leben der Seele begründet und gefördert.

Das ist sehr leicht zu verstehen, denn die Sakramente sind ja nur eine Auswirkung des Ursakramentes Christus. Er mit seinem Leib und mit seiner Seele, er mit seinem Wirken und mit seinem Leiden, er ist das Ursakrament. Und die Sakramente, die wir kennen, die wir empfangen, sind gewissermaßen Emanationen, Ausströmungen aus diesem Ursakrament Jesus Christus. Es gibt Menschen, die behaupten, die Sakramente seien Magie, das sakramentale Leben sei magisch. Was ist denn magisch? Magisch sind Vorgänge, bei denen man eine höhere Wirkung von einer niederen Ursache erwartet. Magisch ist auch, wenn man meint, durch menschliche Einwirkung Gott zwingen zu können. Das ist bei den Sakramenten überhaupt nicht der Fall. Die Sakramente geschehen in freier Huld Gottes. Sie sind in seiner Gnadenordnung beschlossen, und es ist in keiner Weise möglich, Gott zu zwingen. Wenn sie mit Sicherheit wirken, dann aufgrund der Zusage Gottes. Gott ist es, der in den Sakramenten allein die Gnadenwirkung erzeugt. Die Menschen freilich müssen sich dazu bereiten; sie müssen in der Gnade, noch einmal in der Gnade sich dazu vorbereiten, disponieren, wie der Ausdruck heißt. Aber mit Sicherheit geschehen die Wirkungen, die Gott uns zugesagt hat, aus freier Huld, freilich mit der Zuverlässigkeit, wie sie Gott eigen ist.

Meine lieben Freunde, der Mensch braucht Gott, um Mensch zu bleiben und nicht zum Unmenschen zu entarten. Er wird nur Vollmensch, der im Natürlichen und im Übernatürlichen beheimatet ist, durch Gottes Wirken. Uns rettet nur eines: die Gnade unseres Erlösers, unseres Herrn und Gottes. Es ist eine Bekehrung unmöglich ohne seine anregende und helfende Gnade. Am Weihnachtstag des Jahres 1886 begab sich ein junger Franzose, Paul Claudel, in die Kirche Sacré Coeur auf dem Montmartre in Paris. Paul Claudel war völlig ungläubig. Er war Schriftsteller, und er suchte Stoff für irgendeinen Roman oder ein Essay, den er schreiben wollte. Er betrat aus reiner Neugierde die Kirche Sacré Coeur. Er wurde von der Menge hin und her gestoßen, er ging nach Hause. Am Nachmittag fand er sich wieder ein zur Vesper. Weißgekleidete Mädchen sangen. Eben wollten sie mit dem Magnificat beginnen. „Und da geschah etwas“, so schreibt er, „gänzlich unerwartet, das über mein ganzes weiteres Leben entschied. Es war, wie wenn jemand mein Herz plötzlich angerührt hätte, und von diesem Augenblick an war ich bekehrt, ein gläubiger Christ.“ Seinem Glauben wohnte von nun an eine solche Kraft inne, dass er ihn nie mehr in seinem bewegten Leben verloren hat. Er war so glücklich, dass er diesen Glauben gefunden hatte, und dieses Glück hat ihn das ganze Leben nicht verlassen. So ist er der große, vielleicht der größte katholische Dichter Frankreichs geworden. Die Gnade hat ihn überwältigt, die siegreiche Gnade, die wirksame Gnade, die gratia victrix, wie die Theologie sagt. Sie hat ihn überwunden.

Niemand ist imstande, das Gute, das er will, zu tun und das Böse, das er nicht will, zu unterlassen außer durch Christi Gnade. Nichts Gutes, das zur Frömmigkeit und zur Gerechtigkeit gehört, kann ohne die Gnade Gottes geschehen. Unsere Aufgabe ist es, der Gnade würdig zu werden, dem gnädigen Gott, dem Gnadenspender uns zu öffnen, die Anregungen der Gnade zu verspüren und ihnen zu folgen. Es gibt eine schöne Anrufung in einer Litanei, und die lautet: „Von der Vernachlässigung deiner Einsprechungen, o Herr, erlöse mich.“ Von der Vernachlässigung deiner Einsprechungen, o Herr, erlöse mich. Gott nötigt niemanden. Auch wenn er ruft, läßt er dem Menschen die freie Entscheidung. Aber wenn wir träge sind, vermag niemand uns mit seinem Gebet zu helfen. Das Reich Gottes wird nicht den Schlafenden zuteil, sondern denen, die wachen und arbeiten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die evangelischen Räte des Herrn

06.02.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kirche kennt Gebote und Räte. Manches ist geboten, d.h. uns verpflichtend auferlegt, anderes ist nur geraten, also empfohlen. Empfohlen wird uns von der Kirche vor allem der Gottesdienst, denn das ist die höchste Betätigung des Menschen. Es gibt empfohlene gottesdienstliche Unternehmungen, z.B. die Herz-Jesu-Verehrung, sie ist keine Pflicht, aber empfohlen. Daneben gibt es auch asketische Übungen, die die Kirche in besonderer Weise empfiehlt. Sie sagt, dass wir immer wieder auch im Erlaubten uns Abbruch tun sollen, damit wir nicht ins Unerlaubte fallen. Sie weiß: Wer sich alles Erlaubte gestattet, der ist nicht mehr weit vom Unerlaubten. Man muss schon im Erlaubten Einhalt gebieten, um fähig zu sein, das Unerlaubte zu meiden.

Eine besondere Rolle unter den Empfehlungen, unter den Räten, die die Kirche gibt, nehmen die sogenannten Räte des Evangeliums ein: Armut, Keuschheit, Gehorsam. Diese Räte stammen aus der Verkündigung Jesu. Sie sind Räte des Evangeliums, der Frohen Botschaft. Und Sie alle wissen, worum es sich handelt. Es kam ein junger Mann zu Jesus und fragte ihn: „Was muss ich tun, damit ich das ewige Leben erlange?“ Antwort des Herrn: „Halte die Gebote!“ Das war die Pflicht. Dann kommt aber der Mann mit einer zweiten Frage: „Was fehlt mir noch?“ Da antwortete ihm der Herr: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen, und dann komm und folge mir nach!“ Das ist der Rat der Armut, der Rat der evangelischen Armut.

Ein andermal sprach der Herr mit den Jüngern über die Ehe, und er machte ihnen klar, dass die Ehe nach Gottes Willen unauflöslich ist. Wer die Ehefrau entläßt, bricht die Ehe, und wer die Geschiedene heiratet, bricht die Ehe. Da gerieten die Jünger in Entsetzen: Ja, wenn das so ist, dann ist es besser, nicht zu heiraten. Jetzt ergeht die Antwort des Herrn: „Nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur die, denen es gegeben ist. Es gibt nämlich Verschnittene (Ehelose) vom Mutterleibe an, die so geboren sind, es gibt Verschnittene, Ehelose, die von Menschen dazu gemacht sind. Es gibt aber auch solche, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen. Wer es fassen kann, der fasse es!“ Das ist der Rat der Enthaltensamkeit, der geschlechtlichen Enthaltensamkeit.

Der dritte Rat, des Gehorsams, ist enthalten in dem Worte, das der Herr beim Rangstreit der Jünger gesprochen hat: „Wer unter euch groß sein will, der werde euer Diener. Und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht. Wie auch der Menschensohn nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen.“ In diesem Vorrang des tätigen Dienens, den der Herr hier aufstellt, ist die Verleugnung des Willens, ist die Unterordnung unter andere enthalten. Sie ist so sehr darin enthalten, dass der heilige Ignatius von Loyola einmal sagen konnte: „Die Verleugnung des Eigenwillens ist besser als Tote zu erwecken.“

Die drei Räte: Armut, Keuschheit, Gehorsam sind deswegen so wichtig, weil sie aus dem Beispiel des Herrn genommen sind. Er hat ja volle äußere Enthaltung gepredigt und gelebt. Er war arm und lebte in Armut und Bedürfnislosigkeit. Er hat auf Ehe und sinnliches Genießen verzichtet. Er hat sich untergeordnet unter göttliche und menschliche Gewalt. Da er in der Gestalt Gottes war, hielt er es nicht für notwendig, diese Gestalt festzuhalten, sondern er entäußerte sich, er nahm Knechtsgestalt an, er wurde, äußerlich gesehen, ein Mensch. „Er hat sich erniedrigt, er ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze.“ Der Herr ist das lebendige und ergreifende Vorbild der Räte des Evangeliums Armut, Keuschheit und Gehorsam. Und die katholische Kirche – im Unterschied zu anderen Religionsgemeinschaften – ist immer diesem Vorbild des Herrn treu geblieben. Sie hat immer diese Räte hochgeschätzt und dafür gesorgt, dass sie in der Kirche gelebt werden können.

In der alten Kirche steht niemand höher als die gottgeweihte Jungfrau. Viele dieser Jungfrauen haben den Herrn geliebt bis zum Tode, bis zum Martyrium. Ebenso hat das Einsiedlerwesen Armut, Keuschheit und Gehorsam gelebt. Die Kirche hat den Priestern die Enthaltbarkeit in einem bedürfnislosen Leben auferlegt; wir nennen sie den Zölibat. Das kirchliche Lehramt hat den Vorrang der gottgeweihten Jungfräulichkeit vor der Ehe festgehalten gegen alle Anfechtungen. „Wenn jemand sagt, der Ehestand sei dem Stand der Jungfräulichkeit vorzuziehen, der sei im Banne“ (Konzil von Trient). Die Verwirklichung der Räte des Evangeliums ist der Kirche durch Christus aufgegeben. Es muss in der Kirche Menschen geben, welche die Räte des Evangeliums leben. Ohne sie würde der Kirche etwas Wesentliches fehlen. Nicht jeder einzelne kann jedes einzelne Wort des Evangeliums buchstäblich erfüllen. Aber das ganze Evangelium muss bis zum letzte Buchstaben in der Kirche erfüllt werden.

Für die Räte des Evangeliums lassen sich durchschlagende innere Gründe angeben. Die Räte des Evangeliums sind nicht zu verwechseln mit scheinbar ähnlichen Erscheinungen in anderen Religionen. Sie kommen nicht aus dem dualistischen Welthaß, sie sind auch nicht mit dem buddhistischen Welterschmerz zu vergleichen, sie entstammen nicht einer heidnischen Weltverachtung. Nein. Wir erkennen das sittlich Gute der Ehe, des Vermögens, der Freiheit, auch der Führungskraft an. Alle diese Dinge sind hohe Werte, und sie werden von der Kirche unzweifelhaft anerkannt. Der Verzicht auf sie ist keine bloße Negation, sondern er ist das Opfer im Dienste einer höheren Idee. Die Räte des Evangeliums bedeuten nicht so sehr ein Leerwerden als vielmehr ein Freiwerden, ein Freiwerden für höhere Ideale, für die apostolischen Aufgaben des Christentums. Im Stand der Räte kann sich die Liebe zu Gott ungehemmter und ungeteilter, unmittelbarer entfalten als im weltlichen Stande. Die Gottgeweihten haben ja mehr Zeit für Gott, zu beten, für andere zu beten, für sie einzutreten. Sie sind nicht abgelenkt, sie sind nicht geteilt. Also schon die Liebe zu Gott kann sich ungehemmter entfalten im Stand der Räte. Und die intensivere Verehrung Gottes kommt ja auch allen anderen Menschen zugute. Die reichere Entfaltung des Gebetslebens – und wir Priester beten ja stundenlang am Tage – nützt allen Menschen.

Dazu kommt ein anderer Grund, nämlich die hohe geistige Würde des Menschen. Sie verlangt eine Loslösung vom Trieb, vom irdisch Zufälligen. Wenn der Geist sich entfalten soll, darf der Mensch nicht ein Sklave des Trieblebens sein. Der Geist kann sich um so mehr entfalten, je intensiver der Mensch das Triebleben beherrscht. Je mehr der Mensch sein natürliches Triebleben abtötet, desto empfänglicher wird er für Gottes innere Stimme. Wer von den Trieben gefesselt ist, ist unfrei. Er vermag nicht auszuschreiten zu Gott.

Außerdem ist der Mensch für die Ewigkeit bestimmt. Und wer um Gottes willen ein bedürfnisloses, enthaltsames Leben führt, wer um Gottes willen auf Ehe und geschlechtliche Betätigung verzichtet, der erinnert die Menschen an jenen Zustand, wo man nicht mehr heiratet und verheiratet wird, wo sie sind wie die Engel im Himmel. Die gottgewollte Enthaltbarkeit ist ein Hinweis auf das Jenseits, auf die jenseitige Welt, auf die Ewigkeit Gottes. Wer diese Lebensform auf sich nimmt, ist ein Leuchtzeichen für die Menschen, dass sie den Weg zum Himmel sehen und finden. Es ist notwendig, dass solche Zeichen aufgestellt werden, weil die Menschen die Ewigkeit zu leicht über der Erde vergessen. Wer um Gottes willen auf Ehe und Familie verzichtet, der zeigt, welche Kraft der Glaube, auch und zumal der Glaube an das ewige Leben vermittelt. Der Verzicht auf hohe irdische Güter ist ein Zeichen des Glaubens an Gott und an die himmlischen Schätze.

Dazu kommt eine weitere Begründung für die Räte des Evangeliums. Nämlich in diesen Räten wird der Kampf gegen die Sünde und gegen die Versklavung an die Lüste des Fleisches entschlossen und wirksam geführt. Der Herr mahnt ja, sich an die Gefahren des Reichtums zu erinnern. „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Himmelreich kommt.“ Der heilige Johannes verweist auf die dreifache Lust: Augenlust, Fleischeslust, Hoffart des Lebens. Und dagegen sind die Räte eingesetzt. Gegen die Augenlust die Armut, gegen die Fleischeslust die Enthaltbarkeit, gegen die Hoffart des Lebens der Gehorsam. Es geht in keinem Christenleben, meine lieben Freunde, ohne Ascese, ohne Überwindung, ohne Enthaltbarkeit, ohne Einübung ins Recht tun. Ja, man kann mit der Nachfolge Christi sagen: Der wahre Fortschritt des Menschen besteht in der Selbstverleugung. Oder wenn Sie Johannes Scheffler hören wollen: „Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt. Willst du hinein, du mußt durch Feuer und durch Schwert.“ Dasselbe wird also von Johannes Scheff-

ler hier gesagt. Schon im natürlichen Leben kann man nichts Großes leisten, wenn man nicht ausdauernd arbeitet, übt und sich überwindet. Der Pianist Rubinstein wurde einmal auf der Höhe seines Ruhmes gefragt, ob er noch täglich Klavier übe. Da gab Rubinstein zur Antwort: „Wenn ich nicht jeden Tag üben würde, würde ich es am ersten Tage merken. Am zweiten Tage würden es meine Freunde merken und am dritten Tage das Publikum.“

Die Weltüberwindung in der Nachfolge Christi bringt der menschlichen Gesellschaft und ihrer Kultur reichen Segen. Schon der vollkommene Anschluß an Gott ist für die Menschen notwendig. Sie müssen andere sehen und erleben, die Gott zu ihrem Beruf machen, die Gott zu ihrem Lebensinhalt machen. Es muss Menschen geben, die Gottes Sache zu ihrem Beruf machen. Es muss Herolde geben, die Gottes Wahrheit verkünden. Es muss Wächter geben, die Gottes Schätze hüten. Zu diesem Zweck verzichten gottgeweihte Personen auf Aufwand, auf Ehe, auf Freiheit des Lebens. Dazu kommt auch die Gleichstellung der Nächstenliebe mit der Gottesliebe. Wer Gott liebt, der muss auch den Nächsten lieben, unweigerlich, sonst ist seine Gottesliebe nicht echt. Die Gottesliebe verlangt die Probe in der Nächstenliebe. Je näher der Mensch zu Gott kommt, desto mehr kann er für seine Brüder und Schwestern leisten. Im Christentum ist die Nächstenliebe der Beweis für die Gottesliebe.

Und noch einen Grund gibt es für die Nachfolge Christi im Räteleben, nämlich: Die Menschheit braucht Helden. Jawohl, sie braucht heroische Persönlichkeiten. Diese Persönlichkeiten sind für andere ein Beispiel und ein Ansporn. Heroische Beispiele der Tugend sind notwendig, um die niederziehenden Mächte der Sünde, vor allem der Habsucht, der Sinnlichkeit und der trotzigigen Auflehnung gegen die Ordnungen Gottes zu überwinden. Wenn alles zusammenbricht, dann schlägt die Stunde der großen Seelen. Ein törichter Mensch hat gesagt: „Glücklich das Volk, das keine Helden braucht.“ Ein jedes Volk braucht seine Helden!

Die Kirche kennt einen eigenen Stand der Vollkommenheit. Er heißt nicht deswegen so, weil die, die sich da versammeln, vollkommen sind, sondern weil sie vollkommen werden wollen. Der Ordensstand ist der Stand der Vollkommenheit, weil die, die darin sind, die Vollkommenheit erstreben, weil sie durch Armut, Keuschheit und Gehorsam die Liebe entfalten lassen wollen. Die Räte des Evangeliums sind bestimmte Behelfe, um zur Vollkommenheit zu gelangen, nicht die Vollkommenheit selbst. Sie sind die geeigneten Mittel, die heilige Liebe zu erringen, die allein die Vollkommenheit ausmacht. Man weist auf Mängel, Schwächen, Schäden hin von denen, welche die evangelischen Räte auf sich genommen haben. Ich leugne sie nicht, ich kenne sie. Ich halte mich hierbei an das Wort des heiligen Augustinus, der einmal gesagt hat: „Ich habe nicht leicht bessere Menschen getroffen als die, die sich im Kloster vervollkommen haben, aber auch nicht leicht schlechtere als die, die in Klöstern gefallen sind.“

Ich habe viele Jahre, meine lieben Freunde, unter Klosterfrauen gelebt und auch einige Jahre unter männlichen Ordensleuten. Ich habe niemals etwas erfahren, gesehen, gehört, was das Auge hätte beleidigen müssen, nicht ein einziges Mal, wohl aber ergreifende Beispiele der Überwindung und der Nächstenliebe. Aus der Welt läßt sich kein Kloster machen, aber in der Welt müssen Klöster stehen. In der Welt muss es eine Mannigfaltigkeit von Berufen geben. Wir brauchen Ingenieure, wir brauchen Handwerker, wir brauchen Ärzte, wir brauchen Techniker, wir brauchen Polizeibeamte und Verwaltungsbedienstete. Aber es muss auch Gottgeweihte geben, es muss auch Menschen geben, die Gott nicht vergessen und Gott zum Ziel und Inhalt ihres Lebens machen, damit der Weg zur Ewigkeit gezeigt wird.

Nun suchen die Feinde der Räte, auch die Feinde der Kirche, auf eine dreifache Weise uns diese Empfehlungen des Herrn madig zu machen: durch Forderungen, durch Verdächtigungen und durch Behauptungen. Durch Forderungen. Sie wollen das Leben nach den Räten abschaffen. Ja, was bedeutet es denn, was diese acht Politiker da verlangen, dass der Zölibat aufgehoben wird? Was bedeutet das denn anderes, als dass der Rat, den der Herr gegeben hat, in der Kirche aufhört? Der Provinzial der Jesuiten schließt sich ihnen an. Er soll sich einmal um seine darniederliegende Gemeinschaft kümmern. Bischöfe legen ein beredtes Schweigen an den Tag. Meine lieben Freunde, diese Forderungen kommen aus der Schwäche des Glaubens, aus der Erschlaffung der Sittlichkeit. Sie kommen aus dem Verlust des kirchlichen Sinnes. Sie entstammen dem Unverständnis für das Wesen katholischen Priestertums. Der Mann, der in Stellvertretung Jesu die Worte spricht: „Das ist mein Leib. Das ist mein

Blut“, der soll auch in seiner Lebensform und in seiner Lebensführung dem Heiland angeglichen sein. Das bedürfnislose und enthaltsame Leben des zölibatären Priesters macht den Menschen deutlich, wem er sein Leben geweiht hat.

An zweiter Stelle arbeiten sie mit Verdächtigungen gegen die Gottgeweihten. Sie werden der Untreue zu ihrem Ideal bezichtigt. Vor allem solche, die aus dem geistlichen Stande ausgebrochen sind, unterstellen anderen Täuschung und Unehrllichkeit. Wir weisen derartige Beschuldigungen entschieden zurück. Wir sind schwache Menschen, wir alle, aber wir sind keine Heuchler. Wir führen kein Doppelleben. Wir sind keine Betrüger. Wir täuschen nicht Gott und die Menschen. Dass Schwächen vorkommen, wissen wir alle. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Wer die Mittel, das Ideal zu erhalten, nicht gebraucht, der kann untergehen. Aber es gilt auch: Wer fällt, kann wieder aufstehen. Es gibt eine Bekehrung, es gibt eine Erneuerung im Geiste. Die Menschen, die selbst tief im Sumpfe stecken, fassen es nicht, wie andere Menschen ihr Leben auf höhere und höchste Ziele einstellen können. Forschen Sie einmal nach, wie es um das Leben, um das sittliche Leben so vieler, allzu vieler Journalisten, Politiker, Künstler steht, wie viel eheliche Untreue, wie viel Ausschweifung, wie viel Exzesse gibt es da! Lothar Matthäus hat seine vierte Ehe hinter sich gebracht, seine vierte Ehe. Es gibt viele Lothar Matthäusse. Um ihrer eigenen Schande zu entgehen, bezichtigen sie andere der Schande.

Drittens arbeiten diese Leute mit Behauptungen. Sie behaupten: Das Ideal ist undurchführbar. Jeder Mensch ist sexuell bestimmt und muss seine Sexualität ausleben. Diese Behauptung ist schlicht falsch. Sie wird durch die Erfahrung widerlegt. Ich rufe meine vielen Seelen, die ich in 60 Jahren Priestertum kennengelernt habe, ich rufe sie auf, die vielen tapferen Unverheirateten, die tapferen Geschiedenen, die frommen Witwen, sie rufe ich auf zum Zeugnis dafür, dass es möglich ist, die Enthaltsamkeit zu leben. Sie widersprechen der unerhörten Behauptung, jeder müsse sich geschlechtlich betätigen. Ich habe eine Dame erlebt, meine lieben Freunde, die sich in die Brennesseln warf, entblößt in die Brennesseln warf, um die Libido zu bekämpfen. Ich bin überzeugt, dass jeder Mensch fähig ist, enthaltsam zu sein, wenn er es will und weil er es muss. Jeder Unverheiratete ist nach Gottes Willen gehalten, auf geschlechtliche Betätigung zu verzichten. Das ist der eherne Grundsatz Gottes, den die katholische Kirche unbeirrt um alle anderen verkündet. Der Trieb, meine lieben Freunde, der Trieb wird so stark, wie man ihn werden läßt.

Nein. In einer Zeit, in der die Armut verflucht wird, ist die freiwillige Armut ein Segen und ein Vorbild. In einer Zeit, in der sittliche Verkommenheit alle Zäune sittlicher Ordnung niederreißt, ist die vollkommene Keuschheit ein Segen und ein Vorbild. In einer Zeit, in der allen Gesetzen der Gehorsam verweigert wird, ist der freiwillige Gehorsam ein Segen und ein Vorbild. Es bleibt gültig, was Paulus an die Galater schreibt: „Die Christus angehören, haben ihr Fleisch mit seinen Leidenschaften und Gelüsten ans Kreuz geschlagen.“ Im Christentum darf das Opfer nicht aussterben, weder das Opfer des Altares noch das Opfer des Lebens. Opfergeist ist das Christlichste, ist das Göttlichste am Christentum.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gnade Gottes – Heilmittel für die Seele

13.02.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten an einem der vergangenen Sonntage erkannt, dass kein heilswirksames Werk vom Menschen geschehen kann ohne die Gnade. Wir können heilswirksam, verdienstlich nur wirken, wenn die Gnade uns trägt und beisteht. Diese Wahrheit ist aber nicht von allen, die sich Christen nennen, angenommen worden. Es sind Männer aufgestanden, die sagten: Der Mensch kann von Natur aus, ohne die Gnade, überhaupt nichts. Er kann, wenn er die Gnade nicht hat, nur sündigen. Alles, was ein Mensch tut ohne die Gnade, ist Sünde.

Die dies vertreten haben, sind Martin Luther, Bajus, Quesnel und die Jansenisten. Sie haben die Befähigung des gefallenen Menschen geleugnet, überhaupt etwas Gutes tun zu können. Sie haben darüber hinaus erklärt: Alles, was ein nicht in der Gnade stehender Mensch tut, ist Sünde.

Diese Irrlehre ist eine große Gefahr, denn wer sie annimmt, der raubt dem übernatürlichen Leben jede natürliche Grundlage. Der Mensch ist dann nicht mehr fähig, dem Rufe Gottes zur Begnadigung zu folgen. Diese Irrlehre hat ihr Wurzel darin, dass man sagt: Die Erbsünde hat den Menschen total verderbt. Das ist die Irrlehre Luthers. Die Erbsünde hat den Menschen total verderbt. Dagegen die katholische Lehre: Nein, es gibt keine wesenhaft böse Natur. Die menschliche Natur ist verwundet, sie ist geschwächt, aber sie ist nicht ausgelöscht. Sie ist nicht total verderbt. Deswegen gibt es natürlich gute Handlungen. Worin bestehen sie? Die natürlich gute Handlung besteht darin, dass man mit dem Gewissen und dem Willen das Rechte erkennt und tut. Dass man mit Gewissen und Willen das Rechte, das Gottgewollte tut, dem Sittengesetz zustimmt. Und um das zu verstehen, wollen wir heute fünf Sätze aufstellen.

Der erste Satz lautet: Der gefallene Mensch, also der Mensch ohne Gnade, vermag aus eigener Kraft seines Verstandes den einen wahren Gott aus dem Schöpfungswerk mit Sicherheit zu erkennen. Die Kirche hat immer die natürliche Erkennbarkeit Gottes festgehalten. Sie hat sie sogar auf dem Ersten Vatikanischen Konzil definiert. Damit hat die Kirche nichts anderes getan als die Lehre des Apostels Paulus zu wiederholen: „Was man von Gott erkennen kann“, schreibt er im Römerbrief, „ist den Heiden offenbar. Gott selbst hat es ihnen geoffenbart. Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Göttlichkeit sind seit Erschaffung der Welt durch das Licht der Vernunft an seinen Werken zu erkennen.“ Durch das Licht der Vernunft an seinen Werken, oder besser noch aus seinen Werken zu erkennen. Das ist gerade entgegengesetzt den Irrlehren von Luther und seinen Gefolgsleuten. Denn er verwirft ja die Vernunft. „Die Vernunft“, sagt er, „ist eine Hure. Sie stinkt nach dem Bock Aristoteles.“ Er traut der Vernunft überhaupt nichts zu. Sie kann weder etwas erörtern noch schließen. Dagegen hat die Kirche, hat unsere Kirche immer an der Kraft der Vernunft festgehalten, den unsichtbaren Gott aus seinen sichtbaren Werken erkennen zu können.

Zweiter Satz: Der gefallene Mensch vermag aus eigener Kraft auch ohne Gnade manches natürlich gute Werk zu verrichten, so dass nicht alle Werke der Heiden Sünde sind. Die Kirche verwirft mit diesem Satz zweierlei, einmal dass der gefallene Mensch ohne Gnade in allem sündigen würde. Alles, was er tut, ist Sünde. Das ist verworfen. Und dann, dass der Unglaube allein schon jedes natürlich sittliche Handeln notwendig in Sünde umschlagen läßt. Nein. Die Heilige Schrift traut den Heiden natürlich gute Werke zu. Der Heiland sagt es ja selber: „Wenn ihr nur die grüßt, die euch grüßen, was tut ihr da Besonderes? Das tun auch die Heiden.“ Grüßen, einem anderen also freundlich gegenüber-treten, ist eine gute Tat, und das können die Heiden. Das sagt uns der Heiland. Und noch deutlicher spricht es der Apostel Paulus aus: „Wenn die Heiden, die das Mosaische Gesetz nicht haben, aus natürlichem Antriebe – aus natürlichem Antriebe! – das tun, was zum Gesetz gehört, so sind sie, die das

Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz und zeigen, dass die Werke des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sind.“ Er traut den Heiden gute Werke zu. Er traut sie ihnen zu, obwohl sie das Gesetz des Moses nicht kennen. Es gibt eben ein natürliches Sittengesetz, und dieses ist in die Herzen der Menschen eingeschrieben und wird ihnen offenbar durch den Spruch des Gewissens.

Der dritte Satz lautet: Der gefallene Wille vermag nicht auf lange Zeit hindurch ohne Gnade das natürliche Sittengesetz in seinem ganzen Umfang zu beobachten, so dass er eben von Zeit zu Zeit in schwere Sünde fällt. Es gibt also Grenzen für den Willen, für den natürlichen Willen, und diese Grenze liegt darin, dass das gesamte Gesetz von ihm nicht beobachtet werden kann. Schon der Gerechtfertigte weiß, dass er unter Versuchungen zu leiden hat, dass die Konkupiszenz ihm zu schaffen macht und dass er auf längere Zeit nicht imstande ist, ohne jede läßliche Sünde zu leben. Erst recht kann das nicht der Mensch, der ohne die Gnade ist. Wiederum hat es Paulus wie kein anderer meisterhaft ausgesprochen im Römerbrief: „Denn ich habe Lust am Gesetze Gottes dem inneren Menschen nach, ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetz meines Geistes widerstreitet und mich gefangen hält unter dem Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern ist.“ Dann ruft er aus: „Ich unglückseliger Mensch! Wer wird mich erretten aus diesem Leib des Todes?“ Die gefallenen Menschen sind fähig, Teile des Naturgesetzes zu erfüllen, aber nicht das ganze Gesetz. Sie sind nicht fähig, sich auf längere Zeit von Todsünden freizuhalten.

Der vierte Satz lautet: Ohne Gnadenbeistand muss der Wille dem Anprall heftiger Versuchungen gegen das natürliche Sittengesetz mit großer Wahrscheinlichkeit mit moralischer Notwendigkeit erliegen. Moralische Notwendigkeit nennt man eine Notwendigkeit, die sich aus der menschlichen Schwäche, nicht aus der Sache selbst herleitet. Der Satz bedeutet: Über jeden Menschen kommen Versuchungen. Die Welt, das Fleisch, die Begierde, der Satan bereiten uns Versuchungen. Aber wir vermögen ihnen zu widerstehen in der Kraft der Gnade. Es gibt keinen Menschen auf Erden, der von Versuchungen völlig frei bleibt. Da zitiere ich immer das Wort des heiligen Pfarrers von Ars: „Nicht versucht zu werden ist der Zustand jener, die der Teufel für die Hölle herrichtet.“ Ich habe mich nicht versprochen. Nicht versucht zu werden ist der Zustand jener, die der Teufel für die Hölle herrichtet. Versuchungen gehören zu unserem Stande. Sie sind ja ganz erklärlich. Wer steht, den sucht der Teufel zu Fall zu bringen, also versucht er ihn.

Der fünfte Satz lautet: Nicht alle Werke des Todsünders sind schon deshalb sündhaft, weil er sich nicht im Stande der Gnade befindet. Das ist vielleicht der wichtigste von den fünf Sätzen. Nicht alle Werke des Todsünders sind schon deshalb sündhaft, weil er sich nicht im Stande der Gnade befindet. Das ist der Irrtum Luthers. Er sagt: Die Natur ist infolge der Erbsünde total verderbt, und deswegen kann der Mensch von Natur aus nur sündigen, nichts Gutes tun. Dasselbe hat Michael Bajus vertreten, der sagt: Der gefallene Mensch ist impotent, etwas Gutes, auch nur das geringste Gute, zu tun. Und Jansenius hat es auf die Spitze getrieben mit seinem Buche „Augustinus“. Schließlich noch Quesnel, ein arroganter theologischer Bettler. Er hat den Satz vertreten: Wenn der Mensch betet, sündigt er. Wenn der gefallene Mensch betet, sündigt er. Nein, meine lieben Freunde, das ist nicht die Lehre der Kirche. Die Kirche hat auf dem Konzil von Trient definiert, als zum Dogma erhoben: „Wer sagt, alle Werke, die vor der Rechtfertigung geschehen, seien Sünde, der sei ausgeschlossen.“

In der Heiligen Schrift ergeht an den Sünder unzählige Male die Aufforderung, Reue zu zeigen, Buße zu üben, zu beten, Almosen zu geben, um sich auf diesem Wege die verlorene Freundschaft Gottes wieder zu erwerben. Wären nun alle diese Werke des nicht gerechtfertigten Sünders Sünde, dann würde Gott zur Sünde auffordern. Nein, das ist ausgeschlossen. Die guten Werke, die der Sünder verrichtet, tragen zu seiner Bekehrung bei. Durch die Verrichtung guter Werke wendet sich der Sünder von den Geschöpfen ab und Gott zu. Es wird immer heller in seiner Seele und immer wärmer in seinem Geiste. Er beginnt ein neues Leben. Die guten Werke des Sünders sind nicht verdienstlich, sie tragen nichts für die Ewigkeit bei, weil sie nicht in der Gnade geschehen. Aber sie erwerben die Gnade der Verzeihung. Sie haben diese Kraft. Sie werden nicht im Himmel belohnt, aber sie tragen zur Bekehrung bei.

Diese Sätze, meine lieben Freunde, die ich Ihnen eben vorgelegt habe, sind von großer praktischer Bedeutung. Diese Lehre ist nämlich sehr tröstlich. Wer das Unglück hat, in eine Todsünde zu fallen, soll sich selbstverständlich sogleich bemühen, durch Reue und Beicht den Stand der Gnade wieder zu

gewinnen. Nicht warten, nicht aufschieben, nicht verzögern. Sogleich bereuen, aus Liebe zu Gott bereuen. Sogleich das Bußsakrament empfangen, würdig und zerknirscht, damit die Gnade wieder einzieht in die Seele. Ich habe Ihnen schon gelegentlich gesagt, welches Wunder, welches Gottesgeschenk die vollkommene Reue ist. Die vollkommene Reue, verbunden mit der festen Absicht, sobald wie möglich zu beichten, tilgt in diesem Augenblick die Sünde. Ich wiederhole noch einmal: Die vollkommene Reue, verbunden mit der Absicht, sobald wie möglich zu beichten, tilgt in diesem Augenblick die Sünde. Das ist außerordentlich tröstlich. Man braucht nicht zu warten, bis wieder der Samstag kommt und der Priester im Beichtstuhl ist. Wir können sofort wieder in den Gnadenstand zurückkehren. Wie wunderbar! Welch ein Geschenk! Aber auch im Stande der Gnadenlosigkeit ist nicht alles verloren. Wer im Stande der Todsünde ist, der darf nicht sagen: Jetzt kann ich mich vollends gehen lassen. Ich bin aus der Gnade herausgefallen. Jetzt ist alles egal, was ich tue oder lasse, es ist eh alles hin. Nein, meine Freunde, nein. Wir müssen das vor allem den Jugendlichen sagen, die mit der Sünde der Selbstbefleckung ringen. Wenn sie einmal gefallen sind, dann sind sie manchmal niedergeschlagen und sagen: Jetzt ist alles egal, jetzt kann ich die Sünde auch fünf- oder sechsmal tun. Nein! Nicht die Sünde wiederholen, sondern reuevoll zu Gott aufblicken, sich von der Versuchung losreißen, Taten der Nächstenliebe setzen. Um die Sünde gegen die Keuschheit zu überwinden, meine Freunde, gibt es ein untrügliches Mittel. Es ist nichts so hilfreich wie die wirksame Liebe zum Nächsten. Warum? Weil Unkeuschheit ungeordnete Liebe zu sich selbst ist. Man will sich einen unerlaubten Genuß verschaffen. Diese verhängnisvolle Neigung wird besiegt, wenn man sich dem Nächsten zuwendet, ihm seine Last tragen hilft. Über der Hilfe für den anderen vergißt man gleichsam die eigene Begierde, schämt man sich, sich ihr hinzugeben. Auch im Zustand der Todsünde kann uns soll der Mensch Gutes tun: beten, den Gottesdienst besuchen, bereuen. So bereitet er sich auf die Erneuerung des Gnadenstandes vor. Das müssen wir vor allem den unglücklichen Brüdern und Schwestern sagen, die im Dauerzustand der Sünde leben und die daraus nicht herausfinden. Zum Beispiel die ungültig Verheirateten. Sie sind nicht von Gott verlassen. Seine Liebe umgibt sie, harrt auf ihre Bekehrung, sucht sie heim durch innere und äußere Gnaden. Ihnen muss man sagen: Niemals aufgeben, niemals alles verloren geben. Es ist niemals alles verloren.

Vor allem den Verkehr mit Gott nicht unterbrechen, die täglichen Gebete verrichten, den Gottesdienst am Sonntag besuchen. Beten soll man dann am meisten, wenn es einem am schwersten fällt. Beten soll man dann am meisten, wenn es einem am schwersten fällt. Dem Nächsten Gutes tun, hilfreich, freigebig, mitfühlend sein, dem Bruder, der Schwester in Angst und Not Trost spenden. Auf diese Weise bereitet sich der Sünder für den Wiedereintritt der Gnade vor. Gott will nicht, dass jemand verloren gehe, sondern dass alle zur Sinnesänderung gelangen. „So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich habe kein Wohlgefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass der Gottlose sich von seinem Wege bekehre und lebe.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Lohn der guten Werke

20.02.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im alten Orient arbeitete man 12 Stunden, von morgens 6 bis abends 6. Das ist nicht ganz so ungewöhnlich. Ich war im Jahre 1944 in der Rüstungsfabrik Telefunken beschäftigt. Wir hatten eine Arbeitszeit von früh um 6 bis abends um 7, mit einer Stunde Mittag, also eine 72-Stunden-Woche. Ähnlich im alten Orient. Von früh um 6 bis abends um 6 wird gearbeitet, und als Lohn erhalten die Arbeiter einen Denar. Das entspricht etwa nach unserem Geld einem Euro.

Der Herr des Weinbergs dingt, also stellt ein Arbeiter für diesen Tag, Lohnarbeiter, Tagelöhner, und er schickt Leute aus, um sie zur Lese zu rufen. Er geht zur Arbeitsagentur. Die damalige Arbeitsagentur war das Stadttor. Da standen die Leute mit ihren Hacken und Spaten und wurden gedingt. Er schickt Leute aus um 6 Uhr, um 9 Uhr, um 12 Uhr, um 15 Uhr, ja noch um 17 Uhr. Eine Stunde vor Arbeitsschluß läßt er noch Leute in seinen Weinberg rufen, denn es muss heute fertig werden, die Arbeit muss heute geschafft werden. Und deswegen müssen auch noch bis in die letzte Stunde Arbeiter geworben werden.

Der Herr liebt es, für seine Belehrungen in das tägliche Leben zurückzugreifen. Er weiß, dass damit seine Lehre am besten ankommt. Er spricht von der Frau, die eine Drachme verloren hat und das ganze Haus auskehrt. Er erzählt von einem Großbauern, der seine Ochsen ausprobieren will und deswegen die Hochzeit versäumt. Er spricht von einem Schaf, das verloren geht und das sein Besitzer sucht, bis er es gefunden hat. Diese Gleichnisse sitzen; sie kommen bei den Leuten an. Das verstehen sie. Was von der Straße und vom Wirtschaftsleben genommen wird, das geht ihnen ein. Und so auch ist es mit der Arbeit in dem Weinberg. Mannschaften her, heute muss es fertig werden. Die Lese ist zu beenden.

Die Zuhörer dieses Gleichnisses waren vermutlich zwei Gruppen, einmal die Jünger Jesu, dann aber auch möglicherweise Pharisäer. Die Jünger Jesu, sie sind bedacht auf ihre künftige Löhnung. Sie sind jetzt schon so lange bei Jesus, 6 Monate, ein Jahr, anderthalb Jahre vielleicht. Und es war ja nicht immer leicht, in seinem Gefolge zu wandern. Nicht jeden Tag findet eine wunderbare Brotvermehrung statt. Die Kleider werden zerschissen bei diesem Wandern, man hat kein Nachtquartier, das Essen fehlt manchmal. Und deswegen: Was soll uns dafür zuteil werden, dass wir alles verlassen haben und dir nachgefolgt sind? Der Herr gibt ihnen zur Antwort: „Ihr werdet auf zwölf Thronen sitzen.“ Das legen die Jünger sich nach ihrer Art aus. Auf zwölf Thronen sitzen, das heißt, sie werden Minister sein. Sie werden ein Auto haben, ein Flugzeug, Bedienstete. Sie werden Sprechstunden abhalten. Sie werden den ganzen Tag tun können, was sie wollen. So denken sie sich. Jeder kriegt einen Orden, und sie werden dicke Importzigarren rauchen. So stellen sie sich das vor.

Da führt sie der Herr auf den Boden der Wirklichkeit zurück. Er erzählt von den Arbeitern im Weinberg. Die Jünger müssen begreifen, dass unter dem Bild des Weinbergs ihnen eine religiöse Wahrheit unterbreitet wird. Es gibt einen Lohn. Die Arbeiter im Weinberg bekommen alle einen Lohn. Die um 6 eingestellt wurden, auch die um 9 eingestellt wurden. Da kann man schon fragen: Hatten sie ein Recht? Denn nur die um 6 Eingestellten hatten einen Denar versprochen bekommen. Wie war es gar mit denen, die um 12 gekommen sind. Sollen die auch einen Denar bekommen? Und die um 15 Uhr gekommen sind, sogar die, die um 17 Uhr, eine Stunde vor Arbeitsschluß gekommen sind, die sollen alle einen Denar bekommen. Ist das gerecht? Auf Anordnung des Weinbergbesitzers zahlt der Inspektor den Lohn in umgekehrter Reihenfolge aus wie vorher die Einstellung der Arbeiter. Alle erhalten einen Denar. Die zuerst Gedungenen, die den ganzen Tag in der Hitze ausgehalten haben und damit ihren Lohn wirklich verdient haben, werden als Letzte entlohnt. Warum? Damit sie

sehen, dass auch die anderen, die weniger gearbeitet haben, ebensoviel empfangen. Die zuletzt Gekommenen werden sogar zuerst ausgezahlt, in umgekehrter Reihenfolge der Arbeitsleistung, der Einstellung. Und deswegen begreifen wir, dass die, die am längsten gearbeitet haben, murren. Der Herr sieht in ihrem Murren den Neid, den Neid gegen den anderen. Sie murren, weil sie angeblich ungerecht behandelt werden. Das Unrecht, das angebliche Unrecht liegt freilich allein darin, dass alle anderen, die weniger gearbeitet haben als sie, denselben Lohn empfangen. Sie werden ja nicht benachteiligt; sie erhalten, was ihnen versprochen wurde. Nur erhalten die anderen mehr, als ihnen zusteht. Von einem wirklichen Unrecht kann man also nicht sprechen. Und warum handelt der Herr des Weinbergs so? Was ist der Grund für sein merkwürdiges Verfahren, ungleiche Leistung gleich zu belohnen? Er gibt an: Das ist sein Wille; er will es so. Man kann das vielleicht als eine Laune bezeichnen. Aber es ist keine Laune, denn der wirkliche Grund ist, dass er gütig ist. Er spricht es selber aus. Er will gütig sein und auch die großzügig entlohnen, die weniger verdient haben.

Selbstverständlich ist dieses Gleichnis in die religiöse Sphäre zu übersetzen. Der Weinbergbesitzer ist Gott. Sein Verhalten soll das mit souveräner Freiheit erfolgende Walten Gottes in seiner Vergeltung der menschlichen Arbeit für das Heil zur Anschauung bringen. Sein Verhalten ist nach menschlichen Darstellungen paradox, unbegreiflich. Aber kein Mensch darf mit ihm rechten, denn er ist der souveräne Herr. Er kann tun, was er will. Gott kann bei seiner Vergeltung so handeln, weil der Mensch sein Knecht ist und ihm nicht mit Rechtsansprüchen gegenüberreten kann. Der Lohn, den Gott dem Menschen für seine sittliche Leistung gibt, bleibt immer Gnadenlohn. Damit trifft der Herr die jüdische Lohngerechtigkeit, das falsche jüdische Lohnverständnis, das auch in den Herzen der Apostel lebte. Das Judentum hielt nämlich streng an der immanenten diesseitigen Vergeltung fest. Wer fromm ist, dem geht es gut, wer böse ist, der erfährt Unglück. So einfach, zu einfach haben sich die Juden das Verhalten Gottes vorgestellt. Sie meinten, Gott sei verpflichtet, dem Frommen für jedes verdienstliche Werk einen entsprechenden Lohn, und zwar schon hier auf Erden, zu geben. Der entscheidende Zug, der entscheidende falsche Zug am jüdischen Lohngedanken ist die behauptete Gleichwertigkeit von menschlichem Verdienst und göttlichem Lohn. Das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen wurde von den Juden als ein Rechts- und Vertragsverhältnis dargestellt. Dieses Verhältnis bindet beide Partner und legt beiden Rechte und Pflichten auf. Dagegen wendet sich der Herr.

Es sind vier Wahrheiten, meine lieben Freunde, die er seinen Zuhörern und die er uns unterbreiten will, nämlich erstens: Gott verlangt von uns gute Werke. Wir müssen uns regen, wir müssen arbeiten, wir müssen Gutes tun. Der Apostel Petrus mahnt: „Seid darauf bedacht, eure Berufung und Auserwählung durch gute Werke sicherzustellen.“ Durch gute Werke sicherzustellen! Der Apostel Jakobus sagt es ganz scharf: „Glaube ohne Werke ist tot.“ Der Apostel Paulus ruft uns zu: „Laßt uns nicht müde werden, Gutes zu tun, denn wenn wir nicht ermatten, werden wir zur rechten Zeit ernten.“ Und gar der Apostel Johannes von der Warte des Apokalyptikers sagt uns: „Siehe, ich komme bald, und ein Lohn ist mit mir, um einem jeden zu vergelten nach seinen Werken.“ „Selig die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Das ist der erste Satz: Gott verlangt von uns, gute Werke zu tun.

Zweitens: Die guten Werke, die wir tun dürfen, sind ein Zusammenwirken der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade. Das ist ein eherner Satz der katholischen Gnadenlehre, der immer in der Kirche gegolten hat. Jedem Verdienst geht die Gnade voraus. Wenn Gott unsere Verdienste krönt, und das tut er, dann krönt er seine Geschenke. Seine Gnade kommt den guten Werken zuvor, geht ihnen zur Seite und folgt ihnen nach. Ohne Gottes Kraft, ohne Gottes Gnade sind unsere Werke nicht verdienstlich. Aber mit der Gnade sind sie verdienstlich. „Wenn einer sagt“, hat das Konzil von Trient feierlich verkündet, „die guten Werke des gerechtfertigten Menschen seien so die Geschenke Gottes, dass sie nicht auch zugleich Verdienste des Gerechtfertigten selber sind, oder der Gerechtfertigte verdiene durch die guten Werke nicht die Vermehrung der Gnade und das ewige Leben, der sei ausgeschlossen.“ Also: Alles tun, was man selbst tun kann, aber auch alle Kraft und alle Hilfe von Gott erwarten. Das ist der zweite Satz.

Der dritte lautet: Die guten Werke verdienen Lohn. Christus selbst verheißt uns diesen Lohn: „Freut euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel.“ Der Apostel Paulus erinnert die

Gemeinde in Ephesus: „Ihr wisset, dass jeder für das Gute, das er tut, vom Herrn seinen Lohn empfängt.“ Und noch deutlicher spricht er im Römerbrief: „Gott wird einem jeden vergelten nach seinen Werken; mit dem ewigen Leben denen, die beharrlich Gutes tun und so nach Herrlichkeit, Ehre und Unvergänglichkeit streben, mit seinem Zorn und Grimme aber jenen, die widerspenstig sind, der Wahrheit widerstreben und sich von der Ungerechtigkeit leiten lassen.“ Die guten Werke verdienen Lohn. Die Kirchenväter und die Theologen haben diese biblische Wahrheit immer wieder unterstrichen. Der große Papst Leo hat einmal das Wort gesprochen: „Gerecht ist Gott, gerecht ist unser Richter, er betrügt niemand um den Lohn seiner Verdienste.“ Und in der Nachfolge Christi, diesem wunderbaren Buch, in dem ich jeden Tag lese, in dem Buch von der Nachfolge Christi steht das schöne Wort: „Bei Gott kann nichts, auch nicht das Geringste, wenn es für ihn erduldet wurde, ohne Verdienst bleiben.“ Das Konzil von Trient hat wieder in seiner präzisen Art hervorgehoben: „Wenn jemand sagt, die Gerechten dürften für die guten Werke, die sie in Gott getan haben, keinen Lohn erwarten, der sei ausgeschlossen.“ Wir dürfen also Lohn erwarten, wir dürfen ihn erwarten. Es ist uns von Gott sogar auferlegt.

Und der vierte Satz: Der Lohn, den Gott gibt, ist über alles Begreifen erhaben. Denn der Lohn, den Gott gibt, ist er selbst. Nicht eine beliebige Belohnung bewahrt Gott für uns auf, sondern sich selbst. Er gibt uns sich selbst, indem wir ihn schauen dürfen. Unser Glaube wird gewandelt werden in Schauen. Was wir jetzt glauben, das werden wir einst schauen. Nur durch die Teilnahme an Gottes ewigem Leben wird die Seele selig. Wir werden Gott schauen, wie er ist. Wir werden ihn schauen und dadurch leben. Ja, durch das Schauen werden wir unsterblich und tauchen unter in Gott. Also unser Lohn ist über alles Begreifen, ist über alle Maßen groß. Keiner empfängt weniger, als er verdient hat, aber alle empfangen mehr, als sie verdient haben.

Wir dürfen uns also freuen auf den Lohn für unsere Arbeit, meine lieben Freunde. Wir arbeiten nicht umsonst. Der Herr hat uns den Lohn verheißen, und er wird ihn auszahlen. „Über den Sternen“, so hat einmal ein Dichter uns gelehrt, „über den Sternen, da wird es einst tagen, da wird dein Hoffen und Sehnen gestillt. Was du gelitten und was du getragen, einst ein allmächtiger Vater vergilt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gute Früchte bringen mit Hilfe der Gnade

27.02.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus Christus sitzt am Rande des Galiläischen Meeres, des Sees Genesareth, und die Landschaft bietet ihm das Material zur Illustration seiner Wahrheit. Den See umgibt ein Pfad, aber er ist festgetrampelt von den Eseln und Pferden, die darauf schreiten. Darüber erhebt sich wie auf den Rebhängen der Mosel und des Rheins ein Fels, ein steiniges Gebiet. Zwischen den Felsen wachsen Disteln, Dornen, und erst ganz oben beginnt das fruchtbare Land. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ Das ist ein Aufruf zum Vernehmen der Botschaft, die der Herr uns vermitteln will. Er spricht zu den Menschen, die aus der Nordprovinz, aus Galiläa, zu ihm geeilt sind aus den Städten und Dörfern. Aber er spricht auch zu seinen Jüngern. Es ist ja seine Gemeinschaft gewissermaßen ein wandelndes Priesterseminar, und der Herr unterrichtet sie über die Sämansarbeit, die Arbeit, die dem Priester, die dem Seelsorger aufgegeben ist.

Alle Seelsorge ist Sämansarbeit, und der Samen ist gut, aber das Erdreich, auf das er trifft, ist nicht immer gut. Einiges fiel auf den Weg und wurde zertreten, und die Vögel des Himmels pickten es auf. So vieles, was vom Sämann, was vom Priester, was vom Seelsorger ausgeworfen wird, kommt unter die Räder, wird zertreten von den Hufen. So viele innere und äußere Gnaden werden mißachtet, abgewiesen, verschmäht. Heilsame Lehren von Eltern und Großeltern werden als nicht zeitgemäß, als veraltet, als überholt abgetan. Nützliche Begegnungen mit klugen und weisen Menschen werden in den Wind geschlagen. Vieles, was als Samen ausgeworfen wird, wird von den Menschen nicht einmal angenommen. Es gibt nicht einmal einen Anfang des Wachstums. Sie haben für alles Zeit. Sie haben Zeit für Fußball und Fernsehen, für Fassenacht und Reisen. Aber sie haben keine Zeit für Gott. Acht Prozent Kirchenbesucher in Budenheim, acht Prozent! Die Glocken laden ein zum Messopfer, aber die Geladenen folgen dem Ruf nicht. Das Gastmahl ist bereitet, aber die Gäste sind seiner nicht wert. Es ist gefährlich, die Gnade Gottes abzuweisen; es ist gefährlich!

Anderes fällt auf steinigem Boden. Es wird ein Anfang gemacht, aber es gibt keinen Fortgang. Der Glaube darf nichts kosten. Gott darf nicht Lästiges und Beschwerliches anordnen. Die Kirche soll sich der Zeit anpassen. „Herr May, Sie müssen mit der Zeit gehen“, sagte mir ein Nachbar. Diejenigen, bei denen der Samen auf felsigen Grund fiel, haben keine Wurzeln. Was ist denn die Wurzel? Die Wurzel ist der Glaube. Wer keinen Glauben hat, der ist im buchstäblichen Sinne wurzellos. Am Glauben hängt in gewisser Hinsicht alles. Wer nicht glaubt, der weiß nicht, wohin er gehen soll, denn der Glaube sagt ihm den Weg. Wer nicht glaubt, der kann weder im Glauben leben noch im Glauben sterben. „Der Glaube ist der Anfang des menschlichen Heils, die Wurzel und die Grundlage aller Rechtfertigung“, hat das Konzil von Trient definiert. Ohne ihn ist es unmöglich, Gott zu gefallen und zur Gemeinschaft seiner Kinder zu gelangen. Die heutige Krise der Kirche ist eine Glaubenskrise. Die Krise der Priesterschaft ist eine Glaubenskrise. Die Krise der Orden ist eine Glaubenskrise.

Einiges fiel unter die Dornen. Es wurde erstickt von den Dornen, denn der Samen braucht nun einmal Feuchtigkeit und Sonne. Die Dornen der heutigen Zeit heißen Arbeit, Erwerb, Lohn, Gehalt. Alles wichtig. Ohne das können wir nicht leben. Aber es muss auch anderes neben Arbeit und Erwerb, neben Lohn und Gehalt geben. Abspannen, Erholung, Urlaub; notwendig, zugegeben. Aber es muss auch anderes geben neben Abspannen, Erholung und Urlaub. Auch Freude und Genuß sei euch gegönnt, aber es muss auch anderes geben. Daneben muss Raum sein für die Religion. Die Religion muss Arbeit, Erholung und Genießen durchdringen, sonst erstickt der Same. Ohne Gebet, ohne regelmäßigen Gottesdienst, ohne Heiligung des Sonntags, ohne Reinigung des Gewissens in einer guten Beicht ersticken Arbeit, Erholung und Genuß die Religion.

Der schottische Schriftsteller Bruce Marshall schildert einmal ein Gespräch zwischen einem Arzt und einem Priester. Der Arzt sagt zu ihm: „Die Religion scheint den Leuten nicht zu helfen.“ Darauf antwortet der Priester: „Vielleicht, weil die Leute der Religion nicht helfen.“ Genau das ist es. Die Menschen müssen der Religion helfen, dass sie sich entfalten kann, dass sie nicht erstickt in der eigenen Sorge.

Ein Viertel des Samens bringt Frucht. Er fällt auf gutes Erdreich, und er trägt Frucht. Oft und oft ist in unseren Evangelien die Rede vom Fruchtbringen. Schon Johannes der Täufer fordert die Frucht: „Bringt würdige Früchte der Buße!“ Und „jeder Baum, der keine Frucht bringt, wir umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Auch Jesus fordert wiederholt auf, Frucht zu bringen. „Wer in mir bleibt, der bringt viele Frucht.“ Wir sollen hingehen und Frucht bringen, und dadurch wird der himmlische Vater verherrlicht. Aber er droht auch: „Die Reben, die keine Frucht bringen, verdorren und werden verbrannt.“ Welches ist denn die Frucht der Religion? Dass der Mensch den Blick nach oben lenkt, dass er sich verpflichtet weiß, Gott anzubeten. Das ist seine Pflicht. Es ist seine erste, seine oberste Pflicht, Gott anzubeten, seine Geschöpflichkeit zu erkennen und den Schöpfer zu verherrlichen. Welches ist die Frucht der Religion? Dass der Mensch auf Gottes Gesetz achtet, dass er sein Leben nach diesem Gesetz einrichtet. Ach, meine lieben Freunde, ich bin jedesmal glücklich, wenn ich am Sonntagmorgen den Psalm 118 beten kann, wo dutzende Male das Lob und der Dank für das Gesetz Gottes ausgesprochen ist. Wir wissen dank des Gesetzes Gottes, wie wir handeln müssen. Wir wissen, wohin wir gehen dürfen. Wir wissen, was wir meiden müssen.

Wie steht es bei uns mit unserer Sämansarbeit? Wo sind denn die Früchte des Samens: harmonische Ehen, kinderreiche Familien, Priesterberufe, Missionare. Sie alle wissen um den beklagenswerten Zustand der Kirche in unserem Lande. Warum gibt es mehr Abgefallene als Dazugewonnene? 28 Kirchnaustritte in Budenheim und 22 Taufen. Warum macht die Kirche in Deutschland den Eindruck des Absterbens? Darauf gebe ich eine doppelte Antwort. Es besteht kein Zweifel, dass die Sorge der Kirchendiener, der Priester und der Laien im kirchlichen Dienst, dass diese Sorge der Verbesserung fähig und bedürftig ist. Zu viele Angestellte der Kirche sind mit fremden Dingen beschäftigt statt mit der Pflege der Seelen, mit dem Ringen um Seelen. Wer für Gott arbeitet, muss seine ganze Zeit und Kraft in den Dienst dieser Arbeit stellen. Als ich vor einigen Jahren meine letzte Vorlesung an der Universität hielt, da habe ich den Studenten gesagt: „Ich habe in meinem Leben kein Privatleben gehabt.“ So muss es sein. Im Dienste Gottes gibt es keinen Acht-Stunden-Tag; der Dienst Gottes duldet keine zeitaufwendigen Hobbys. Man kann nicht als Pfarrseelsorger Studien über Hexenprozesse machen, wie es einer der Priester der Diözese Mainz gemacht hat. Die Sorge der Kirchendiener für die Seelen ist der Verbesserung fähig und bedürftig. Wer im Dienste der Kirche steht, muss loyal und treu und ohne Abstriche seinem Arbeitgeber folgen. Zu viele Bedienstete der Kirche halten sich nicht an die Vorgaben der Autoritäten. Sie lehren nicht die katholische Wahrheit vollständig und lauter und ohne Abstriche. Sie feiern den Gottesdienst nicht nach den Formularen, die die Kirche ihnen an die Hand gibt. Sie unterschreiben Memoranden, Memoranden, die den Marsch in den Protestantismus weisen. Die Sorge der Kirchendiener für die Seelen ist der Verbesserung fähig und bedürftig. Seelsorge muss Menschen fischen sein, Menschen gewinnen, Menschen zurückholen. Missionarische Seelsorge ist gefragt. Aber wo geschieht sie denn? In Budenheim bestimmt nicht. Zu viele Seelsorger begnügen sich mit der kargen Betreuung der wenigen, die den Weg noch in die Kirche finden. Das Werben um die Entfernten und Abständigen findet nicht statt.

Das ist der eine Grund für den Rückgang des Glaubens, für den Verlust so vieler Gläubiger. Aber es gibt noch einen anderen Grund. Das Ungenügen der Seelsorge erklärt nicht alles. Das Evangelium des heutigen Sonntags zeigt die andere Ursache unseres Mißerfolgs: Der Samen fällt auf schlechten Boden. Es gibt auch sein Sich-Verschließen gegen die Botschaft Gottes. Es gibt auch ein Weghören gegenüber der Verkündigung der Kirche. Es gibt auch eine ausgesprochene Feindseligkeit gegenüber dem Priester.

Die Kirche wirkt seit 2.000 Jahren. Aber seit 2.000 Jahren stürmt auch der böse Feind gegen sie an. Der Herr erzählt in einem anderen Gleichnis von einem Manne, der guten Samen auf den Acker gesät hat. Aber als die Leute schliefen, kam der Feind und säte Unkraut zwischen den guten Samen. Was die Apostel Christi aufbauen, das suchen die Sendboten Satans einzureißen. Es gibt den Widerstand gegen

das Gesetz Gottes. Gott ist anspruchsvoll, und deswegen ist die Erinnerung an seine Gebote vielen lästig. Die Kirche ist anspruchsvoll, und deswegen wird sie madig gemacht.

Manche, wie diese lächerlichen Memorandisten, meinen, die Kirche müsse ihre Sprache ändern, dann würden die Menschen auf sie hören. Zu dieser Meinung sagt der französische Domherr Litry: „Nicht wegen unserer Ausdrucksweise wollen die Leute nicht auf uns hören, sondern weil die Befolgung unserer Lehre sie in ihren Vergnügen stören würde.“ Weil die Befolgung unserer Lehre sie in ihren Vergnügen stören würde!

Unsere Aufgabe ist, säen zu dürfen, aussäen, Sämann sein zu dürfen. Das ist eine hohe Gnade. Der uns beruft, ist der Herr, der Herr, der gesagt hat: „Macht alle Menschen zu meinen Jüngern!“ Für Gott gewinnen, zum Glauben führen, mit der Kirche, mit Gott versöhnen, das ist unsere Aufgabe. „Ich mag nicht allein den Herrn verherrlichen, ich mag nicht allein ihn lieben, ich mag nicht allein ihn umfassen“, hat einmal der heilige Augustinus geschrieben. Nein, wir wollen auch die anderen gewinnen, die Ungläubigen und Irrgläubigen, die Abgefallenen und die Abständigen. Sämann sein, das ist die höchste Berufung, die uns zuteil werden kann. Ein Nachbar sagte einmal zu mir: „Das Schönste am Garten, an der Gartenarbeit, ist doch das Ernten.“ „Nein“, sagte ich, „für mich ist das Schönste das Säen.“ Diese Aufgabe ist hier und jetzt zu erfüllen. Keine Ausrede, keine Ausflüchte, keine Vorwände. Für das Auswerfen des Samens ist jede Zeit geeignet. Die Menschen eines schwachen Glaubens warten auf den Frieden, auf bessere Zeiten, um dann, wie sie sagen, zu handeln. Die Apostel eines starken Glaubens säen in die Stürme hinein, um in den guten Zeiten ernten zu können. Mutlosigkeit, Verzagtheit, kann einen Seelsorger anfallen ob der Erfolglosigkeit seines Wirkens. Ich verstehe die Apostel, die sagten: „Herr, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.“ Ich verstehe sie. Aber dann haben sie doch das Netz wieder ausgeworfen: „Auf dein Wort hin wollen wir das Netz auswerfen.“

Unsere Aufgabe, meine lieben Freunde, kann nie überflüssig werden, denn Gott hat sie gestellt, und Gott ändert sich nicht. Unsere Aufgabe kann nie überflüssig werden, denn die Menschen werden immer wesensmäßig auf Gott verwiesen bleiben. Sie haben eine Anlage für Gott, und die gilt es zu entdecken. Unsere Aufgabe kann nie überflüssig werden, weil die Wahrheit nicht veraltet. Das Evangelium wird nicht überholt. Und wenn die Menschen unsere Botschaft nicht annehmen, haben wir auch noch eine Aufgabe, wir machen sie nämlich unentschuldig. Es wird ihnen ergehen, wie es Jerusalem ergangen ist. „Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, aber du hast nicht gewollt.“ Es ist gefährlich, Gottes Wort zu verachten. Es ist gefährlich, den Samen verkommen zu lassen. „Wenn man euch nicht aufnimmt“, sagt der Herr, „und auf eure Worte nicht hört, dann geht hinaus aus dieser Stadt und aus diesem Hause und schüttelt noch den Staub von euren Füßen. Ich sage euch: Es wird Sodom und Gomorra an jenem Tage erträglicher ergehen als dieser Stadt.“

Welche Mittel, meine Freunde, welche Mittel haben wir, um den Samen auszustreuen? Wir haben drei. Erstens unsere Überzeugung, zweitens unseren Seeleneifer und drittens unser beispielhaftes Leben. Unsere Überzeugung. Wir haben den Glauben überkommen von unseren Eltern, unseren Großeltern, den Priestern. Aber wir haben ihn auch angenommen. Er ist uns vermittelt worden, aber er ist auch unser Besitz geworden. Wir bekennen den Glauben nicht deswegen, weil wir am Alten hängen, sondern weil wir von der Wahrheit durchdrungen sind. Wir vertreten den Glauben nicht, weil wir dafür bezahlt werden, sondern weil wir davon erfüllt sind. Es kommt alles darauf an, immer tiefer überzeugt und überführt vom Glauben zu sein und aus der Überzeugung zu reden. „Was nicht aus deinem Herzen stammt, das dringt auch nicht zum Herzen. Das Licht, das dir im Auge flammt, es leuchtet sehr und zündet mehr als hunderttausend Kerzen.“

Ein zweites Mittel: unser Seeleneifer. Christus hat uns vorgelebt, wie man im Reiche Gottes arbeiten muss: rastlos, unermüdlich, solange Zeit dafür ist, denn es kommt die Zeit, wo man nicht mehr wirken kann. Als Jesus die Händler aus dem Tempel trieb, da kam den Jüngern der Psalmvers ins Gedächtnis: „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich.“ Verzehrenden Eifer verlangt der Herr von seinen Sämannern. Wir müssen Menschenfischer, Seelenjäger sein. Augustinus ruft uns zu: „Packt an, treibt herbei, schleppt herzu, wen immer ihr könnt. Ihr wißt, ihr führt ihn zu dem, dessen Anblick nur beseligen kann.“

Das dritte Mittel ist unser beispielhaftes Leben. Leben wir, meine lieben Freunde, was wir glauben! Verwirklichen wir, was wir bekennen! Anders hat der Same, den wir auswerfen, keine Chance. Man kann andere Menschen nur zu dem bekehren, was man ihnen selbst vorlebt. Werden wir Christen, die mit ihrer Persönlichkeit die Kirche zieren! Werden wir Christen, von denen die anderen sagen: So möchte ich auch werden. Werben wir für unseren Glauben, indem wir aus dem Glauben leben! Erwerben wir die Tugenden, die der Herr an uns sehen will! Streben wir unermüdlich nach dem Guten! Zeigen wir den Menschen, was die Gnade Gottes in uns vermag! Bestätigen wir das Wort des heiligen Apostels Johannes: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus – Licht der Welt

06.03.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Seht, wir ziehen hinauf nach Jerusalem“, sagt der Herr. Warum sagte er: „Hinauf“? Weil Jerusalem in der Höhe liegt, 760 Meter über dem Meeresspiegel. „Wir ziehen hinauf nach Jerusalem.“ Und Jesus geht ihnen voran, unerschrocken, beschleunigten Schrittes. Er weiß, was ihm bevorsteht. Er hat eine klare Erkenntnis, was ihn in Jerusalem erwartet. Und dennoch: Er beschleunigt seine Schritte, denn er hat ihnen gesagt: „Ich habe eine Taufe auf mich zu nehmen, und wie drängt es mich, bis sie erfüllt ist!“ Das ist eine Taufe besonderer Art. Es ist die Bluttaufe; es ist seine Todestaufe. Dann nimmt er die Zwölf beiseite und kündigt ihnen sein kommendes Leiden an. Er hat es schon zweimal getan, es ist jetzt zum drittenmal, aber nun in besonderer Ausführlichkeit. Sechs Züge erklärt ihnen der Herr von seinem Leiden. Er nimmt sie beiseite, weil er ihnen jetzt sein Messiasgeheimnis offenbart, und diese Enthüllung ist nicht für die Menge bestimmt. Jetzt will er ihnen klarmachen, dass er nicht der Triumphator und der Sieger ist, als den die Volksmassen ihn erwarten, sondern der leidende Gottesknecht, der nach dem Willen des Vaters am Kreuze verblutet. Er wird den Heiden überliefert, die Besatzungsmacht ist das, er wird verhöhnt, er wird mißhandelt, er wird angespuckt, er wird gezeißelt und getötet. Dreimal erwähnt Lukas, dass die Jünger es nicht verstanden. Sie wollten es nicht verstehen. Es sollte so weitergehen mit Jesus wie bisher, das Wandern, die schönen Reden, das Wunderwirken.

Der Weg vom Ostjordanland nach Jerusalem führt über Jericho, eine alte, eine uralte Stadt, etwa 30 km nordöstlich von Jerusalem. Am Wege sitzt ein Bettler, ein blinder Bettler. Es wird sogar der Name angegeben: Bartimäus, das heißt Sohn – Bar ist ja das Wort für Sohn – Sohn des Timäus. Er sieht nicht, aber er hört. Er hört die Vorübergehenden, und er erkundigt sich, wer das ist, der da vorübergeht. Er erfährt, dass Jesus von Nazareth des Weges kommt. Von ihm hat er schon gehört. Er weiß sogar, wer er ist, und deswegen ruft er: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Sohn Davids, das heißt Messias. Der Messias ist ja ein Sohn Davids. Und vom Messias war gewissagt worden, dass er die Blinden heilen werde. Der Prophet Isaias hatte gesagt: „Der Blinden Augen öffnen sich dann.“ Und das gibt dem blinden Bettler Bartimäus Zuversicht. „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Die Begleiter fahren ihn an. Er ist ihnen lästig, er belästigt sie. Er soll schweigen. Aber er denkt nicht daran zu schweigen, er ruft noch viel lauter: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Und dieses Bekenntnis zum Messias rührt Jesus. Er heißt ihn herankommen, und der Blinde springt auf, wirft den Mantel ab, und Jesus fragt ihn: „Was willst du, das ich dir tun soll?“ „Rabbuni, meine Meister, dass ich wieder sehen.“ Und Jesus wirkt im Augenblick das Wunder, sein letztes Wunder vor seinem Leiden: Er gibt ihm das Augenlicht zurück. „Ich will, sei sehend!“ Sogleich erfolgt die Heilung, und der blinde Bettler schließt sich Jesus an.

Was wir hier berichtet bekommen, ist Geschichte, keine phantastische Erzählung, keine Erfindung, sondern Geschichte. Aber diese geschichtliche Begebenheit lenkt unseren Blick auf Jesus, der nicht nur den Augen das irdische Licht zurückgeben kann, sondern auf Jesus, der das himmlische Licht bringt. Als Jesus erschien, war es ja Abend; es war Nacht über der Welt. Das Heidentum war versunken in Unkenntnis oder Verkennung Gottes. Der heilige Paulus schildert es: „Sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauscht mit vergänglichen Menschen, mit Vögeln, mit kriechenden und mit vierfüßigen Tieren“, das sind die Götter, die Götzen der Heiden. Unkenntnis und Verkennung herrschte auch über das Sittengesetz, was zu tun und was zu lassen ist. Die Menschheit war versunken in Sünden und Lastern. Der Apostel Paulus beschreibt es: „Gott hat sie hingegeben in entehrende Leidenschaften. Ihre Frauen haben den natürlichen Verkehr vertauscht mit dem widernatürlichen. In gleicher Weise haben auch die Männer den natürlichen Verkehr mit der Frau

verlassen und sind gegeneinander entbrannt in wilder Begierde.“ Das alles hat Gott gesehen, und es hat ihn gerührt. Als er die Zeit erfüllt sah, sandte er seinen Sohn. Vorausgesagt von den Propheten, vor allem von Isaias, dem Propheten des Evangeliums, wenn man so sagen kann. Isaias hat verkündet: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein Licht, ein großes Licht. Über denen, die im Land des Todesschattens sitzen, erstrahlt ein Licht.“ Dieses Licht ist der Logos, die zweite Person in Gott. Der greise Simeon hat ihn im Tempel erkannt: „Er ist ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und ein Ruhm für das Volk Israel.“ Diese Weissagungen über das Licht haben sich in Jesus erfüllt. Er bezeugt es von sich: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht im Finstern, sondern hat das Licht des Lebens. Ich bin das Licht, das in die Welt gekommen ist, damit niemand, der an mich glaubt, in der Finsternis bleibe.“

Wieso ist Jesus das Licht? Erstens, weil er den wahren, lebendigen Gott den Menschen offenbart. Er kennt Gott, denn er kommt von Gott. Er kann ihn offenbaren, denn er hat ihn erfahren. „Alles ist mir von meinem Vater übergeben. Niemand kennt den Vater als der Sohn und wem der Sohn ihn offenbaren will.

Die Menschen vor Christus, ohne Christus, außer Christus haben auch Gott gesucht, und sie konnten ihn bis zu einem gewissen Grade erkennen aus den geschaffenen Dingen. Aus der geschaffenen Welt kann man auf den Schöpfer schließen. Aber die Erkenntnis, die die Heiden gewinnen konnten, war eben dünn, lückenhaft, von Unsicherheit bedroht. Vor allem konnten sie aus der Schöpfung Gott nicht als den Dreieinigen erkennen, als den Vater im Himmel. Und deswegen hat Jesus die wahre, die vollkommene, die vollendete Offenbarung von Gott gebracht.

Zweitens: Wieso ist Christus das Licht der Welt? Weil er den Willen Gottes offenbart. Vor ihm, außer ihm und ohne ihn haben die Menschen auch den Willen Gottes gesucht, aus den Gegebenheiten der Natur und aus dem Gewissen, der Stimme in der eigenen Brust, konnten sie bis zu einem gewissen Grade Gottes Gebot erkennen. Aber dieses Suchen und dieses Bemühen war ständig von Unsicherheit bedroht; es war unvollkommen. Es führte nicht zur Erkenntnis des vollen Willens Gottes. Deswegen kam Jesus als das Licht in die Welt. Er offenbart den ganzen, den vollendeten Willen Gottes. Seine Offenbarung ist endgültig und unüberholbar.

Das Schicksal dieses Lichtes ist uns bekannt. Es ist traurig. „Das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht erfaßt. Er kam in die Welt, und die Welt ist durch ihn geworden, aber die Welt hat ihn nicht erkannt.“ Das Licht ist in die Welt gekommen, aber die Menschen hatten die Finsternis lieber als das Licht, „denn ihre Werke waren böse“, fügt Johannes hinzu, „denn ihre Werke waren böse.“

Wer sich dem Licht, das Christus ist, nicht zuwendet, oder wer sich von dem Licht, das Christus ist, abwendet, der verfällt der Finsternis. Das gilt heute wie gestern. Die Finsternis ohne Christus, fern von Christus zeigt sich in vierfacher Weise.

Erstens in der Unwissenheit. Unwissenheit ist der Mangel des erforderlichen Wissens, das Fehlen der erforderlichen Erkenntnis. Die Unwissenheit in religiösen Dingen ist groß, ist übergroß. Die meisten Menschen wissen nichts vom Glauben, vom Evangelium, von der Lehre der Kirche. Sie kennen Jesus nicht und seine Botschaft. Ein Beispiel. Bei einer Trauung hörte eine geladene Dame ein Solo singen, das ihr sehr gefiel. Sie fragte ihre Nachbarin. „Was ist das?“ Sie antwortete: „Das ist das Ave Maria von Gounod.“ „Danke“, sagte die Dame, „und vom wem bitte ist der Text?“ Sie kannte das Gebet „Gegrüßet seist du, Maria“ nicht. Leider hat sich die Unwissenheit auch im Raum unserer Kirche ausgebreitet. Der Religionsunterricht ist weithin mangelhaft, unzureichend. Man kann nur mit Bedrückung und mit Schmerz erfahren, wie wenig Wissen unsere Kinder von der Religion haben. Sie haben acht Jahre Religionsunterricht, und was ist geblieben? Sie kennen nicht einmal die Zehn Gebote. Die Predigten sind häufig dunkel, ungenau oder gar irreführend. Was wissen unsere Erstkommunionkinder, die von Müttern ausgebildet werden, was wissen sie vom eucharistischen Opfersakrament? Was wissen unsere Firmlinge, die ja zum Zeugnis für den Glauben gefirmt werden, was wissen sie von der Stärkung, die sie empfangen sollen? Christus ist gekommen als das Licht, aber die Unwissenheit ist nicht gewichen.

Die zweite Finsternis ist der Irrtum. Irrtum ist etwas anderes als Unwissenheit. Irrtum ist nämlich ein falsches Urteil über einen Sachverhalt, die falsche Bewertung eines Sachverhaltes, das fälschliche

Fürwahrhalten einer Aussage, die nicht stimmt. Christus ist gekommen, um die Menschheit vom Irrtum zu befreien. Aber die Menschen, selbst solche, die sich Christen nennen, wollen vom Irrtum nicht lassen. Sie stellen, häufig im Religionsunterricht, Jesus neben Mohammed und Buddha. Meine lieben Freunde, die Gestalt Jesu ist unvergleichlich. Er ist der leibhaftige Sohn Gottes, nicht ein selbsternannter Religionsstifter. Er ist das wahre Licht. Die anderen sind höchstens Funzeln, die den kargen Schimmer ihrer Religion vom wahren Licht entleihen. Die Menschen sind im Irrtum. Sie halten die Wahrheit nicht fest. Der bequeme Irrtum ist ihnen lieber als die harte Wahrheit.

Der evangelische Landesbischof von Bayern, der oberste evangelische Christ in Bayern, empfiehlt seinen Mitarbeitern: „Pfarrer müssen ihre Homosexualität friedlich und fröhlich leben.“ Ich habe mich nicht versprochen, Sie haben recht gehört. Der oberste evangelische Christ in Bayern sagt: „Pfarrer müssen ihre Homosexualität friedlich und fröhlich leben.“ Ich sage das ohne Genugtuung, ich sage es mit Schmerz, denn damit wird die Kluft zwischen uns nur noch viel tiefer! Der Protestantismus sieht wie wir die Bibel als heiliges Buch an, und er preist die Bibel, aber er folgt ihr nicht. Denn in der Heiligen Schrift wird homosexuelle Betätigung als eine schlimme Verirrung bezeichnet. Im 3. Buch Moses heißt es: „Du sollst nicht bei einem Manne liegen wie bei einer Frau. Das ist ein Greuel.“ „Du sollst nicht bei einem Manne liegen wie bei einer Frau. Das ist ein Greuel.“ Und der heilige Apostel Paulus schreibt: „Täuschet euch nicht. Weder Unzüchtige noch Ehebrecher noch die, die sich der Knabenliebe hingeben und sie üben, werden das Reich Gottes erben.“

Damit der Greuel nicht genug, meine lieben Freunde. Der evangelische Pfarrer Spröte, 54 Jahre alt, Vater von sieben Kindern aus zwei Ehen, ist seit 26 Jahren Vorsteher der evangelischen Gemeinde in Rees-Haldern am Niederrhein. Er nimmt seit Januar 2011 weibliche Hormone. Er will eine Frau werden. Er trägt jetzt Frauenkleider, kurze, blonde Haare, zwei Ohrringe und hat sich die Barthaare entfernen lassen. Seine Gemeinde klatschte Beifall, als er zum erstenmal als Frau Pastorin auf die Kanzel trat. Welch eine Verirrung! Welch ein Irrtum! und das in der Kirche des Evangeliums! Wahrhaftig, die Nacht kehrt wieder.

Die dritte Finsternis ist die Selbsttäuschung. Es ist bekannt, dass Eigenliebe die Augen trüb macht. Und so gibt es Menschen, die wollen die Wirklichkeit nicht sehen, um nicht grausam enttäuscht zu werden. Sie machen sich etwas vor. Man spricht von Realitätsverweigerung. Sie besteht darin, dass man sich gegen die Erkenntnis der Wirklichkeit sträubt. Wir haben es ja soeben gehört: Die Apostel wollen nicht hören, dass der Herr leiden muss. Sie haben auch in der Selbsttäuschung gelebt. Die Heilige Schrift weiß von solcher Selbsttäuschung. Im letzten Buche, in der Apokalypse heißt es: „Ich kenne deine Werke, du hast den Namen, dass du lebst, aber du bist tot.“ Viele Menschen betrügen sich selbst. Sie halten sich für anständig und ehrenhaft, weil sie keinen anderen erschlagen oder beraubt haben. Aber mit der Freiheit von Mißhandlung und Ausplünderung ist das sittliche Leben nicht erschöpft. Es gibt viele andere Fehler, Sünden und Versäumnisse. Soeben wird bekannt, dass protestantische Pfarrer die Berufsgruppe sind mit der höchsten Scheidungsrate. Protestantische Pfarrer- die Berufsgruppe mit der höchsten Scheidungsrate. Ihre Bischöfe halten da wacker mit, wie wir wissen. Der Herr ist gekommen, meine lieben Freunde, aber die Selbsttäuschung der Menschen hält an.

Die vierte Finsternis ist der Unglaube. Das ist die schlimmste Finsternis. Die Botschaft des Herrn wird seit 2000 Jahren verkündet, aber sie wird auch seit 2000 Jahren abgelehnt. Dieser Tage – dieser Tage! – legte ein Herr folgendes Bekenntnis ab: „1. Ich brauche Gott nicht, und es gibt keinen Gott. 2. Ein Haufen Zellen ist noch lange kein Kindlein. Ich bin für Abtreibung. 3. Ich bin für aktive Sterbehilfe.“ Wer Gott nicht kennt, der läuft der wichtigsten Wirklichkeit davon. Wer Gott nicht kennt, für den wird es eines Tages ein böses Erwachen geben. Wer sich vom wahren Licht, d.h. von Gott abwendet, der wird gleichsam blind. „Ist unsere Heilsbotschaft verhüllt?“ sagt der Apostel Paulus, „so ist sie verhüllt für diejenigen, die verlorengelassen, für die Ungläubigen, deren Verstand der Gott dieser Welt verblindet hat, dass ihnen die Herrlichkeit Christi nicht aufstrahlt.“ Wer die Sonne verneint, der ist leiblich blind, wer das Christentum verneint, ist seelisch blind. Ihm leuchten keine Sterne mehr, und ihm leuchtet keine Ewigkeit mehr.

Wir, meine lieben Freunde, sind, wie uns die Heilige Schrift bezeugt, Sehende. Ja, wir sind sogar Licht. „Ihr seid das Licht der Welt“, sagt der Herr in der Bergpredigt. Wir sind selber Licht. „Ihr seid Kinder des Lichtes“, schreibt der Apostel Paulus. Wer Licht ist, muss im Lichte wandeln. „Laßt uns

die Werke der Finsternis ablegen und die Waffenrüstung des Lichtes anziehen. Wie am lichten Tage laßt uns ehrbar wandeln!“ So mahnt der Apostel Paulus im Römerbrief. „Einst wart ihr Finsternis, jetzt seid ihr Licht. Wandelt als Kinder des Lichtes!“

Jetzt wissen wir also, meine lieben Freunde, am Beginn der Buß- und Fastenzeit, was unsere Aufgabe ist. Wir als Kinder des Lichtes sollen im Lichte wandeln. Wir sollen untadelig und lauter sein, Kinder Gottes ohne Fehl inmitten eines verkehrten und verdorbenen Geschlechtes, unter dem wir leuchten sollen wie die Sterne im Weltall.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Herrschaft des Fürsten dieser Welt

13.03.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Großen des Alten Testaments kamen aus der Wüste, von wo sie gesandt wurden, Gottes Aufträge an das Volk zu erfüllen. Moses, der politische Führer, Elias, der große Prophet. In der Wüste hatten sie Kraft gesammelt für ihre Sendung. Und so wird auch Christus in die Wüste geführt – vom Geiste Gottes. Vom Geiste Gottes, jawohl. Der heilige Papst Gregor der Große hebt eigens hervor, dass es nicht ein beliebiger Geist war, sondern der Geist Gottes. Er führte ihn in die Wüste, damit er dort erprobt würde, damit er dort mit dem Teufel zusammentreffen und ihn überwinden könne, damit er so das sieghafte Beginnen seiner Messianität vor aller Welt dokumentieren könne. Hier stoßen Gott und Satan zusammen. Der Satan entwickelt sein Regierungsprogramm, und Christus stellt daneben den Willen des Vaters, dem er zu gehorchen hat.

Der erste Angriff des Versuchers knüpft an das Nahrungsbedürfnis Jesu an. Er hat vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet; er hungert. Und da er in der Gefahr ist, zu verhungern, deswegen sinnt ihm der Verführer an, seine Wundermacht in den Dienst der Selbsterhaltung zu stellen. Er will Jesus veranlassen, die messianische Kraft, die in ihm ist, in seinem eigenen Interesse zu benutzen und dadurch dem Vater ungehorsam zu werden. Er soll also seine Vollmacht mißbrauchen. Dazu möchte ihn der Satan verleiten. Und er begründet es mit einem biblischen Zitat: „Wenn du Gottes Sohn bist, dann sprich, dass diese Steine Brot werden!“ Er kann es, wenn er will. Der Herr weist seinen Angriff ebenfalls mit einem biblischen Zitat zurück: „Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Das heißt, Gott kann den Menschen durch sein Wort, das ja verknüpft ist mit seinem allmächtigen Willen, er kann ihn durch sein Wort am Leben erhalten, auch ohne Brot.

Über den konkreten Anlaß der Versuchung Jesu hinaus lernen wir hier den ersten Regierungsgrundsatz Satans kennen, den er dem Menschen der Macht empfiehlt, nämlich die Menschen satt machen. Zuerst natürlich die Parteigenossen und die Parteianhänger, aber darüber hinaus auch andere. Die Menschen satt machen, die Menschen zufrieden machen, ihnen alles Beste geben und alles Beschwerliche abnehmen, so regiert man. So wird man beliebt, so wird man gewählt. Also fort mit der Unauflöslichkeit der Ehe! Fort mit der Schwangerschaft! Weg mit dem Balg! Fort mit dem Kind im Mutterleib! Der sozialdemokratische Abgeordnete Herbert Wehner hat einst den Frauen gesagt: „Die Frauen können sich auf die SPD verlassen.“ Ja, wahrhaftig, das können sie, denn niemand braucht zu befürchten, dass die SPD den Schutz des ungeborenen Kindes hochhält. Niemand muss sich Sorgen machen, dass die SPD die Freiheit zur Abtreibung einschränkt. Die Frauen können sich wahrhaftig auf die SPD verlassen.

Den Menschen alles leicht machen. So regiert man: Auswählen, wer leben darf, und auswählen, wer sterben muss. Ein Embryo wird nach einer künstlichen Befruchtung auf Erbkrankheiten untersucht. Wenn solche vorhanden oder wahrscheinlich sind, wird es vernichtet, wenn nicht, wird es in die Gebärmutter eingepflanzt. Die Zahlen sind eindeutig. Einem Embryo, das bis zur Geburt kam, stehen 33 gegenüber, die vorher vernichtet wurden. „Auf gutem Kurs!“ steht auf allen Wahlplakaten. Den Menschen alles leicht machen. In der Bildung alles Beschwerliche beseitigen. Eine Schule für alle, ob begabt oder unbegabt, ob faul oder fleißig, keine Auslese, alle gleich, Einheitsschule. Keine hohen Anforderungen, den Wissensstoff reduzieren, die Fächer vermindern, abwählen können, gute Noten für schlechte Leistungen geben, keinen durchfallen lassen.

Es gab eine Zeit, in der die Kinder nach vier Grundschuljahren rechnen, lesen und schreiben konnten, und zwar fehlerfrei. Heute können das Schüler nicht, die 10 Jahre die Schule besucht haben. Die

Handwerksmeister beklagen sich, dass nach Hauptschulabschluß die Lehrlinge, die sie einstellen, weder das Rechnen noch das Lesen beherrschen, vom Schreiben ganz zu schweigen. Den Menschen alles leicht machen, so regiert man, so wird man gewählt. „Auf gutem Kurs!“ steht auf den Plakaten. Hauptsache jedem das Abitur, auch wenn es nur durch Verminderung der Leistungsanforderungen geschafft werden kann. Wer keines hat, soll trotzdem zur Universität gehen können. Universitätsstudium ohne Abitur! Das ist der neueste Schlager. Sodann: Das Studium so leicht wie möglich machen, Begrenzung des Wissensstoffes, Reduzierung der Studienzeiten.

Die Folgen dieser Praktiken sind offensichtlich. Die Hochschulforscherin Elke Mittendorf erklärte dieser Tage: „Als Lebensentwurf zählt unter Studierenden heute überwiegend, das Leben zu genießen und sein eigenes Ding durchzuziehen.“ Das Leben zu genießen und sein eigenes Ding durchzuziehen. So regiert man, so wird man gewählt. „Auf gutem Kurs!“ steht an den Straßenkreuzungen. Den Menschen alles leicht machen. Mit 18 Jahren volljährig. Als das eingeführt wurde, sagte ein Abgeordneter: „Es ist alles falsch, was wir machen. Aber wir machen es trotzdem.“ Mit 17 Jahren Führerschein, mit 16 Jahren wahlmündig. Die Kinder und die Jugendlichen sollen machen können, was sie wollen. Und sie machen, was sie wollen. Jeder zweite 15-Jährige in Deutschland trinkt sich regelmäßig einen Rausch an. Im Jahre 2009 mußten 26.000 Kinder in der Klinik ausgenüchert werden.

Nur nichts verlangen, alles durchgehen lassen. „Mehr Lebensqualität“ verlangte Willy Brandt. Mehr Lebensqualität. Über die Hälfte der produzierten Lebensmittel weltweit landet auf dem Müll, bevor sie auf den Teller kommen. In Deutschland werden jedes Jahr zehn bis zwanzig Millionen Tonnen Lebensmittel vernichtet. Der Landwirt muss von 5 t Kartoffeln 2 ½ t wegwerfen; sie sind nicht „marktwürdig“, wie das heute heißt. Jedes 5. Brot landet auf dem Müll. Dafür immer mehr Staatsdiener, immer mehr Angestellte. In Brüssel, in Luxemburg und in Straßburg sitzen Heerscharen von Beamten, hochbesoldet. Sie beschäftigen sich mit allen möglichen Dingen, z.B. wie lang ein Kondom sein kann. Das wird dort geregelt, wie lang ein Kondom sein darf. „Auf gutem Kurs!“ steht auf den Wahlplakaten.

Die zweite Versuchung des Satans proklamiert auch seine zweite Regierungsmethode, nämlich der Herr soll eine Gefahr herbeiführen, um durch diese Gefahr das wunderbare Eingreifen Gottes hervorzurufen. Er soll sich auf die Zinne des Tempels begeben, dort herunterfallen lassen im Gleitflug. Unten stehen Tausende von Männern und Frauen, und dann ist er der große Held, der Übermensch. Er will also, dass Jesus den göttlichen Schutz mißbraucht. Er will ihn zum Mißbrauch dieses Schutzes reizen und dadurch mit Gott entzweien. Was er will, das ist eine frevelhafte Herausforderung Gottes. Er arbeitet wieder mit der Bibel: „Er hat ja den Engeln befohlen, dass sie dich beschützen, dass sie dich auf den Händen tragen, damit dein Fuß nicht an einen Stein stoße.“ Der Herr antwortet ebenfalls mit einem Zitat: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen!“

Das ist die zweite Regierungsmethode: die Menschen unterhalten mit Sensationen. Kino, Radio, Fernsehen ohne Rücksicht auf die Folgen. Jeder kann alles sehen, auch das Schlimmste, auch das Ekelhafteste, auch das Verführerischste. Jeder kann im Internet surfen, wie er will. Auch das Dümme- ste kann er sehen, auch das Niederziehendste, auch das Vergiftetste, vor allem Pornographie. Sexuelle Geschehnisse mit sexueller Reizwirkung, das ist ein Bestandteil unserer Freizeit- und unserer Unterhaltungskultur geworden: Pornographie. Man rechnet in Deutschland mit einer halben Million Pornographiesüchtiger, und die Zahl nimmt zu. Das Fernsehen fördert frühen Sex, wie eine Untersuchung der Universität Wisconsin in Amerika festgestellt hat. Der Aldi-Erpresser, der jetzt vor Gericht steht, sagte aus, er habe die Anregung zu seiner Tat, der Erpressung, aus dem Fernsehen bezogen. Aus dem Fernsehen beziehen die Leute noch anderes, nämlich sie beziehen daraus ihre Weltanschauung: Es sich bequem machen auf dieser Welt, vergnügt sein. Man gönnt sich ja sonst nichts. Vor allem aber Vergnügen auf dem geschlechtlichen Gebiet. Sexualität für alle, so früh wie möglich, so oft wie möglich, so lange wie möglich, auch so abwechslungsreich wie möglich. In den Schulen wird verpflichtende Sexualkunde gelehrt, Sexualkundeunterricht erteilt. Dort lernen die Kinder, wie man sich geschlechtlich betätigt und gleichzeitig die Folgen vermeidet. Sicheren Sex, die Pille in die Schultasche. Ab 14 Jahren können Mädchen allein zum Frauenarzt gehen und sich die Pille verschreiben lassen. Bis zum 18. Lebensjahr werden die Kosten dafür von der Krankenkasse übernommen. Unterhaltung, Vergnügen, Genuß, so regiert man. „Auf gutem Kurs!“ Die erhabensten und erhebendsten Bühnen-

stücke werden verhunzt. In Frankfurt wird in der Oper „Palestrina“ Stalin mit einer Tiara des Papstes vorgeführt. In Salzburg wird die Szene von der Wolfsschlucht im „Freischütz“ von Weber als Ort militaristischer und sexueller Rituale hingestellt. In Berlin, in der Komischen Oper, wird die berühmte, die wunderbare Oper „Armida“ von Gluck in Pornographie umgesetzt. Das alles unter dem Namen Kunst. Unterhaltung, aber nach Maßgabe Satans, Unterhaltung vor allem auf Kosten der Religion. Das Christentum, die katholische Kirche, das Priestertum wird unaufhörlich madig gemacht, das alles im Namen der Freiheit: Pressefreiheit, Kunstfreiheit, Meinungsfreiheit. Jawohl, damit die höchsten Werte der gläubigen Menschen schutzlos und wehrlos aller Verhöhnung, aller Verunglimpfung preisgegeben werden können. Unterhaltung ohne Rücksicht auf Verluste! Christoph Schlingensiefel spricht in seinem Bühnenstück „Kirche der Angst“ die Wandlungsworte, fügt eigene Kommentare hinzu und teilt abschließend Oblaten aus. In diesem Stück heißt es: „Papa ist schon weg, Mama soll auch noch weg, sie soll ihr Haus mitnehmen und ihre ganze Kirchenscheiße.“ Kunst! Satanische Kunst! Im Jahre 1983 ißt in Bayern eine Schwester Oberin, eine Nonne, einen Apfel. Sie läßt daraufhin einen fahren. Und weil sich der Herrgott am Kreuze ob der Geruchsbelästigung nicht die Nase zuhalten kann, wirft er den ersten Nagel ab, dann auch den zweiten, den dritten und vierten und steigt herunter aus seiner Leidensposition. Das ist das Bühnenstück „Das Gespenst“ von Herbert Achterbusch. Die Menschen unterhalten, aber nicht mit Religion! Denn die Religion ist nicht unterhaltsam. Religion darf keine Rolle spielen. Religion ist ein Störfaktor. Also die Öffentlichkeit von Religion freihalten. Der Europäische Menschenrechtsgerichtshof hat ein Urteil gefällt, wonach Kreuze in staatlichen Schulen Italiens einen Verstoß gegen die Religionsfreiheit darstellen. Religionsfreiheit ist also danach nur dort vorhanden, wo man frei ist von Religion. Der öffentliche Raum ist für Areligiöse und Antireligiöse und Unreligiöse reserviert. Man spürt: Satan regiert.

Der dritte Angriff Satans zeigt Jesus alle Reiche der Welt mit allem, was die Herrschaft darüber an äußerem Glanz, an berauschendem Machtbewußtsein, an Reichtum und Genuß bieten kann. Er bietet ihm das an in der Erwartung, dass Jesus zugreifen könnte, dass er der verführerischen Macht dieses Angebotes nicht widerstehen kann. Aber er hat eine Bedingung, nämlich: Er soll ihm, dem Teufel als Vasall huldigen. Er soll vor ihm niederfallen. Er soll also nicht der leidende Gottesknecht sein, sondern er soll seine Macht, seine politische Macht aufbieten, er soll im Sinne des politische Messias handeln, er soll irdischen Glanz und Genußleben haben und auf diese Weise eine Messianität nach Art des Teufels bezeigen.

Auch dies, meine Freunde, eine Regierungsmethode Satans. Sie besteht darin, den Menschen Versprechungen machen, sich in Versprechungen überbieten. Es muss immer noch besser werden, immer noch sozialer, immer gerechter, immer leichter, immer bequemer. „Auf gutem Kurs!“ steht auf den Plakaten. In der Politikwerbung wird mit zwei Mitteln gearbeitet, einmal mit Versprechen und mit Abschrecken. Mit uns wird alles besser. Mit dem politischen Gegner wird alles schlechter. Hauptsache, an der Futterkrippe bleiben, die Macht behalten, das Volk, den Staat ausnutzen. Kürzere Wochenarbeitszeit, keine längere Lebensarbeitszeit, mehr Freizeit, mehr Urlaub, immer mehr Leistungen auf Kosten des Staates und immer weniger Anforderungen an die Staatsbürger. Geld ausgeben auf Kosten der kommenden Generationen. Ende 2009, meine lieben Freunde, hatte der Staat in Deutschland Schulden in Höhe von 1,69 Billionen Euro, 1,69 Billionen Euro. Eine Billion sind 1000 Milliarden, 1 Milliarde sind 1000 Millionen. Aber an jeder Straßenecke hängt ein Schuld: „Auf gutem Kurs!“

Versprechen. Jeder kann über sein Leben verfügen, wie er will. Man kann Schluß machen, wenn man nicht mehr weiter weiß. Selbstmord, Beihilfe zum Selbstmord, Tötung auf Verlangen, alles steht zur Auswahl. In der Zeit des Nationalsozialismus sprach man von Euthanasie, Sterbehilfe für unheilbar kranke Menschen, für Schwerstverletzte, Lebensmüde, Unerwünschte, Überflüssige. Im Volke ist die Stimmung dafür schon bereitet. 50 Prozent der katholischen Christen, 50 Prozent der katholischen Christen sprechen sich für Euthanasie aus. Bald wird sie gesetzlich genehmigt werden. Wir sind auf gutem Kurs, belehren uns die Wahlplakate.

Meine lieben Freunde, das Regierungsprogramm Satans steht fest: Es Menschen bequem und leicht machen, sie unterhalten auf Kosten der Religion, ihnen Versprechungen machen, auch wenn sie unerfüllbar sind. Der Herr hat die Versuchungen überwunden. An ihm ist der Fürst dieser Welt gescheitert. Aber in unserer Massendemokratie ist es anders. Da siegt nicht der Herr, der Sohn Gottes, son-

dern der Satan, der Fürst dieser Welt. Sein Regierungsprogramm leuchtet allen ein. „Mach dir's auf der Erde schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn!“ So wird es weitergehen. Glauben Sie, dass Präsidenten, Minister, Abgeordnete zur Vernunft kommen? Glauben Sie, dass die Massendemokratie fähig ist, die Riesenprobleme zu lösen? Ich glaube es nicht. Ich fürchte, es wird weitergehen wie bisher. Es den Menschen recht machen, aber nicht Gott, den Willen Gottes mißachten, verspotten, verhöhnen, dem Willen des Satans folgen, gehorchen. Es wird so weitergehen, fürchte ich, bis Gott mit dem Schlüssel auf den Tisch klopft und sagt: „Jetzt wird Schluß gemacht, meine Herren!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wiedergeburt im Sakrament der Taufe

20.03.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ich vor geraumer Zeit in einer Klinik war, fragte ich eine der Angestellten, ob sie getauft sei. Sie antwortete: „Nein.“ Sie war eine von den vielen, von den Millionen Ungetauften, die in den neuen Bundesländern heute leben. Wie hat sich das Bild gewandelt! Als wir Kinder waren, gab es so gut wie keine Ungetauften in Deutschland. Jedermann wußte: Man wird ein Christ, indem man getauft wird. Und jedermann legte Wert darauf, ein Christ zu sein. Aber das Bild hat sich gewaltig gewandelt. Wir haben Menschen, viele Menschen, Millionen Menschen in unserem Vaterland, die nicht getauft sind. Und doch ist die Taufe das wichtigste und notwendigste und erste Sakrament.

Die Taufe ist das Sakrament, das durch Abwaschung mit Wasser unter Anrufung der Dreifaltigkeit die übernatürliche Wiedergeburt, Heiligung und Vergebung aller Sünden bewirkt. Wir sagen: Das Sakrament bewirkt es, und das ist ja nicht falsch. Nur müssen wir immer gleich dazusagen. Es ist Gott, der durch das Sakrament und durch den Spender des Sakramentes wirkt. Das Wasser, die Worte, der Mensch vermögen eine übernatürliche Heiligung nicht herbeizubringen, aber Gott vermag durch diese Werkzeuge, durch diese irdischen Werkzeuge die Wiedergeburt zu bewirken.

Wie jedes Sakrament hat die Taufe drei Bestandteile, nämlich einmal ein äußeres Zeichen, eine innere Gnade und die Einsetzung durch Christus. Das äußere Zeichen des Taufsakramentes sind Wasser und Worte, das Taufwasser, das über den Täufling geschüttet wird, und die Worte, die über ihn gesprochen werden. Das äußere Zeichen. Aber die Zeichen im Christentum bewirken, was sie verheißen. Wenn also das Taufwasser über den Täufling rinnt, dann wird ihm die Gnade Gottes geschenkt. Er wird neu geschaffen, er wird neu geboren, nicht in einer natürlichen Weise, sondern in einer übernatürlichen Weise. „Gott hat uns gerettet durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung im Heiligen Geiste.“ So schreibt der Apostel Paulus an seinen Schüler Titus.

Das dritte Element ist die Einsetzung durch Christus. Der Zeitpunkt der Einsetzung ist uns nicht bekannt. Wir wissen nicht, an welchem Tage Jesus gesagt hat: „Wer zu mir gehören will, muss getauft werden.“ Aber dass er diese Taufe wünscht, dass er sie befiehlt, das ist gewiß. Das ergibt sich aus mehreren Elementen. Einmal hat Jesus selbst getauft. Sie werden vielleicht erstaunt sein, wenn ich das sage, aber das steht im Johannesevangelium: „Jesus kam mit seinen Jüngern in die Landschaft Judäa. Dort hielt er sich mit ihnen auf und taufte.“ Jawohl, unser Herr hat selbst getauft. In diesem Zusammenhang muss auch die Einsetzung des Taufsakramentes geschehen sein. Den Taufbefehl kennen wir alle, den er nach der Auferstehung den Jüngern gegeben hat: „Macht alle Menschen zu meinen Schülern, taufet sie im Namen des dreifaltigen Gottes!“

Heute wird versucht, das Taufsakrament zu entschärfen. Das geschieht, indem man auf die Religionsgeschichte verweist. Auch in anderen, von Menschen erfundenen Religionen wird Wasser verwendet, um zu einer Entsühnung, zu einer Reinigung zu kommen. Es gab die Proselytentaufe bei den Juden, es gab die Johannestaufe, die der Täufer gespendet hat. Und Sie alle haben schon die Bilder gesehen, wie im Ganges in Indien die Leute sich waschen, sich gleichsam taufen lassen. Das alles vermag das Taufsakrament des Christentums nicht zu erschüttern. Dass auch andere Religionen eine Abwaschung mit Wasser vornehmen, ist ein Zeichen dafür, dass alle den Druck der Sünde verspüren, dass sie alle davon überzeugt sind, es bedarf einer Reinigung. Und sie verwenden dazu die Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen, menschliche Mittel, nicht von Gott gegebene Mittel. Aber diese Mittel stehen im Vorhof der christlichen Taufe. Alles, was an anderen Religionen existiert, konvergiert auf die christliche Religion. Was die anderen Religionen zu bewirken begehren, das ist im Christentum erfüllt. Die Evangelisten berichten übereinstimmend, dass der auferstandene Herr den Aposteln be-

fohlen hat, in alle Welt zu gehen, die Heilsbotschaft zu verkünden und den gläubig Gewordenen die Taufe zu spenden. In lapidarer Kürze steht im Markusevangelium: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden. Wer nicht glaubt – und infolgedessen auch nicht getauft wird –, wird verdammt werden.“ Getreu dem Befehl des Herrn sind die Apostel aufgebrochen und haben die Menschen bekehrt, haben ihnen den Glauben vermittelt und haben den gläubig Gewordenen die Taufe gespendet. Denn Glaube und Taufe gehören zusammen. Es kann nur getauft werden, wer im Glauben steht.

Das erste Zeugnis für die Taufspendung ist das Pfingstfest. Da trat Petrus auf, hielt eine begeisterte und begeisternde Rede an die Massen, die sich um ihn drängten. Die Zuhörer waren ergriffen, und sie fragten: Was sollen wir denn tun? Petrus antwortete: „Bekehret auch und laßt euch taufen im Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden!“ Die sein Wort annahmen, empfingen die Taufe, und es wurden an jenem Tage dreitausend Personen der Kirche zugeführt. Ähnlich ging es zu bei der Taufe des äthiopischen Kämmerers, der nach Jerusalem gekommen war, Gott anzubeten. Ein Mann aus Abessinien, aus Äthiopien, ein führender Mann, Kämmerer, das heißt, er war über die Schätze der Königin Kandake gesetzt. Und er las – er konnte lesen – im Buch des Propheten Isaias. Da kam der Diakon Philippus hinzu und fragte ihn: „Verstehst du denn, was du liest?“ „Nein“, sagte er, „wie soll ich es verstehen, wenn es mir niemand erklärt?“ Da setzte sich Philippus neben ihn auf den Wagen und erklärte ihm die Heilige Schrift. Er wies nach, dass das Lamm, das geschlachtet wird, niemand anderes ist als Jesus Christus von Nazareth. Er ist das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Und der Kämmerer ließ sich überzeugen. Er glaubte. Und sie kamen vorbei an einem Bach. Da sagte der Kämmerer: „Sieh, hier ist Wasser. Was hindert, dass ich getauft werde?“ Philippus antwortete: „Wenn du von ganzem Herzen glaubst, kann es geschehen. Und da bekannte der Kämmerer: „Ich glaube, dass Jesus der Sohn Gottes ist.“ Sie stiegen herab, und er wurde getauft. Das ist das älteste Glaubensbekenntnis, das wir kennen: Ich glaube, dass Jesus der Sohn Gottes ist. Es hat sich natürlich im Laufe der Zeit angereichert. Das war auch notwendig, denn es traten Irrlehrer auf. Dagegen mußten die Glaubenswahrheiten entfaltet werden. Aber das Urbekenntnis bleibt: Ich glaube, dass Jesus der Sohn Gottes ist.

Später, im 2. und 3. Jahrhundert, ging man dazu über, eine längere Vorbereitungszeit für die Taufe anzusetzen, zwei bis drei Jahre. Die Taufbewerber nannte man Katechumenen, das heißt also Personen, die hören, nämlich hören auf die Botschaft des Evangeliums. Die Katechumenen wurden unterrichtet in den christlichen Heilswahrheiten, und sie wurden belehrt über das christliche Leben. Sie wurden auch eingeführt in das christliche Leben. Und nach zwei bis drei Jahren Vorbereitung wurden sie der Taufe zugeführt. Am Anfang nur an zwei Tagen im Jahr, nämlich Ostern und Pfingsten. Später kamen andere Tauftermine hinzu. Zunächst taufte man in fließendem Wasser, an Bächen, in Teichen, an Quellen, im Meere. Später errichtete man eigene Taufkapellen und Taufkirchen. Sie waren häufig Johannes dem Täufer geweiht. Die Taufe wurde auf drei verschiedene Arten gespendet, nämlich durch Untertauchen, und das ist eigentlich die symbolkräftigste Weise der Taufe, denn der alte Mensch sollte ja begraben werden, und der neue Mensch sollte auferstehen. Aber es waren auch zwei andere Weisen üblich, nämlich das Übergießen und das Besprengen. In jedem Falle war es notwendig, dass das Wasser über den Täufling floß. Es muss nämlich eine Waschung, eine Abwaschung geschehen, damit das Zeichen vollständig gesetzt wird. Da können Sie auch verstehen, meine lieben Freunde, daß das, was manche nichtkatholische Religionsdiener tun, keine gültige Taufe ist. Sie tauchen den Daumen in Wasser, machen ein Kreuzzeichen auf der Stirn des Täuflings. Das ist keine gültige Taufe. Das Wasser muss fließen.

Die Taufe wurde bald mit sinnreichen Handlungen umgeben, die das entfaltet haben, was in der Taufe beschlossen ist, also etwa die Absage an den Satan. Wer sich taufen läßt, der will ja zu Christus gehören, also muss er dem Widerchristus absagen. Und so kam die Absage an den Satan dazu: „Widersagst du dem Satan?“ „Ich widersage.“ Es kamen Beschwörungen dazu. Der Teufel wurde ausgewiesen, es wurde ihm der Befehl erteilt, von dem Täufling zu lassen. Auch das eine Ausfaltung des Inhaltes der Taufe. Es kam dann hinzu das Glaubensbekenntnis, das sich immer mehr anreichte. Wir sprechen vom Apostolischen Glaubensbekenntnis, weil es eben bis in die Zeiten der Apostel zurückreicht. Es ist die gemeinsame Grundlage aller anderen Glaubensbekenntnisse. Es wurden darin folgende Wahrheiten bekannt: der Glaube an Gott, den Vater, der Glaube an Christus, seinen Sohn, der

Glaube an den Heiligen Geist, der Glaube an die heilige Kirche und der Glaube an die Vergebung der Sünden und die Auferstehung des Fleisches. Das ist das Urbekenntnis. Aber es hat im Laufe der Zeit nicht ausgereicht. Es wurden dann immer neue Ergänzungen eingefügt, so vom Konzil von Konstantinopel 381, weil Irrlehrer aufstanden, und da mußte man sich ihrer erwehren. Das konnte man nur, indem man das Glaubensbekenntnis durch die umstrittenen Wahrheiten erweiterte. Diese Erweiterung ist bis heute erfolgt. Unter dem letzten Pontifikat, unter Papst Johannes Paul II., wurde ein neues, ein vollkommenes, ein vollständigeres Glaubensbekenntnis uns geschenkt, das eben alle die Wahrheiten ausspricht, die heute von den Irrlehrern aus den eigenen Reihen bezweifelt werden.

Die Taufe wurde als Erleuchtung bezeichnet, weil das Licht der Wahrheit dem Täufling übergeben wurde. Sie wurde auch als Besiegelung bezeichnet, weil derjenige, der getauft wurde, Christus zugehört. Er ist Christus verbunden wie mit einem Siegel. Und sie wurde natürlich auch als Wiedergeburt bezeichnet, Wiedergeburt zum ewigen Leben.

Frühzeitig hat man Taufpaten ausgewählt, Sponsoren heißen sie. Sie kennen das Wort Sponsoren heute von reichen Leuten, die Geld geben für kulturelle Veranstaltungen. Das ist etwas anderes als das „Sponsor“ im Taufgeschehen. Er ist der Bürge, d.h. er bürgt für den Täufling. Er bürgt dafür, dass der Täufling seine Verpflichtungen erfüllen wird. Der Bürge verspricht für fremde Schuld aufzukommen. Der Taufpate übernimmt die Pflicht, nach Kräften dafür zu sorgen, dass der Täufling an der Taufe, der Taufgnade, am Taufgelöbnis festhält und den Verpflichtungen des Glaubens Genüge tut.

Frühzeitig wurden auch christliche Taufnamen üblich. Man hat die Namen von Märtyrern den Täuflingen gegeben. Später kamen Namen von anderen Heiligen dazu. In manchen Ländern ist es sogar üblich, Täuflingen den Namen Jesus zu geben. In Spanien gibt es viele Männer, die tragen den Namen Jesus. Das haben wir nicht gewagt im anderen Teil Europas. Aber wir geben den Täuflingen Namen, die ihnen Patrone, also Fürbitter, und Vorbild sein sollen, Patrone und Vorbild.

Getauft werden soll jeder Mensch. „Macht alle Welt zu meinen Schülern!“ Alle Menschen sind berufen, die Taufe zu empfangen. Es ist ganz falsch, wenn man heute die Meinung hört, man solle die Buddhisten bei ihrem Buddhismus lassen und die Hinduisten bei ihrem Hinduismus. Nein, das ist nicht der Wille Jesu. Der Herr will, dass alle zur Wahrheit kommen und seine Schüler werden und durch die Taufe für das ewige Leben wiedergeboren werden. Jeder Mensch kann die Taufe empfangen, jeder Mensch soll sie empfangen. In dem kirchlichen Gesetzbuch, das 1983 abgeschafft wurde, war genau vorgeschrieben, was zu geschehen hat, wenn ein Geburtsvorgang sich verzögert und man fürchten muss, dass die Geburt nicht gelingt. Da durfte man nämlich, ja da mußte man das Kind, das aus dem Mutterleib hervorkam, taufen, eventuell sogar im Mutterleib. So ernst hat man das Taufgeschehen, die Taufwirkung genommen. Im neuen Gesetzbuch fehlt diese Angabe. Aber gültig ist sie nach wie vor. Sie zeigt den Ernst, den die Kirche auf die Spendung des Taufsakramentes verwendet. Auch Fehlgeburten, auch Frühgeburten sind zu taufen. Wenn immer man sicher sein kann, dass es sich um ein menschliches Wesen handelt, ist die Taufe zu spenden.

Frühzeitig wurden auch Kinder getauft. Die Kindertaufe ist für den Protestantismus ein Problem, denn er findet angeblich die Kindertaufe nicht in der Heiligen Schrift bezeugt. Deswegen gibt es im Protestantismus einflußreiche Theologen, welche die Kindertaufe ablehnen. Und es gibt ohne Zweifel Pastoren, welche die Kinder nicht taufen, vor allem in Schweden. Die Kindertaufe, meine lieben Freunde, ist so alt wie das Taufsakrament. Im Neuen Testament wird sie bezeugt in der Apostelgeschichte. Paulus kam nach Thyatira, eine Stadt in Kleinasien. Er predigte das Evangelium. Es bekehrte sich die Purpurhändlerin Lydia. Sie ließ sich taufen „und mit ihr das ganze Haus“. Mit ihr das ganze Haus, d.h. wer immer zu ihr gehörte, ihre Angehörigen, ihre Bediensteten, ihre Kinder, sie wurden alle getauft. Dasselbe ist geschehen wenig später. Paulus war im Gefängnis. Da kam ein Erdbeben und der Gefängniswärter fürchtete, dass er aus dem Gefängnis entkommen könnte. Aber „Nein, nein, wir sind noch hier“, sagte Paulus. Der Gefängniswärter sah darin ein Wunder. Er wurde gläubig. Er wurde getauft „und mit all den Seinigen“. Mit all den Seinigen. Das ist das Zeugnis für die Kindertaufe in der Heiligen Schrift.

Getauft zu sein, meine lieben Freunde, ist eine unbeschreibliche Würde, eine hohe Auszeichnung, ein wahres Glück. Wer getauft ist, gehört zu Christus, ist ihm verähnlicht, wird in seinen Leib, die Kirche, eingegliedert. Wer getauft ist, lebt in der Gnade, ist eine Wohnung des Heiligen Geistes. Wer ge-

tauft ist, befindet sich auf dem Weg des Heiles. Er besitzt die Anwartschaft auf die ewige Seligkeit. Deswegen erinnern wir uns gern an unseren Tauftag. Danken wir für das Geschenk der Taufe! Erneuern wir unser Taufgelöbnis! Leben wir würdig unserer Taufe! Früher haben wir das schöne Lied gesungen – und wir können es auch heute noch singen –: „Fest soll mein Taufbund immer stehen. Ich will die Kirche hören. Sie soll mich allzeit gläubig sehen und folgsam ihren Lehren. Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad' in seine Kirch' berufen hat. Nie will ich von ihr weichen!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die heilbringende Wirkung der Taufe

27.03.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Taufe ist das notwendigste Sakrament. Sie ist notwendig, um das Heil zu gewinnen; denn der Herr hat zu Nikodemus gesagt: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen.“ Notwendigkeit der Taufe! Von Anfang an hat die Kirche aber gewußt, dass es Menschen gibt, zu denen die Kunde von der Erlösung durch Jesus, zu denen die Nachricht von der Notwendigkeit der Taufe nicht gelangt. Was ist mit diesen Menschen, die nichts von Christus gehört haben und die nicht wissen, dass die Taufe die Eingangspforte in das Paradies ist?

Der Herr, so war immer die Überzeugung der Kirche, will nicht, dass diese Menschen verlorengelassen werden. Wenn sie Gott suchen und ihrem Gewissen folgen, können sie gerettet werden. Sie empfangen zwar nicht die Taufe in der Wirklichkeit, aber sie empfangen die Taufe in der Sehnsucht, die Begierdetaufe. Wenn sie wüßten, diese Menschen guten Willens, dass man nur durch die Taufe gerettet werden kann, dann würden sie die Taufe empfangen. Und dieses Wissen um den Willen Gottes, auch wenn sie die Einzelheiten dieses Willens nicht kennen, dieses Wissen um den Willen Gottes, das Nachstreben dieses Willens kann ihnen das Heil verschaffen. Das Verlangen, die Begierde nach der Taufe kann ausdrücklich sein wie bei den Taufbewerbern, den Katechumenen. Sie sind ja auf dem Wege zur Taufe. Es kann aber auch dieses Begehren eingeschlossen sein in dem Willen, alles zu tun, was nach Gottes Plan von ihnen verlangt wird. Das Konzil von Trient hat gelehrt, dass die Rechtfertigung des Sünders nicht möglich ist ohne das Bad der Wiedergeburt oder das Verlangen nach demselben. Oder das Verlangen nach demselben.

Die Begierdetaufe verleiht ähnliche Wirkungen wie die Taufe selbst. Sie rechtfertigt den Sünder, d.h. sie läßt ihm die Erbsünde nach, die persönlichen Sünden und auch die ewige Sündenstrafe. Wir wissen nicht, bei welchen und bei wie vielen Ungetauften diese Voraussetzungen zutreffen. Man sollte sich vor großem Optimismus hüten, denn wie viele Menschen folgen wirklich ohne Makel und ausschließlich ihrem Gewissen, so dass sie am Ende ihres Lebens sagen können: Ich habe immer getan, was ich nach Gottes Willen vom Herrn erfahren habe zu tun? Wer kann das sagen? Wenn das schon für die Getauften gilt, wie wird das erst recht für die Ungetauften gelten?

Es gibt aber noch einen anderen Ersatz der Wassertaufe. Das ist die Bluttauf. Wenn jemand das Martyrium erleidet als Ungetaufter, also wenn jemand um des Glaubens willen, um der Tugenden des Glaubens willen den Tod erleidet, so empfängt er auch eine Taufe. Es ist eine Bluttauf. Und diese Bluttauf verleiht die Rechtfertigungsgnade wie die Taufe. Der heilige Augustinus hat einmal geschrieben: „Es ist eine Beleidigung, für einen Martyrer zu beten. Wir sollen uns vielmehr seinen Gebeten empfehlen.“ Warum ist es eine Beleidigung? Weil er eben unser Gebet nicht nötig hat. Er ist gerettet durch seine Bluttauf.

Die Taufe ist das 1. Sakrament. Sie führt uns ein in die Übernatur. Sie bereitet die Bahn für ein christliches Leben. Sie ist auch die Pforte zum Empfang der anderen Sakramente. Die übrigen Sakramente würden ungültig gespendet, wenn einer nicht getauft ist. Es soll ja heute Leute geben, die Mohammedanern – Mohammedanern! – die Kommunion reichen. Ein unerhörter Frevel. Nein, die Taufe ist notwendig als Pforte zum sakramentalen Leben. Und wegen dieser grundlegenden Bedeutung, weil sie den Menschen von Anfang an in der Gnade bergen soll, taufen wir die Kinder, taufen wir die Säuglinge. Wir sind überzeugt, dass ihnen das Heil nicht vorenthalten werden darf. Es soll nicht nur ihr späteren Leben in der Gnade verbracht werden, nein, auch ihr unbewußtes oder wenig bewußtes Le-

ben soll in der Gnade vollzogen werden. Deswegen hat die Kirche immer gewünscht, dass die Kinder so früh wie möglich nach der Geburt getauft werden.

Der unvergeßliche Erzbischof von München, Kardinal Faulhaber, hat einmal das schöne Wort gesagt: „Die Taufnade kann nicht warten, weil die Erbsünde nicht gewartet hat.“ Wie richtig! Manche machen den Einwand, kleine Kinder, Säuglinge, können nicht glauben, und Glaube und Taufe gehören doch zusammen. O gewiß, Glaube und Taufe gehören zusammen. Aber der Glaube dieser unmündigen Kinder wird ersetzt durch den Glauben der Kirche. Für sie stehen die Eltern und die Paten mit ihrem Glauben ein.

Der Zusammenhang zwischen Glaube und Taufe wird auch von der kirchlichen Rechtsordnung gewahrt. Im kirchlichen Gesetzbuch steht geschrieben: „Ein Kind darf nur dann erlaubt getauft werden, wenn begründete Hoffnung besteht, dass es in der katholischen Religion erzogen wird.“ Fundata spes – begründete Hoffnung muss bestehen, dass es in der katholischen Religion erzogen wird. O ich weiß, meine Freunde, wie schwach begründet oft diese Hoffnung ist, wie schwach begründet sie ist unter den heutigen Verhältnissen, in der nachkonziliaren Katastrophe. Manche machen einen anderen Einwand und sagen: Die Taufe wird den Kindern aufgezwungen. Meine lieben Freunde, Gott ist es, der im natürlichen wie im übernatürlichen Bereich die grundlegenden Vorentscheidungen fällt. Ein jeder wird hineingeboren in ein bestimmtes Volk, in eine bestimmte Familie, und er kann sie sich nicht aussuchen. Und ähnlich ist es mit dem Hineingeboren-Werden in das Volk Gottes. Es wird eine göttliche Vorentscheidung getroffen durch die Taufe, aber der Täufling hat es, wenn er zum Vernunftgebrauch kommt, wenn er reif wird, in seiner Hand, die Taufe zu bejahen oder sie abzulehnen. Die Entscheidung wird ihm nicht abgenommen. Er muss in einem späteren Stadium die Taufe entweder bejahen, und dann lebt er seinsgerecht, oder er lehnt sie ab, und dann lebt er seinswidrig.

Die Kirche hat ausdrücklich die Ansicht verworfen, dass die Personen, die als Kinder getauft wurden, in reifem Alter gefragt werden müssen, ob sie bestätigen wollen, was die Paten in ihrem Namen versprochen haben, und dass man sie, wenn sie antworten, sie wollen es nicht halten, ihrem eigenen Gutdünken überlassen müsse. Nein, meine lieben Freunde, die Entscheidung für oder gegen Christus wird dem reifen Menschen nicht abgenommen, aber sie ist ihm nicht zur freien Wahl gestellt, sondern Gott will, dass er sein Taufgeschehen bejaht. Er muss sich diesem Taufgeschehen als Mündiger stellen, und er hat dafür die besten Voraussetzungen, denn die Taufe gibt ihm eine Anlage zum Glauben. Sie schafft eine Geneigtheit zum Glauben. Wer also getauft ist, hat gewissermaßen schon einen Vorlauf zum Glauben durch die eingegossene Tugend des Glaubens.

Die Taufe hat wunderbare Wirkungen. Sie ist das Sakrament der Wiedergeburt, Wiedergeburt nicht für das irdische, sondern für das himmlische, für das übernatürliche Leben der Gnade. Die Christen sind neue Menschen. Ich habe fünf Jahre in der ehemaligen Ostzone zugebracht und erlebt, wie die Marxisten einen neuen Menschen schaffen wollten. Aber einen neuen Menschen schaffen ohne die Gnade, ohne Christus, das ist ausgeschlossen. Der neue Mensch des Sozialismus ist der Materialist, der in der Sorge für das Diesseits aufgeht. Der neue Mensch, den Christus schafft, ist ein anderer. Wir wissen, dass unser alter Mensch mitgekreuzigt worden ist. Diese Mitkreuzigung ist die Taufe. „In Christus Jesus hat weder Beschneidung noch Unbeschnittensein etwas zu bedeuten, sondern nur eine neue Schöpfung“, schreibt Paulus im Galaterbrief. Diese neue Schöpfung ist die Wirkung der Taufe. „Wer in Christus ist, ist ein neues Geschöpf; das alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden durch die Taufe.“

Die Christen sind neue Menschen, und zwar deswegen, weil der alte Mensch der Sünde in der Taufe untergegangen ist. Die Taufe schafft alles weg, was Schuld und Sünde bedeutet. Erbsünde und persönliche Sünden werden vergeben, die ewige Sündenstrafe wird in den Abgrund des Erbarmens Gottes geworfen. „Er hat uns gnädig alle Sünden vergeben“, heißt es im Kolosserbrief, „er hat uns gereinigt im Wasserbad durch das Wort des Lebens.“ Den Korinthern, den einfachen Leuten in dieser Hafenstadt, ruft Paulus zu: „Jetzt seid ihr abgewaschen, ja geheiligt, ja gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste unseres Gottes.“

Die Taufe bewirkt die Zugehörigkeit zu Christus. Wir werden Brüder und Schwestern Christi. Wir werden Christus verähnlicht. Wir nehmen teil an seinem Priestertum. Jawohl, alle Getauften sind durch Christus zu Priestern geworden, zu allgemeinen Priestern, zu Inhabern des allgemeinen Priester-

tums, von dem das besondere Priestertum unterschieden ist. Aber sie werden teilhaftig des Priestertums Christi, und er erkennt sie als seine Brüder und Schwestern an. Diese Christusverbundenheit ist unverlierbar. Auch die Verdammten tragen sie noch an sich.

Die Taufe bewirkt die Eingliederung in die Kirche. „In einem Geiste sind wir zu einem Leibe getauft, ob Juden oder Griechen, ob Sklaven oder Freie.“ Die Taufe begründet ein neues Volk, das Volk Gottes. Diese seinsmäßige Zugehörigkeit zum Volke Gottes ist unverlierbar. Es gibt Menschen, Gott sei es geklagt, die den Glauben aufgeben. Es gibt Menschen, die den bürgerlichen Kirchenaustritt vollziehen. Die ontologische, die seinsmäßige Prägung der Kirchengliedschaft wird durch solche Handlungen nicht zerstört. Wenn ein solcher Abtrünniger sich bekehrt, wird er nicht noch einmal getauft, denn die Taufe hat ihre Gültigkeit und ihre Kraft behalten. Die Wiederholung der Taufe ist ausgeschlossen.

Nun sind zu allen Zeiten Menschen zur Kirche gestoßen, die außerhalb der Kirche getauft wurden, von Häretikern, von abgespaltenen Sekten. Da stellte sich für die Kirche die Frage: Wie ist mit diesen Leuten zu verfahren? Ist die Taufe, die sie außerhalb der Kirche empfangen haben, gültig? In Afrika, das damals ja (soweit es zum römischen Reich gehörte) christlich war, haben sich die Christen dafür entschieden, dass die Ketzertaufe, also die Taufe, die von Nichtkatholiken gespendet ist, ungültig ist, und sie haben die Taufe noch einmal gespendet. An der Spitze dieser Bewegung stand der bedeutende Kirchenschriftsteller Tertullian. Er schrieb in griechisch und lateinisch eine eigene Schrift über die Taufe, wo die Ansicht vertreten wird: Die Ketzertaufe ist ungültig. Die Taufe muss von neuem gespendet werden. Sogar der heilige Martyrer Cyprian schloß sich dieser Meinung an. Aber Rom dachte anders. Der Glaube, der in Rom eine untrügliche Stätte hat, dieser Glaube lautete so: Wer außerhalb der Kirche getauft ist nach dem von der Kirche vorgeschriebenen Ritus und in der Absicht, einen Christen zu machen, der ist wirklich getauft. Eine Wiederholung der Taufe ist ausgeschlossen. Das hat im 3. Jahrhundert Papst Stephan nach Afrika geschrieben und nach Kleinasien, und diese Lehre hat sich in der Kirche immer behauptet und durchgesetzt. Wie kamen Tertullian und Cyprian zu der anderen Meinung? Nun, sie machten die Wirksamkeit der Gnadenmittel von der Rechtgläubigkeit und von der sittlichen Würdigkeit des Spenders abhängig. Sie behaupteten, nur ein rechtgläubiger Spender, nur ein im Gnadenstand befindlicher Spender kann die Gnade vermitteln. Diese Ansicht hat die Kirche verworfen. Das persönliche und ethische Moment wurde von denen, die die Wiedertaufe gelehrt haben, überbetont. Es kommt nach katholischer Ansicht allein darauf an, daß das sakramentale Zeichen richtig gesetzt wird. Rom hat die Lehre von der objektiven Wirksamkeit der Sakramente immer vertreten. Und diese Lehre ist zum Dogma erhoben worden spätestens vom 4. Laterankonzil. Dieses Konzil lehrt: Im Notfall kann auch ein Laie, ja sogar ein Heide oder ein Häretiker taufen, sofern er nur die Form der Kirche wahrt und die Absicht hat, zu tun, was die Kirche tut; sofern er nur die Form der Kirche wahrt und die Absicht hat, zu tun, was die Kirche tut.

Das ist eigentlich sehr leicht zu begreifen, denn wer die Wirkungen der Taufe hervorbringt, ist ja Gott! Nicht der Spender, nicht das Wasser, sondern Gott bringt sie hervor durch den Spender und durch das Wasser. Der menschliche Taufspender ist nur Gottes Werkzeug. Wer tauft, teilt nicht von sich aus die Gnade mit, sondern vermittelt ein fremdes Gnadengeschenk, das von Gott kommt. Das Sakrament wird vollzogen nicht durch die Gerechtigkeit des Menschen, der das Sakrament spendet, sondern durch die Kraft Gottes. Die sakramentalen Zeichen haben nicht in sich die Kraft, Göttliches hervorzubringen, sondern Christus bzw. der Heilige Geist ist es, der durch sie die Gnade bewirkt, das Heil schafft. Die Zeichen sind Werkzeuge des Heilswirkens Christi. Durch sie fließt die Heilsgnade hindurch. In diesem Sinne schreibt der heilige Augustinus: „Petrus mag taufen; es ist Christus, der tauft. Judas mag taufen; es ist Christus, der tauft.“ Wenn wir sagen: Christus tauft, dann verstehen wir das nicht von der äußeren Dienstleistung, denn die wird von einem Menschen vollzogen, sondern von der verborgenen Kraft. Christus hat nicht aufgehört zu taufen, sondern tut dies noch jetzt, nicht durch äußere körperliche Verrichtung, sondern durch ein unsichtbares Werk seiner göttlichen Majestät.

Diese Lehre, meine lieben Freunde, ist außerordentlich tröstlich. Warum? Ja, dadurch wird ja die Spendung der Sakramente der Unzulänglichkeit des Spenders enthoben. Der Empfänger ist nicht dem sittlichen Zustand des Spenders preisgegeben. Wäre es anders, müßten wir ja heute besorgt sein um die Wirksamkeit so mancher Sakramente, um die Wirksamkeit so mancher Konsekration. Nein, wenn

der Spender nur den Willen hat, Christus bei dem Vollzug des Sakramentes als menschliches Werkzeug zu dienen, kommt das Sakrament gültig zustande.

Heute hört man häufig die Meinung: Die Taufe haben alle Christen gemeinsam. Alle Konfessionen haben die Taufe gemeinsam. Zu meinem Schmerz muss ich sagen, dass diese Feststellung nicht zutrifft. Sie trifft weder für die getrennten schismatischen Orientalen zu noch für die Protestanten. Wenn jemand aus der katholischen Kirche zu der orthodoxen Kirche übertritt, wird er noch einmal getauft. Ist das nicht unerhört? Das ist unerhört! Aber es geschieht. Da sieht man, dass die Schismatiker keine Tauflehre haben, wie sie uns von der Kirche vermittelt wird. Sie haben auch noch andere Abweichungen. Sie erkennen zum Beispiel nicht die bedingungsweise gespendete Taufe an. Sie ist aber notwendig; wenn man nicht weiß, ob jemand gültig getauft ist, dann muss man, um das Sakrament nicht ungültig werden zu lassen, eine Bedingung setzen: Wenn du noch nicht getauft bist, taufe ich dich. Das erkennen die Orientalen nicht an. Sie beharren auch auf einer bestimmten Taufformel. „Getauft wird der Diener Gottes auf den Namen.“ Das ist die Taufformel, die sie allein anerkennen, also nicht die, die wir gebrauchen: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Die Orientalen haben nicht dieselbe Tauflehre wie wir. Bei den Protestanten ist es genauso. Die Protestanten sind ja für ihre Lehre auf die Meinung der Professoren angewiesen. Das Lehramt in der evangelischen Kirche wird praktisch wahrgenommen von den Professoren, und sie gehen weit, weit auseinander. Die einen sagen: Die Taufe hat keine spezifische sakramentale Wirkung. Sie ist nur ein äußeres Zeichen, aber sie hat keine Wirkung. Sie bietet die Gnade an, sagen andere, aber sie verschafft sie nicht. Sie bietet die Gnade an, erreicht wird die Gnade nur durch den Fiduzialglauben, nicht durch die Taufe. Und schließlich leugnen viele protestantische Professoren die Heilsnotwendigkeit der Taufe. Man kann das Heil auch erlangen ohne Taufe, auch wenn man sie ablehnt. Auch wird die Notwendigkeit der Anrufung des dreieinigen Gottes bestritten. Man kann die Taufe auch anders spenden als im Namen des dreieinigen Gottes. Die Tauflehre der Protestanten ist wesentlich verschieden von der Tauflehre der katholischen Kirche. Ich sage das mit Schmerz, denn wir wünschen ja alle, dass wir über die Taufe dieselbe Lehre vertreten.

Getauftsein verpflichtet. Wir Getaufte sind, wie wir gehört haben, auf den Tod Christi getauft. Wir sind gleichsam mitbegraben mit ihm, durch die Taufe auf seinen Tod, und mit ihm zusammengewachsen. Nun ist aber Christus auferstanden von den Toten und lebt in der Herrlichkeit des Vaters. Also muss er uns mitnehmen in die Herrlichkeit des Vaters und in die Auferstehung. Jetzt haben wir nur die Anwartschaft auf das ewige Leben und auf die Auferstehung. Sie wird einmal in die Vollendung übergehen. Was wir jetzt tun können und tun müssen, ist der neue Lebenswandel. Das neue Leben müssen wir in unserem Verhalten bezeugen. Was in der Taufe geschehen ist, muss im täglichen Leben verwirklicht werden, bewährt werden. Wir haben es ja gerade gehört in der Epistel, dass Unzucht und andere Laster unter uns nicht einmal genannt werden dürfen. Was in der Taufe geschehen ist, muss im Geist und im Tun ständig neu angeeignet werden. „Erneuert eure Gesinnung. Zieht an den neuen Menschen“, schreibt der Apostel Paulus den Ephesern. „Zieht an den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.“

Ja, meine lieben Freunde, wir sind neue Menschen. Wir sind neue Menschen, Menschen, die suchen, was droben ist, wo Christus ist, Menschen, die nach dem trachten, was droben ist, nicht nach dem, was auf der Erde ist. Möchten doch alle unsere Mitmenschen spüren, dass wir getauft sind, dass wir zu Christus gehören, dass wir Glieder der Kirche sind! Möchten doch alle erleben, dass wir nicht dem eigenen Gutdünken folgen, sondern dem Willen Gottes! Möchte sich doch, meine lieben Freunde, in uns bewahrheiten, was der Apostel Paulus von sich sagen konnte: „Mit Christus bin ich gekreuzigt. Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus und die ungläubigen Juden

10.04.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das heutige Evangelium ist von einem ganz besonderen Rang; denn hier offenbart sich Jesus in einer Weise, wie es unübersehbar und unüberbietbar ist. Er fängt damit an, dass er sagt: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ Er ist der Sündlose; er ist der Schuldlose, und diese Schuldlosigkeit, diese Sündlosigkeit bürgt dafür, dass er die Wahrheit sagt. Er ist sittlich untadelig, der Satan hat an ihm keinen Teil. Er ist treu gegenüber Gott und der Sendung, die er von ihm überkommen hat, nämlich den Willen Gottes den Menschen zu offenbaren. Wer aus Gott ist, wer aus Gott stammt, der versteht seine Worte, der nimmt sie an. „Ihr hört nicht darauf“, sagt er, „weil ihr nicht aus Gott seid.“ Ein unerhörter Vorwurf, denn die Juden bildeten sich viel ein auf ihre Auserwähltheit, auf ihr Blut, auf das gemeinsame Blut. Jesus weist ihren Anspruch zurück. „Darum hört ihr nicht auf meine Worte, weil ihr nicht aus Gott seid.“

Die Juden geben diesen Vorwurf zurück mit einem noch schlimmeren. „Du hast einen Teufel. Du bist ein Samariter. Du bist besessen.“ Du bist ein Samariter – ist das ein Vorwurf? Ja, natürlich, denn die Juden standen in bitterer Feindschaft zu den Samaritern. Sie lehnten sie ab, weil sie mit Heiden vermischt waren, nicht reinblütig waren. Und wenn man jemand einen Samariter nennt, dann will man sagen: Du bist ein Ketzer, du gehörst nicht zu uns. Aber noch mehr: Du bist besessen, du hast einen Teufel.

Die schlimmste Beschimpfung, die man einem Menschen anheften kann, ist, dass er in der Macht des Teufels ist. Das haben die Juden dem Herrn schon gesagt, als er die Dämonen austrieb: „Durch den obersten der Teufel treibt er die Teufel aus!“ Jetzt wiederholen sie diesen Vorwurf: Er ist besessen. „Nein“, sagt Jesus, „ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater.“ Er ist nicht in der Gewalt des bösen Geistes, sondern er gehorcht nur seinem himmlischen Vater. Sie aber verweigern dem Vater die Ehre, indem sie den Sohn nicht annehmen. Wer den Sohn nicht annimmt, der vergeht sich gegen den Vater; denn der Vater hat ihn gesandt, und er hat seine Ehre mit der Ehre des Sohnes verknüpft. Die Ehre Jesu ist es, als der Gottgesandte, als der verheißene Erlöser anerkannt zu werden. Und wer das nicht tut, der raubt ihm seine Ehre, der entzieht ihm seine Ehre, der enthält ihm seine Ehre vor, der sucht seine Ehre nicht. Aber der Vater will, dass er geehrt wird, weil eben an seiner Ehre die Anerkennung als der Gottgesandte hängt.

Dann kommt Jesus auf die an ihn Glaubenden zu sprechen. „Wenn jemand meine Worte hält, wird er den Tod in Ewigkeit nicht schauen.“ Jesus verheißt seinen Anhängern das ewige Leben. Es sind mindestens sechs Stellen im Johannesevangelium, an denen Jesus den zu ihm Gehörigen das ewige Leben verspricht, mindestens sechs Stellen. Die kürzeste lautet: „Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben.“ Kurz und lapidar: „Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben.“ Die Juden freilich mißverstehen dieses Wort, gewollt oder ungewollt. Sie verstehen es dahin, dass seine Anhänger nicht sterben werden. Das hatte Jesus nicht gesagt. Er hatte vom ewigen Leben gesprochen, aber nicht von der Fortdauer des irdischen Lebens. Sie verstehen also die Verheißung Jesu fälschlich als Bewahrung vor dem leiblichen Tod, und darin sehen sie einen Beweis, dass sein Selbstbewußtsein nur durch dämonische Besessenheit zu erklären ist. Sie begreifen auch, dass sich Jesus damit über Abraham stellt. „Abraham ist gestorben, und die Propheten sind gestorben. Was machst du aus dir selbst?“ Sie erheben damit den Vorwurf, dass er sich in die göttliche Sphäre erhebt, dass er sich Gott gleich macht. Denn sie wissen: Ewiges Leben kann nur Gott geben, und wenn Jesus seinen Anhängern das ewige Leben verspricht, dann stellt er sich an die Seite Gottes.

Jesus entschuldigt sich nicht. Er nimmt nichts zurück. Er räumt die Schwierigkeiten nicht aus, sondern er betont, dass er weit über Abraham hinausragt. Er sucht seine Ehre nicht, aber der Vater sorgt für seine Ehre durch die Werke, die er verrichtet, durch die Wunder, die er vollbringt, durch die Heilungen, die ihm gelingen. Das alles, dieses Wirken geschieht im Namen des Vaters, in der Kraft des Vaters, und darin vollzieht sich seine Verherrlichung, darin geschieht seine Ehrung. Die Juden können die Herrlichkeit Jesu nicht erkennen, weil sie den Vater nicht kennen. Sie sind gottfern, ja, sie sind gottlos! Wer ihn, den Gottgesandten, nicht erkennt, wer ihm die Ehre verweigert, der kann nur als gottlos, als gottfern bezeichnet werden. Die Kenntnis, die Jesus vom Vater hat, verpflichtet ihn, Gott zu offenbaren, verpflichtet ihn, das Wort Gottes den Menschen zu verkündigen. Und nun beweist Jesus den Juden aus dem eigenen Zeugnis Abrahams, dass er größer ist als der von ihnen so hoch verehrte Stammvater. „Abraham frohlockte, dass er den Tag meiner Ankunft sehen sollte.“ „Abraham frohlockte, dass er den Tag meiner Ankunft sehen sollte.“ Das ist eine Anspielung auf die von Gott dem Abraham gegebene Verheißung, dass er der Stammvater des Messias sein werde, dass aus seinem Stamm, aus seinem Geblüte der Messias, der Erlöser, der Erretter geboren werden sollte. Deswegen frohlockte Abraham, weil er wußte, aus seinem Stamme geht der Erlöser hervor.

Die Juden haben auch diesmal Jesus mißverstanden. Sie meinten, er behaupte, er habe Abraham von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das ist unmöglich, denn er ist ja erst 30 Jahre alt. Wie kann er da Abraham gesehen haben, der vor vielen Jahrhunderten gelebt hat? Ein Mißverständnis. Jesus erklärt ihnen, wie es mit seinem Erkennen Abrahams beschaffen ist. „Ehe Abraham war, bin ich!“ Ein Satz, wie in Erz gemeißelt. „Ehe Abraham war, bin ich!“ Das heißt, er schreibt sich selbst ewiges Sein bei Gott zu. „Ehe Abraham war, bin ich!“ Ich war schon der Seiende – wie er im Buche Exodus ja genannt wird – ich war schon der Seiende, als Abraham geboren wurde. Kompromißloser, provozierender konnte Jesus nicht sagen, was er in der Tat ist. Er duldet, dass diese ganze Unerhörtheit der Gottesproklamation von den Juden verstanden wurde, und diesmal haben sie ihn verstanden. Denn sie hoben Steine auf, um sie auf ihn zu werfen. Auf Gotteslästerung stand nach jüdischem Recht die Todesstrafe, die Todesstrafe der Steinigung. Und so brachen sie Steine, vermutlich aus dem Boden des Tempelvorhofs, und wollten sie auf ihn werfen. Jesus aber ging aus ihrer Mitte und verbarg sich. Deswegen werden die Kreuze in unseren Kirchen heute verhüllt. Er verbarg sich vor ihnen. Noch war seine Stunde nicht gekommen. Er mußte warten, bis die vom Vater festgesetzte Stunde kommen würde.

So mußte sich das Geschick Jesu vollenden, meine lieben Freunde. Es führt keine Brücke von seinem Selbstbewußtsein zu der Messiasvorstellung der Juden. Dieser Text läßt kein Ausweichen zu. Was Jesus hier erklärt, ist die Proklamation seiner Gottheit, seines göttlichen Wesens. Er ist kein bloßer Prophet wie Elias oder Elisäus. Er ragt auch über den Täufer hinaus. Er ist der auf Erden erschienene Gott!

An diesem Bekenntnis entscheidet sich, ob wir Christen sind oder Jesuaner. Man mag den Nazaréer noch so hoch erheben, als einen edlen, als einen erhabenen, als den edelsten, als den erhabensten Menschen bezeichnen. Solche Einstufung bleibt unendlich hinter der Wirklichkeit zurück. Wer von Jesus redet, ohne seine Gottheit zu bekennen, hat um ihn herumgeredet. Die Muslime, die abgefallenen Katholiken, die liberalen Protestanten, sie stellen sich alle an die Seite der ungläubigen Juden. Die Gläubigen allein bekommen Jesus in den Blick, denn er ist der Logos, er ist der menschgewordene Gott. „Er ist Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott. Gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater.“ Zu ihm rufen wir: Jesus, du unser Gott, erbarme dich unser! Jesus, du starker Gott, erbarme dich unser!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die menschliche Schwachheit im Glauben angesichts der Auferstehung

24.04.2001

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Auferstehung unseres Herrn und Heilandes Versammelte!

Vor einiger Zeit sagte ein evangelischer Mann zu mir: „Ich habe zu Ostern keine Freude mehr; denn ich habe vernommen, dass evangelische Theologen die Auferstehung Jesu leugnen.“ Einer von diesen Leugnern war der evangelische Theologe David Friedrich Strauß in Tübingen. Von ihm stammt das Wort: „Den Mittelpunkt einer Mittelpunktes, das Herzstück des Christentums bildet die Auferstehung Jesu.“ Und deswegen, weil sie der Mittelpunkt ist, ist er so wütend gegen sie angegangen.

Die Bedeutung der Auferstehung wird auch von Paulus über alles gesetzt. „Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt nichtig, und nichtig auch euer Glaube. Dann seid ihr noch in euren Sünden.“ In der Tat! Ist Jesus nicht auferstanden, auferweckt worden durch die Macht der Vaters, dann fehlt seinem Leben und Sterben die Bestätigung, die Bestätigung durch Gott. Dann ist er ein Gescheiterter. Erst die Auferstehung, die Auferweckung durch den Vater, wie die Evangelien mit Bedacht sagen, ist der Beweis für seinen Anspruch, der gottgesandte Messias zu sein. Sein ganzes Leben hängt in der Luft, wenn er nicht vom Tode auferweckt wurde. Die Auferweckung Jesu ist das Jawort Gottes zu seinem Anspruch, der gottgesandte Messias zu sein. Ohne die wirkliche, leibhaftige Auferstehung Jesu vom Tode gäbe es kein Christentum, gäbe es keine Kirche. Mit dem toten Jesus von Nazareth konnte man kein Christentum bilden und keine Kirche errichten.

Die jüdische Obrigkeit meinte, mit der Hinrichtung Jesu seine Bewegung erstickt zu haben. Und es sah auch so aus. Die Apostel verkrochen sich, versteckten sich. Erst das Lebendigwerden des Gekreuzigten ließ sie aus ihrem Versteck hervorkommen. Erst da bekamen sie Mut und Freimut, zu sagen: „Wir können nicht aufhören zu reden von dem, was wir gesehen und gehört haben.“

An dem Ostersieg Jesu hängt auch unsere Hoffnung auf ewige Gemeinschaft mit ihm. Wenn er den Tod nicht besiegt hat, dann ist das Sterben auch für uns das letzte Wort. Wenn er nicht in der Herrlichkeit des Vaters lebt, wie sollen wir dann zu ihm kommen? „Wenn wir bloß in diesem Leben auf Jesus unsere Hoffnung setzen, dann sind wir bejammernswerter als alle anderen Menschen“, schreibt Paulus. An der wirklichen, leibhaftigen Auferstehung Jesu vom Tode hängt buchstäblich alles. So nimmt es nicht wunder, dass der Unglaube gegen dieses Ereignis anstürmt und es aus den Angeln zu heben bemüht ist. Es sind Theologen – wohlgemerkt: Theologen –, die die leibhaftige Auferstehung Jesu bestreiten. Von ihnen sinkt der Zweifel in das Volk ab, wie zu diesem armen Manne, der zu mir sagte: „Ich kann mich nicht mehr freuen an Ostern.“ Die Bestreitung der Auferstehung Jesu macht sich fest an der Entwirklichung der Erscheinungen Jesu. Denn sie sind ja der Beweis, dass Jesus lebt. Die Ungläubigen leugnen auch andere Dinge; aber der Hauptangriff richtet sich gegen die Erscheinungen Jesu. Die Erscheinungen des Auferstandenen, so sagen sie, sind nicht äußere Geschehnisse, die in natürlicher Weise auf die Sinne einwirken, sondern innere Erlebnisse, die sich ausschließlich im Geist, in der Einbildungskraft der Jünger zugetragen haben. Von ihnen wurden diese inneren Erlebnisse in die Außenwelt verlegt. Sie sind also Wahnvorstellungen, Einbildungen, Sinnestäuschungen, Halluzinationen erlegen.

Zu dieser frechen Behauptung treten andere, die ich morgen und am kommenden Sonntag Ihnen vortragen werde. Allen diesen Aufstellungen liegt folgender Grundsatz zugrunde. Im Leben Jesu kann nichts anderes geschehen sein als das, was immer und überall, also auch heute, geschieht. Das ist der fundamentale Irrtum dieser Theologen. Im Leben Jesu kann nichts anderes geschehen sein als das, was immer und überall, also auch heute, geschieht. Damit wird die schlechthinnige Einmaligkeit der Menschwerdung des Gottessohnes verraten. Was Gott in diesem Leben des Jesus von Nazareth ge-

wirkt hat, kann nur einmalig sein, kann nicht wiederholt werden. Und weil es das Wirken Gottes ist, muss es unvergleichbar sein mit allem menschlichen Tun. In der Religion der ungläubigen Theologen wird das Leben Jesu verharmlost. Es wird alles daraus gestrichen, was den Durchschnitt, die Alltäglichkeit, das Menschenmaß übersteigt. Sie basteln sich ein Bild des Nazareners, das in die Vorstellungen ihrer Kaninchenseele paßt. Die Wirklichkeit des Jesusereignisses geht darüber verloren, vor allem seine wahre Auferstehung im Leibe, secundum carnem, wie die Kirche mit Bedacht sagt.

Die Kunde von der Auferstehung gelangt zu uns durch die Augen- und Ohrenzeugen der Geschehnisse. Die Apostel, die Jünger, die Frauen, sind sie zuverlässige Zeugen? Ist ihr Zeugnis glaubwürdig, oder waren die Apostel, die Jünger, die Evangelisten leichtgläubige Träumer? Haben sie sich von Wünschen und Absichten irdischer Art leiten lassen, als sie verkündigten: „Jesus von Nazareth, den die Juden getötet haben, ist vom Tode erstanden“?

Die Quellen bieten ein anderes Bild von den Aposteln und Jüngern Jesu. Es ist ein nicht geringer Erweis der Treue und der Zuverlässigkeit der Evangelisten, dass sie berichten, wie langsam und schwerfällig die Jünger im Begreifen der Botschaft Jesu waren. An einer Stelle häuft der Evangelist Lukas die Ausdrücke. Dreimal sagt er: „Sie verstanden dieses Wort nicht. Es war für sie dunkel, damit sie es nicht erfassen sollten. Doch sie scheuten sich, ihn zu fragen.“ Dunkel war für sie vor allem die Voraussage, dass Jesus ein leidender Messias sein würde. Sie hatten ein ganz anderes Bild vom Messias. Sie meinten, er wäre ein machtgewaltiger Herrscher, der auf einem weißen Roß einreitet in Jerusalem und „das Schwein“, die römische Besatzungsmacht, vertreibt. Das war ihr Bild von Jesus. Und deswegen haben sie auch immer wieder so merkwürdige Forderungen an ihn gerichtet. Die Mutter der beiden Zebedäussöhne, Salome, hat noch kurz vor dem Leiden, vorgeschickt von ihren Söhnen, Jesus gefragt, ob er nicht die Ehrenplätze in seinem Reiche rechts und links von ihm dem Jakobus und dem Johannes übergeben könne. Und beim Letzten Abendmahl, als alles auf die Entscheidung hindrängt, da sagt einer von ihnen: „Hier sind zwei Schwerter.“ Sie wollen das nahende Verhängnis mit dem Schwert abwenden. So wenig hatten sie ihn verstanden. So wenig war die Weissagung des Iasias vom leidenden Gottesknecht in ihre Herzen eingedrungen.

Gewiß, Petrus hat einmal Jesus als den Sohn Gottes bekannt, da, in Cäsarea Philippi. Aber als der von ihm als Messias bekannte Jesus vom Leiden anfang, da nahm ihn Petrus beiseite und fing an, ihn zu schelten: „Um Gottes willen, Herr, das soll dir nimmer geschehen.“ Jesus aber wandte sich ihm zu und sagte: „Weg von mir, Satan!“ Seinen ersten Apostel nennt er einen Satan. „Weg von mir, Satan! Ein Ärgernis bist du mir, denn du bedenkst nicht, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.“ So wenig hatten sie ihn begriffen. Sie spürten zwar die Kraft Gottes in ihm. Als er den Seesturm stillte, da staunten sie: „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar der Wind und das Meer gehorchen? Was ist denn das für einer?“ Aber es ist ihnen nicht aufgegangen, was das für einer ist. Sie wußten von seinem einzigartigen Verhältnis zum Vater, zum himmlischen Vater, und doch, was sagten die beiden Emmausjünger, als sie in den Flecken am Ostertage gingen? „Er war ein Prophet, ein Prophet in Wort und Tat vor Gott und allem Volke, und wir hofften, er sei es, der Israel erlösen werde.“ Weiter waren sie nicht vorgedrungen. „Er war ein Prophet.“ Als Jesus an jenem furchtbaren Freitag auf den Thron Davids, nämlich das Kreuzesholz, erhoben wurde, da bedeutete das für die Jünger einen Zusammenbruch ihrer früheren Hoffnungen. Am allerwenigsten hatten sie noch die seelische Kraft, an Jesu Verheißung von seiner Auferstehung zu denken, geschweige denn auf sie zu bauen. Sie haben die Auferstehung weder erwartet noch erhofft. Sie haben nicht einmal daran gedacht. Gerade diese innere Verfassung der Jünger ist ein Hinweis darauf, dass der Gedanke an das Lebendigwerden des Gekreuzigten nicht aus ihrer Sehnsucht, aus ihrem Verlangen hervorgetrieben wurde, sondern dass die Erkenntnis des Auferstandenen ein äußeres Widerfahrnis war, das sie zu der Erkenntnis zwang: Er ist nicht im Tode verblieben.

Die Zeugen der Auferstehung sind dieselben Männer und Frauen, die mit der Wiederkehr des Gekreuzigten nicht gerechnet hatten. Nicht ihre Erwartung hat die Erzählung von der Auferstehung entstehen lassen, sondern das Sichtbarwerden des Auferstandenen hat sie von seiner Lebendigkeit überzeugt. Nicht weil sie mit dem Lebendigwerden gerechnet hätten, haben sie ihn gesehen, sondern weil sie ihn gesehen haben, mußten sie sich an seine Verheißungen erinnern.

Die Auferstehung des Gekreuzigten war für die Jünger eine unerhörte Überraschung. Wir haben sechs biblische Berichte über die Auferstehung des Herrn, einmal die Auferstehungsgeschichten der Apostel und der Evangelisten, also Matthäus, Markus, Lukas, Johannes, dann einige vielsagende Hinweise in der Apostelgeschichte und schließlich das Auferstehungszeugnis des Paulus. Das Zeugnis des Paulus hat folgenden Wortlaut: „Ich habe euch unter den ersten Lehrstücken überliefert, was ich selbst überkommen habe, dass Christus für die Sünden gestorben ist gemäß den Schriften, und dass er begraben wurde und am dritten Tage auferweckt wurde gemäß den Schriften, dass er dem Kephas (Petrus) erschienen ist, danach den Zwölfen, danach einmal fünfhundert Brüdern, von denen die meisten bis heute leben. Danach erschien er dem Jakobus, wiederum einem Apostel, zuletzt auch mir, der ich eine Fehlgeburt bin, denn ich habe die Kirche Christi verfolgt. Ob es nun diese sind oder ich, sie alle verkünden dasselbe. So seid ihr zum Glauben gekommen.“ Dieser Bericht des Paulus ist in mehrfacher Hinsicht der wertvollste. Warum? Erstens, er ist, literarisch gesehen, der älteste. Er ist älter als die Berichte der Evangelisten. Zweitens, er gibt sich als Traditionsstück: „Ich habe euch überliefert, was auch ich überkommen habe.“ Er ist keine Erfindung von ihm, es ist nicht die Theologie des Paulus, die er vorträgt. Wir stehen hier vielmehr vor dem Überlieferungsgut der Urgemeinde und der Apostel. Wir stehen vor dem Auferstehungszeugnis der gesamten Urkirche. Drittens, die Quellen seiner Auferstehungsgläubigkeit sind uns klar. Zunächst einmal die Lichterscheinung vor Damaskus. Er war ja auf dem Wege in diese syrische Stadt; er wollte dort die Anhänger Jesu gefangennehmen und sie nach Jerusalem führen. Aber da warf ihn eine Lichterscheinung zu Boden, und aus der Lichterscheinung sprach eine Stimme: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ „Wer bist du, Herr?“ „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“ Da hat er zum erstenmal bewußt erlebt, dass Jesus nicht im Grabe verblieben war, sondern dass er vom Himmel zu ihm sprach oder sich ihm zu erkennen gab. „Ich bin Jesus, den du verfolgst!“ Das zweite Mal hörte Paulus von der Auferweckung Jesu in Damaskus. Dort hatte sich schon eine christliche Gemeinde gebildet. Wir kennen einen von ihnen, den Ananias. An ihn wurde er gewiesen. Von ihm und seinen Mitschreibern erfuhr er, was mit Jesus geschehen war. Diese gläubigen Jünger – vielleicht waren auch welche von den fünfhundert dabei – unterrichteten ihn von den Geschehnissen in Jerusalem. Ananias beseitigte auch die zeitweilige Blindheit des Paulus, und er taufte ihn. Und sogleich war er überzeugt. Mit der Begeisterung des Neubekehrten fing er an, in den Synagogen von Jesus zu reden, von Jesus, dem Auferstandenen. Beides, die Lichterscheinung und die Verkündigung in Damaskus genügten dem Apostel Paulus aber nicht. Er ging auch nach Jerusalem. Und zu wem ging er? Zu Petrus und Jakobus. Fünfzehn Tage weilte er bei Petrus und Jakobus. Wozu? Nun, um die Ostertradition aus ihren Händen entgegenzunehmen, um das Zeugnis der Auferstehung von ihnen zu empfangen. „Ich habe euch überliefert, was ich auch empfangen habe“, eben von den Alt-Aposteln.

Wir stehen also hier vor den ältesten Auferstehungszeugen, die es gibt, vor den unmittelbaren Augen – und Ohrenzeugen Petrus und Jakobus. Das sind die unmittelbaren und nächsten Quellen für die Auferstehung Jesu. Eine verlässlichere und zuverlässigere Bezeugung der Auferstehung kann es nicht geben als diese beiden Ur-Apostel, die Jesus gesehen haben. Ihre Ostererlebnisse wurden dem Paulus übermittelt. Und so hat Paulus uns das älteste literarische Zeugnis von der Auferstehung erhalten.

Paulus hatte Grund, warum er im 1. Brief an die Korinther dieses Auferstehungszeugnis weitergibt. „Ich mache euch aufmerksam auf die Heilsbotschaft, die ich euch verkündet habe. Ihr habt sie angenommen, ihr steht darin fest. Durch sie werdet ihr auch gerettet, wenn ihr sie so festhaltet, wie ihr sie übernommen habt. Sonst hättet ihr den Glauben vergeblich angenommen.“

Man spürt aus diesen Worten den Ernst und die Bedeutung, die dieser Glaubensartikel für Paulus hat. Worum er hier geht, ist die leibhaftige Auferstehung Jesu. Sie hat der Apostel den Korinthern gepredigt „vor allem“. „Vor allem“, wie er bedeutungsvoll hinzufügt. Das heißt, alles andere ist auch nicht unwichtig, aber das Wichtigste ist die Auferstehung. Zur Stützung seiner Verkündigung zählt er die Gewährsleute auf. Ich nannte sie schon: den Kephas, die Zwölf, also die Alt-Apostel, fünfhundert Brüder, die meisten leben noch, man kann hingehen, man kann sie fragen, man kann sich unterrichten lassen von ihnen. Jakobus, eine Säule, eine Säule der Urkirche, noch einmal alle Apostel und schließlich er selbst. Was veranlaßt den Apostel zu dieser Aufzählung? In Korinth waren Zweifel an der Auferstehung des Fleisches laut geworden. Die Korinther waren ja Griechen, und die Griechen glaubten

zwar an das Fortleben der Seele, aber sie glaubten nicht an die Auferstehung des Leibes. Die Unsterblichkeit des Geistes war für die Griechen kein Problem. Der platonische Dualismus hatte sie das gelehrt: Der Geist wird befreit vom Gefängnis des Körpers, wenn man stirbt. Der Geist lebt weiter, nur das Gefängnis, die Fessel ist dem Tode verfallen. Und man wehrte sich gegen die Möglichkeit, dass der geistfeindliche, der geisthemmende Leib wieder auferstehen sollte. Als Paulus in Athen von der Auferstehung der Toten redete, da spottete man über ihn, und sie sagten: „Wir wollen dich ein andermal darüber hören.“ Sie wollten nichts wissen von der Auferstehung des Leibes. Aber Paulus erkannte natürlich sofort, was das bedeutet, wenn man die Auferstehung des Leibes leugnet: Dann ist auch Jesus nicht auferstanden. Wenn es keine Auferstehung des Leibes gibt, dann ist Jesus nicht auferstanden. Aber weil Jesus auferstanden ist, ist seine Auferstehung der stärkste und unwiderlegbarste Beweis für die einstige Auferstehung der Christen.

Meine lieben Freunde, mit der Auferstehung, mit der wahrhaftigen, mit der leibhaftigen Auferstehung Jesu steht und fällt die Predigt der Apostel, der christliche Glaube und die christliche Hoffnung. Über die Auferstehung Jesu lassen wir mit uns nicht verhandeln. Hier gibt es keine Kompromisse, keine Abschwächungen, keine Umdeutungen. Nur das Entweder – Oder. Entweder der Glaube oder der Unglaube. Entweder der Gekreuzigte ist dem Grabe entstiegen, oder das Christentum ist erledigt. Wir wollen am morgigen Tag und am kommenden Sonntag uns Rechenschaft geben über die Wirklichkeit und Wahrheit der Auferstehung Jesu. Wir werden die Einwände des Unglaubens vorlegen und prüfen, ob sie stichhaltig sind. Wir werden, davon bin ich überzeugt, von diesen Scheingründen nicht erschüttert werden. Wir werden nach der vorgenommenen Prüfung frei von Unsicherheit und Zweifel singen können, wie wir immer gesungen haben: „Jesus lebt. Mit ihm auch ich. Tod, wo sind nun deine Schrecken? Jesus lebt und wird auch mich von dem Tode auferwecken. Er verklärt mich in sein Licht. Dies ist meine Zuversicht.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Falschlehren gegen die Auferstehung des Herrn

25.04.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Auferstehung Jesu von den Toten besagt die Wiederbelebung des begrabenen Leichnams und dessen verklärtes Hervorgehen aus dem Grabe. Das ist die Tatsache. Sie bedarf der Erklärung, denn sie ist ja kein alltägliches, sondern ein einmaliges Ereignis.

Das hat man auch schon in der Zeit der Urkirche empfunden. Und so legt der Apostel Paulus den Korinthern die Frage in den Mund: Wie stehen die Toten auf? Es könnte jemand sagen: Wie stehen die Toten auf? Mit was für einem Leibe kommen sie? Angewandt auf die Auferstehung Jesu lautet die Frage: Wie ist der Leib des Auferstandenen beschaffen? Da gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder es ist der Leib, den er während seines irdischen Lebens getragen hatte und der am Kreuze verblutet ist, oder es ist ein neuer Leib, ein neugeschaffener Leib, ein himmlischer, ein Lichtleib, den er vom Himmel empfangen hat. Diese Frage, diese Alternative ist von erheblicher Bedeutung, denn die ungläubigen Theologen nehmen einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen den visionären Erscheinungen der Apostel und den realistischen Osterberichten der Evangelien an. Es kann keine Rede davon sein, sagen sie, dass Paulus den verklärten himmlischen Christus, der ihm und den Altaposteln erschienen ist, schlechtweg mit dem Christus von Fleisch und Blut, der am Kreuze hing, identifiziert. Es ist eine neue Leiblichkeit in Jesus, sie ist nicht mit der alten identifizierbar. Es besteht keine Identität zwischen dem auferstandenen und dem begrabenen Leib.

Diese Urbehauptung hat ihre Folgerungen. Wenn nämlich der entseelte Leib nicht lebendig geworden ist, dann liegt er noch im Grabe, dann ist das Grab nicht leer. Und so sagen diese Professoren, das leere Grab gehört nicht zur ursprünglichen Verkündigung. Der Auferstehungsglaube hat das erst später erfunden. Einer dieser evangelischen Theologen schreibt: „Eine Untersuchung des Grabes hat nicht stattgefunden. Ein leeres Grab ist nie von einem Jünger oder einer Jüngerin Jesu gesehen worden.“ Diese zweite Behauptung zieht eine dritte nach sich. Wenn nämlich der entseelte Leib Jesu nicht lebendig geworden ist, dann kann es keine Erscheinungen Jesu in Jerusalem gegeben haben, sondern nur Visionen in Galiläa. Die Jerusalem-Erscheinungen sind also erfunden, erfunden von den Aposteln. Die älteste Überlieferung kennt keine Erscheinungen in Jerusalem, sondern nur solche in Galiläa. Die Jerusalem-Erscheinungen sind später, vor allem von Lukas und Johannes, erfunden worden. Wozu? Nun, um eben handfeste „Beweise“ für die Auferstehung Jesu in die Hände zu liefern.

Und schließlich eine vierte und letzte Behauptung, nämlich diese Erscheinungen Jesu sind nichts anderes als psychogene Vorgänge. Sie haben sich abgespielt in der Seele der Apostel und der Jünger. Sie sind subjektive Erlebnisse, das stimmt schon, aber eben psychogen entstandene Vorstellungen und Bilder. Keine außerpersönliche himmlische Wirklichkeit hat an die Apostel sich herangetraut. Subjektive Erlebnisse sind es, die hier von den Aposteln ins Objektive projiziert worden sind.

Es ist mir schmerzlich, meine lieben Freunde, sagen zu müssen, dass alle diese vier irrigen Ansichten über die Auferstehung von Theologen, von evangelischen Theologen aufgebracht worden sind und teilweise von katholischen nachgesprochen werden. Es sind Theologen, die den Anspruch erheben, Christen zu sein und die Botschaft Christi weiterzutragen. Sie haben sich verfangen in ihrer falschen Methodik, mit der sie an die literarischen Zeugnisse der Auferstehung Jesu herangehen. Sie bauen eine Hermeneutik des Mißtrauens auf, eine Psychologie der Verdächtigung. Sie stellen die Evangelisten als Fälscher, als Betrüger, als Lügner hin. Sie unterstellen ihnen, erfundene Erzählungen als Tatsachen auszugeben. Sie bezichtigen die Männer und die Frauen der Urkirche, mit erträumten Schilderungen den betrügerischen Beweis für Geschehnisse zu führen, die niemals stattgefunden haben.

Es ist offensichtlich, dass hier die Berichte der Evangelien und unser Glaube zutiefst zerstört, vernichtet werden. Das Werk der Auflösung und der Zersetzung hat begonnen mit dem Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus. Er ist 1768 gestorben. Seine Aufstellungen – er ist der Erfinder der Betrugshypothese, nach der die Jünger den Leichnam Jesu beiseite geschafft haben – hat dann wenige Jahre später Gotthold Ephraim Lessing als Teile seines literarischen Nachlasses, die sogenannten Wolfenbütteler Fragmente, veröffentlicht. Seitdem stehen diese unerhörten Behauptungen im Raume. Und selbstverständlich haben sie viele Reimarus nachgesprochen. Die Folge ist die Erosion des Auferstehungsglaubens in vielen Christen. Der Glaube an die wirkliche Auferstehung Jesu ist in zahllosen heutigen Christen erschüttert worden. Was diese Theologen tun, ist der Abbruch der Geschichte, ist die Zerstörung des Glaubens, ist der Ruin des Christentums. Wenn diese Positionen endgültig die Herrschaft behalten, dann ist das Christentum erledigt.

Wir haben die Aufgabe, die Unmöglichkeit, die Leerheit dieser Behauptungen zu erweisen. Die entscheidende Frage lautet: Ist für Paulus, den ältesten Zeugen, was die literarische Überlieferung angeht, der Leib des Auferstandenen mit dem Leibe des in das Grab Gesenkten identisch? Die Antwort lautet: Ja, unbedingt. Paulus bringt in seinem Auferstehungsbericht im 1. Korintherbrief die Auferstehung in einen ganz nahen Zusammenhang mit seinem Tod und seinem Begräbnis. Er erwähnt, dass Christus für unsere Sünden gestorben ist, dass er begraben wurde. Das ist von großer Bedeutung – dass er begraben wurde, und dass er auferweckt wurde. Er weiß also nicht nur vom Tod, er weiß auch vom Begräbnis. Und unter Bezugnahme auf den Tod und das Begräbnis spricht er von seiner Auferweckung. Es ist im Lichte dieses Zusammenhangs schlechterdings nicht einzusehen, welches der Sinn des Wortes von der Auferweckung sein soll, wenn es nicht das Auferwecken aus dem Tod und dem Grabe wäre, wenn also Paulus den auferweckten Leib nicht mit dem in das Grab gelegten identifizierte. Wohl ist dieser Leib nicht mehr Fleisch und Blut, aber er ist ein Leib, er bleibt ein Leib. Es ist wesentlich derselbe Leib, der ins Grab gesenkt wurde, nur seine Daseinsweise hat sich verändert. Paulus spricht deswegen von einem Verwandeltwerden, Wir werden verwandelt werden, so wie Jesus verwandelt wurde.

Das Subjekt dieser Verwandlung ist nicht der Geist des Verstorbenen, sondern sein Leib. Das Verwesliche muss Unverweslichkeit anziehen. Genau das ist bei dem gekreuzigten Leib Jesu geschehen. Der Leib des Auferstandenen ist nicht mehr der sinnhafte Leib, wie ihn die Jünger in Galiläa und in Judäa erlebt haben, sondern es ist ein von der verklärten Seele durchherrschter, durchfeuerter, durchglühender, durchlichteter Leib, ein vergeistigter und durchgeistigter Leib. Paulus erwähnt zwar das leere Grab nicht ausdrücklich, aber er setzt das Leersein des Grabes voraus. Warum spricht er denn davon, dass Jesus begraben wurde, wenn der Begrabene nicht auferweckt wurde? Auferweckt werden kann eben nur, was begraben wurde, und deswegen hängen Begräbnis und Auferstehung innig zusammen.

Dasselbe lehrt der Apostel Petrus, ein Urzeuge, ein Kronzeuge der Auferstehung. In seiner Pfingstrede beweist er die Auferweckung Jesu, dass sie schon von David im Psalm 15 vorausverkündigt wurde. Nach diesem Psalm soll nämlich der Gesalbte des Herrn die Verwesung nicht schauen. Auf David trifft das nicht zu, denn er ist verwest. Also schaut und verkündet er die Auferstehung des Christus. „Dieser ist es, der nicht im Totenreich verblieben ist, dessen Fleisch nicht die Verwesung schauen sollte: Jesus, den Gott auferweckt hat, wie wir alle bezeugen.“

Damit übereinstimmend berichten die vier Evangelisten, dass am Morgen des dritten Tages das Grab leer gefunden wurde. Der feste Auferstehungsglaube und die konstante Auferstehungspredigt der Urgemeinde sind ohne die Tatsache des leeren Grabes undenkbar. Wenn die Auferstehungsgläubigen es unterlassen hätten, die Berechtigung ihres Glaubens am Grabe nachzuprüfen, ihre Gegner hätten es sich gewiß nicht entgehen lassen, die ihnen so peinliche Auferstehungspredigt durch den einfachen Hinweis auf den noch im Grabe liegenden Leichnam unwiderleglich als freche Lüge zu brandmarken. Stattdessen lassen sie durch die Wächter das unsinnige Gerücht verbreiten: „Während wir schliefen, haben die Jünger den Leichnam gestohlen.“ Damit verraten sie ihre verzweifelte Ratlosigkeit gegenüber der nicht zu leugnenden Tatsache des leeren Grabes. Schlafende Wächter rufen sie als Zeugen an. Wer schläft, kann nicht gleichzeitig etwas beobachten. Wahrnehmen kann nur, wer wacht. Wenn sie geschlafen haben, dann sind sie untaugliche Zeugen. Die Feststellung des leeren

Grabes ist der sicherste Beweis für die Auferstehungsgeschichte. Es ist ganz falsch, wenn heute katholische Theologen sagen: Es kommt nicht auf das leere Grab an. Nein! Es kommt auf das leere Grab an! Das leere Grab ist nicht eine Legende, aus älterer Zeit, die sich aus dem Auferstehungsglauben erst allmählich entwickelt hätte. Es ist auch keine Tatsache, auf die Paulus und die Jünger kein entscheidendes Gewicht legen, sondern die schon durch Paulus und Petrus verbürgte Überlieferung hat die Botschaft vom leeren Grabe bekannt und verkündigt.

Wir brauchen uns, meine lieben Freunde, von den verwirrenden Stimmen verirrter Theologen nicht irremachen zu lassen. Unser Glaube ruht nicht auf den Darlegungen von Professoren, die vom rechten Wege abgekommen sind. Es gibt für jeden Unsinn eine Professor, den man zitieren kann. Unser Glaube stützt sich auf das Zeugnis von Männern und Frauen, die das Grab leer gefunden und den Auferstandenen gesehen haben. Was sie gesehen haben, das wollen wir am kommenden Sonntag bedenken. Nicht subjektive Visionen haben sie aus ihrem Inneren herausgetrieben, sondern von objektiven Erscheinungen sind sie gleichsam überwältigt worden.

Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.

Amen.

Angriffe des Unglaubens gegen den Auferstehungsglauben

01.05.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Unglaube meint den Glauben an die leibhaftige Auferstehung des Herrn erledigt zu haben, indem er behauptet, die Erscheinungen des Auferstandenen seien keine äußeren Erlebnisse, sondern innerseelische Vorgänge, Visionen, Halluzinationen, Einbildungen der Jünger gewesen. Ausgangspunkt für den Unglauben ist die Unmöglichkeit der Auferstehung. Wie ein berühmter, ein ganz berühmter evangelischer Theologe sagt: „Ein toter Leib kann nicht mehr lebendig werden.“ Das sagen die Fleischer auch. Die Visionstheorie, oder Visionshypothese besser, will erklären, wie es zum Glauben an die Auferstehung Christi kam, wenn Jesus tatsächlich nicht auferstanden ist. Sie will nicht die Auferstehung erklären, sondern den Auferstehungsglauben, der freilich auf einer Fiktion beruht. Das ist das Werk der ungläubigen Theologen, und mit diesen haben wir uns zu beschäftigen. Denn was sie vorbringen, sind Behauptungen. Behauptungen sind so lange wertlos, wie sie nicht bewiesen werden. Wir haben die Argumente, um ihre Aufstellungen zurückzuweisen.

1. Die erste Riege der ungläubigen Theologen gehen von einer ganz falschen Voraussetzung aus. Sie meinen, man könne den Leib und die Seele trennen, was für die Juden der Zeit Jesu eine Unmöglichkeit war. Das Judentum in der Zeit Jesu hat den Leib und den Geist immer zusammen gesehen. Der Geist kann nicht lebendig und tätig sein, wenn er nicht im Leibe erscheint. Wenn von Jesus gesagt werden soll, dass er auferstanden ist, dann ist das nur möglich, wenn sein Leib aus dem Grabe entrückt wurde. Der Geist allein würde als ein Gespenst angesehen werden, als ein Spuk, als eine Vorstellung, die sich der Mensch selber bildet. Wir erleben es ja, dass die Jünger zunächst bei den Erscheinungen meinten, es sei ein Gespenst, was da erschien, und erst, als der Herr ihnen die Hände und die Füße zeigte, als er mit ihnen aß und trank, da wurden sie gewiß, dass er auferstanden ist, dass er leibhaftig auferstanden ist, dass das Grab leer ist. Eine Erscheinung ohne leibliche Funktionen wäre für die Jünger niemals zum Ausgangspunkt für den Osterglauben, für den Auferstehungsglauben geworden. Es hätte nicht ausgereicht.

2. Manche von diesen ungläubigen Theologen nehmen den Ausgangspunkt vom leeren Grab. Sie sagen: Das leere Grab ist der Quellgrund des Auferstehungsglaubens, der Auferstehungserlebnisse. Das Grab sei tatsächlich leer gewesen. Sie lassen dahingestellt, wie es leer geworden sei. Aber die Jünger fanden den Leichnam jedenfalls nicht vor, und daraus habe sich ihre Überzeugung gebildet, dass Jesus auferstanden sein müsse. Und aus dieser Überzeugung seien die Halluzinationen herausgewachsen. Dann ist zu fragen, meine lieben Freunde: Wer hat denn den Leichnam Jesu entwendet? Wohin ist er denn gekommen? Einige sagen, die jüdische Obrigkeit hat ihn fortgeschafft, das Synedrium, der Hohe Rat, hat den Leichnam Jesu beiseite geschafft. Dafür gibt es nicht den geringsten Hinweis in den Quellen. Das ist eine völlig willkürliche, unwahrscheinlich, ja undenkbbare Annahme. Und wie töricht, meine lieben Freunde! Dadurch, dass der Leichnam Jesu weggeschafft wurde, hätte man ja den Auferstehungsglauben der Jünger befördert. Man hätte diesem Glauben Vorschub geleistet. Woher denn die vollständige Ratlosigkeit des Hohen Rates angesichts der Auferstehungspredigt? Warum läßt man diese Predigt nicht verstummen, indem man den Leichnam Jesu vorweist? Man hätte ihn ja im Triumphzug durch Jerusalem tragen können, wenn sie ihn entwendet haben. Wie kann man einen solchen Unsinn von sich geben?

Weil das Verschwinden des Leichnams durch die Obrigkeit unwahrscheinlich ist, sucht man eine andere Ausflucht. Man sagt: Jesus wurde überhaupt nicht ordentlich begraben, sondern er wurde von den Soldaten in eine Verbrechergrube geworfen. Zunächst stößt sich diese Behauptung daran, dass alle Quellen eindeutig berichten: Jesus wurde begraben. Er hat ein ordentliches, ja, er hat ein ehrenvol-

les Begräbnis erhalten. Und zum anderen ist zu bemerken, dass zwar das jüdische Recht eine Verbrechergrube kannte, aber nicht das römische Recht. Das römische Recht kannte keine Verbrechergrube, und Jesus ist nach römischem Recht hingerichtet worden, und deswegen stimmt es mit dem römischen Recht ganz überein, wenn die Evangelien berichten, dass Joseph von Arimathäa zu Pilatus ging und sich den Leichnam erbat, denn der Leichnam gehörte dem Richter. Wir stehen hier in völliger Übereinstimmung mit dem römischen Recht. Pilatus schenkte dem Joseph von Arimathäa den Leichnam Jesu, und er ließ ihn beisetzen in seinem eigenen Felsengrab. Es wurde versiegelt, es wurde verschlossen. Dieses Grab war allen bekannt. Wenn man die Auferstehung Jesu hätte ersticken wollen, hätte man ihn rausholen können aus dem Grabe. Aber er war nicht zu finden, denn er war erweckt worden.

Eine dritte Version, und das ist die schlechteste von allen, behauptet: Die Jünger selbst haben den Leichnam Jesu entwendet und fortgeschafft. Das ist die bekannte Diebstahlshypothese, aufgebracht von dem Theologen Hermann Samuel Reimarus. Wenn man diese Hypothese vorträgt, gibt man aber die Visionshypothese preis. Es ist völlig unmöglich, dass Betrüger von ihrem Betrage so erfüllt, berauscht und überwältigt sein können, dass sie die selbstgeschaffene Illusion für Wahrheit nehmen. Das ist psychologisch absolut unmöglich. Nicht nur, dass sie diese Illusion für Wahrheit nehmen, sondern dass sie für diese Illusion Schmach, Schande, Verfolgung, Prügel, Tod auf sich nehmen. Solche Betrüger hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen. Betrüger, denen ihr Betrug nicht den kleinsten Gewinn einbringt, solche Betrüger hat es noch nicht gegeben.

3. Eine andere Ausflucht besteht darin, dass die ungläubigen Theologen behaupten, das leere Grab habe die Jünger auf den Gedanken gebracht, Jesus müsse auferstanden sein. Sie haben sich in die Einbildung hineingesteigert: Er kann nicht im Tode verblieben sein, er muss auferstanden sein. So seien die Visionen zu erklären.

Gegen diese Behauptung läßt sich vieles anführen. Erstens: Zur Zeit Jesu glaubte kein Jude an eine besondere Auferstehung, sondern alle Juden glaubten nur an die allgemeine Auferstehung am Ende der Tage. Vom jüdischen Glauben an eine allgemeine Auferstehung am Ende der Zeiten bis zu der Bezeugung, dass Gott einen Gotteslästerer aus dem Tode gerissen hat, ist ein unendlich weiter Weg. Die Behauptung, die Juden hätten ausgerechnet bei Jesus eine besondere Auferstehung annehmen können, ist absolut unmöglich. Zweitens: Die Jünger haben aber auch aus dem Leeren Grab keinen Trost geschöpft, keine Hoffnung, keine Zuversicht. Das leere Grab hat sie nicht inspiriert oder entzündet oder begeistert, sondern sie waren vielmehr trostlos, sie erschranken, sie weinten, wie es in den Evangelien heißt. Die Frauen waren bestürzt und erschreckt, und den Jüngern erschien die Nachricht vom Leeren Grab wie Láros, so heißt das griechische Wort: Láros, törichtes Gerde. Und sie glaubten die Mitteilung der Frauen nicht eher, als bis sich Petrus und Johannes persönlich davon überzeugt hatten. Das leere Grab hat die Jünger nicht aufgerichtet, es hat sie nicht ermuntert, es hat sie nicht begeistert, es hat sie weder befeuert noch beflügelt. Es ist ausgeschlossen, dass aus dem leeren Grab hätte der Glaube an die Auferstehung Jesu entstehen können.

Viertens behaupten die ungläubigen Theologen, die Auferstehungserlebnisse seien visionäre Fiktionen. Die Apostel seien visionär veranlagt gewesen, und so haben sie auch diese Visionen erlebt. Was ist dazu zu sagen? Es ist erstens lächerlich, anzunehmen, dass alle, die den Auferstandenen gesehen haben, visionär veranlagt gewesen seien, die Apostel, die Jünger, die Frauen, die fünfhundert Brüder. Das ist ausgeschlossen. Bei einzelnen mag eine visionäre Veranlagung vorliegen, aber nicht bei allen. Zweitens: Es wird vorausgesetzt, dass die visionär Veranlagten ihre Visionen mit den Erscheinungen des Auferstandenen verwechselt haben, dass sie als äußere Erlebnisse ausgaben, was wirklich und tatsächlich im Inneren sich abgespielt hat. Zwei von den Aposteln hatten Visionen, zwei von den Aposteln waren Visionäre, nämlich Petrus und Paulus. Wir wissen von Petrus, dass er ein Traumgesicht hatte, wo ihm klargemacht wurde, dass es keine unreinen Tiere gibt; und wir wissen von Paulus, dass er von einer Entrückung, einer Ekstase berichtet vor 15 Jahren, die ihn bis in den dritten Himmel erhob. Die beiden Hauptapostel waren Visionäre. Aber gerade deswegen wußten sie die Visionen von äußeren Erlebnissen zu unterscheiden. Gerade weil sie Visionäre waren, haben sie die Ostererlebnisse nicht vermengt mit den Visionen, die sie auf anderen Gebieten und bei anderer Gelegenheit erlebt haben. Als Petrus aus dem Gefängnis befreit wurde, da fragte er sich, ob das, was da mit ihm ge-

schiebt, ein Wahres ist oder ein Gesicht. Er wußte also sehr genau zu trennen, was Wirklichkeit und was Traum ist.

Wir dürfen also mit Sicherheit annehmen, dass die Apostel nicht Visionen, innere Erlebnisse, psychogene Erfahrungen mit äußeren Erlebnissen, mit äußeren Erscheinungen vermengt, verwechselt haben. Schon gar nicht möglich ist das bei Paulus, denn in ihm war ja doch gar keine Bereitschaft für solche Visionen. Er hatte ja die Kirche Christi verfolgt.

Es gibt Tatsachen, drei Tatsachen, die jede psychologische, jede psychogene Entstehung der Ostererlebnisse ausscheiden. Nicht aus den Tiefen des eigenen Unterbewußtseins ist der Auferstehungsglaube entstanden, sondern aus der Begegnung mit dem Auferstandenen. Einmal haben die Jünger die Voraussagen Jesu, dass er auferstehen werde, gar nicht beachtet. Sie wollten sie nicht beachten. Warum? Weil das, was ihnen vorherging, Leiden und Tod, nicht in ihren Sinn wollte. Weil sie sich gegen das Leiden und Sterben des Messias wehrten, haben sie auch auf die Ankündigung der Auferstehung nicht gehört. Zweitens: Die Jünger haben die Voraussagen Jesu auch nach seiner Hinrichtung nicht begierig aufgegriffen. Sie waren sich nicht ihrer Sache sicher, weil er gesagt hatte, er werde auferstehen. Nein, sie verkrochen sich, sie verbargen sich. Es fehlte die seelische Voraussetzung dafür, dass sie innerseelische Visionen gehabt und für äußere Erlebnisse ausgegeben hätten. Ja, sie zweifelten drittens, sie zweifelten, als der Auferstandene vor sie hintrat. Sie meinten einen Geist zu sehen. Und erst als er ihnen die Hände und Füße zeigte, erst als er mit ihnen aß, war der Bann des Mißtrauens und des Argwohns und des Zweifels gebrochen.

Der Zweifel, meine lieben Freunde, der Zweifel im Augenblick des Auferstehungserlebnisses ist von Standpunkt der Visionshypothese aus unmöglich, denn danach müßte ja gerade aus ihrem festen Glauben die Vision entstanden sein, sie müßte ja gerade aus der grenzenlosen Zuversicht geboren worden sein. Diese Visionen wären ja nichts anderes als die Realisierungen des Glaubens und der Zuversicht der Jünger. Nein, nicht vom geheimen Glauben, nicht von stiller Liebe, nicht von einer grenzenlosen Hoffnung aus haben sie den Auferstandenen gesehen, sondern weil er sich ihnen von außen aufdrängte.

Wir finden nicht den kleinsten Anlaß für eine psychogene Erklärung, schon gar nicht bei Paulus, der die Kirche verfolgt hat, der sich bemühte, sie zu vernichten. In ihm war nichts an seelischer Bereitschaft für eine Vision des Auferstandenen, für ein Hervortreiben des Auferstehungsglaubens aus solcher innerseelischen Vision.

Meine lieben Freunde, es ist nicht überflüssig, sich von der Wirklichkeit und Wahrheit der leibhaftigen Auferstehung Jesu zu überzeugen. Denn der Unglaube stürmt von jeher gegen diese Wahrheit an. Er hat seine besten Verbündeten unter den Theologen; das ist schmerzlich, zu sagen, aber es ist eine Tatsache. Das Verfahren, aufgrund dessen die ungläubigen Theologen zu ihrer Ansicht kommen, ist das folgende. Sie wollen nicht glauben, dass Jesus in verklärter Gestalt dem Grabe entstieg ist. Das erklären sie für unmöglich. So müssen sie alles bestreiten, alles als legendär ausgeben, was dieser Tatsache widerspricht. Sie suchen eine Erklärung, wie der Glaube an den Auferstandenen entstanden sein kann, obwohl er nicht auferstanden ist. Sie bilden sich eine Vorstellung von den Ereignissen, die zu ihrer Grundhypothese paßt, und alles, was diesem selbstgebastelten Bild widerspricht, weisen sie ab. Das ist natürlich völlig unhistorisch, auch völlig unwissenschaftlich, vom Glaubensstandpunkt einmal ganz abgesehen. Der Weg zur Erkenntnis der Auferstehung Jesu führt stets durch historische Zeugnisse. Innere Erlebnisse vermögen über die Tatsache der Vergangenheit keine Gewißheit zu geben. Diese Zeugnisse liegen vor. Sie sind überzeugend, wenn man sich nur überzeugen lassen will. Wer nicht will, dem würde auch eine unmittelbare Erscheinung des Auferstandenen nicht zum Glauben verhelfen. Wir unterscheiden zwischen der historischen Gewißheit und der Glaubensgewißheit. Was uns historisch plausibel ist, das wird uns durch die Glaubensüberzeugung zur untrüglichen Macht. Der Glaube, der sich auf Gottes Wort gründet, der ein wesentlicher Bestandteil unserer Persönlichkeit ist, dieser Glaube ist und kann nicht getrennt werden von der Geschichte, ist gegründet auf die leibhaftige Auferstehung Jesu.

In meiner Heimatkirche, meine lieben Freunde, gab es ein schönes Bild, ein Bild in farbigem Glas. Auf diesem Bilde stand geschrieben: „Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen. Alleluja.

Prof. Dr. Georg May

Widerlegung falscher Auferstehungshypothesen

08.05.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Unglaube leugnet die leibhaftige Auferstehung Jesu. Nun ist aber der Glaube der Urkirche an dieses Ereignis unbestreitbar. So sucht der Unglaube Erklärungen für diesen Glauben, auch wenn Jesus nicht auferstanden ist.

Heute möchte ich Ihnen drei Versuche dieser Art vorstellen. Meinen Sie nicht, das sei unwichtig! Nein, das ist wichtig, und zwar deswegen, dass man nicht unsicher wird und sich verwirren läßt. Denn die Vorstellungen der Leugner dringen ja durch die Massenmedien auch auf Sie ein. Wenn es mir gelingt, Sie davon zu überzeugen, dass ein Auferstehungsglaube ohne Auferstehung unmöglich ist, dann haben meine Ausführungen ihren Zweck erreicht.

Der erste Versuch, die Auferstehung zu leugnen und den Auferstehungsglauben zu erklären, besteht darin, dass man sagt, der Auferstehungsglaube sei aus den Weissagungen des Alten Testaments „herausgesponnen“. Die Vertreter dieser Ansicht behaupten, die Apostel und die Jünger hätten die alttestamentlichen Texte hergenommen, sie auf Jesus bezogen und dann behauptet: Was dort geschrieben steht, ist in Jesus geschehen. Es werden also Weissagungen nachträglich auf Jesus bezogen.

Diese Ausflucht ist zum Scheitern verurteilt. Warum? Es existieren keine Texte des Alten Testaments, die offenkundig und für jeden einsichtig das Todesschicksal des Messias mit seiner Auferstehung verknüpfen. Alle Stellen aus dem Alten Testament, die man dafür anführt, sind so dunkel, dass sie von sich aus dieses Geschehen nicht nahelegen konnten. Wer sich nur an diese Texte hält, der kann unmöglich auf den Gedanken kommen, sie sprächen von Jesus von Nazareth. Die Jünger Jesu waren aus eigenem Vermögen gar nicht imstande, aus dem Alten Testament Texte zu entnehmen, die Tod und Auferstehung des Messias vorhersagten. Das beste Beispiel dafür sind die Emmaus-Jünger. Sie waren über die Vorgänge in Jerusalem betrübt und verzagt. Erst als der Fremdling sich ihnen zugesellte und ihnen die Schrift erschloß, begriffen sie, dass das, was da geschehen war, vorherverkündet und nach Gottes Willen geschehen war. Nach dem Bericht des Lukas erklärte der Auferstandene den Emmaus-Jüngern die Auferstehung, von Moses und allen Propheten angefangen. Er legte also die Stellen vor, die man jetzt nachträglich auf den Messias anwenden konnte und die das Geschehen des Messias verstehen ließen.

Dasselbe hat der Auferstandene bei den Aposteln getan. „Alles mußte sich erfüllen, was im Gesetz des Moses, in den Propheten und in den Psalmen von mir geschrieben steht.“ An dieser Stelle spricht Jesus von den drei Teilen des Alten Testaments, nämlich Moses, das sind die geschichtlichen Bücher, den Propheten, das sind die großen und die kleinen Propheten, und die Psalmen, das sind alle diese Lehrbücher, wie das Buch der Weisheit, Buch der Sprüche, Jesus Sirach usw. „Es steht geschrieben: Der Messias mußte leiden und am dritten Tage von den Toten auferstehen.“ Wie fremd den Jüngern die Vorstellung eines sterbenden und auferstehenden Messias war, das zeigt ihr Verhalten bei den Leidens- und Auferstehungsweissagungen Jesu. Sie verstanden sie nicht. Ihr Sinn war verblendet. Und Jesus selbst mußte nach dem Tode ihnen den Schriftbeweis führen, aber erst, nachdem er sich ihnen lebendig erwiesen hatte. Die Erscheinungen gehen dem Schriftbeweis voraus. Erst mußte die Tatsächlichkeit der Auferstehung feststehen, dann konnte man darangehen, ihre Schriftgemäßheit zu erweisen. Erst mußten die Auferstehungserscheinungen geschehen und die Jünger der Auferstehung Jesu gewiß machen, dann gingen sie daran, im Alten Testament die Stellen zu suchen, die auf dieses Ereignis Bezug zu nehmen schienen.

Der Verhältnis der Tatsache der Auferstehung zu dem Schriftbeweis ist also genau umgekehrt, als der Unglaube meint. Die Jünger erlebten das Erscheinen des Auferstandenen. Sie standen vor einem

unerhörten Wunder. Ein solches Geschehnis konnte nur Gott, den Herrn über Leben und Tod, zum Urheber haben. Der Wille Gottes aber war ausgesprochen in den Urkunden des Alten Testaments. Also suchten sie im Alten Testament nach Stellen, die zu dem Ereignis, das sie erlebt hatten, paßten. Und sie wurden fündig. Sie fanden solche Stellen. Nicht weil die Heilige Schrift ihnen die Auferstehung des Messias nahegelegt hatte, kamen sie zum Glauben an die Auferstehung, sondern weil sie den Auferstandenen erlebt hatten, forschten sie nach Stellen, die seine Auferstehung ankündigen, und suchten nach Andeutungen für dieses Geschehen. Der Glaube an die Auferstehung hat gegen den Schriftbeweis Vorrang.

Der Schriftbeweis hat einen ganz anderen Zweck, als die Auferstehung des Herrn zu beweisen. Er hat den Zweck, die theologische Bedeutung der Auferweckung Jesu den Jüngern kundzutun. Die Auferweckung Jesu ist nämlich nicht eine Rückkehr in das irdische Leben, sondern sie ist eine Erhöhung zur Rechten Gottes. Sie ist seine Einsetzung zum Erlöser, Messias und Richter. Mit der Auferweckung Jesu hat der Vater im Himmel zu erkennen gegeben, dass er zu Leben und Werk Jesu steht, dass er seinen Messiasanspruch billigt, dass es sein Wille war, wenn Jesus einen schmachvollen Tod erleben mußte und eine glänzende Auferstehung erfahren durfte. Hinter dem gesamten Christusgeschehen steht der Wille des himmlischen Vaters. Das ist der Sinn des Auferstehungsbeweises.

Tatsächlich fällt es uns nicht leicht, den Texten des Alten Testaments zu entnehmen, dass hier die Auferstehung Jesu von den Toten vorhergesagt ist. Man nimmt den Psalm 16, wir beten ihn ja jede Woche, wir Priester. Im Psalm 16 heißt es: „Du überläßt nicht mein Leben dem Totenreich, noch duldest du, dass dein Heiliger die Grube erschaut. Den Pfad des Lebens machst du mir kund, sättigest mich mit Freuden von dir, mit Wonne in deiner Rechten auf ewige Zeit.“ Wenn man diesen Text unbefangen liest, dann wird man daran denken, dass hier jemand vor dem irdischen Tode bewahrt blieb. Und so ist er auch meistens verstanden worden. Aber im Lichte der Auferstehung haben die Jünger hinter diese oberflächliche und erstrangige Erklärung geschaut und haben bemerkt, dass Gott in diesem Psalm nicht nur das Weiterleben eines irdischen Bedrängten aussagen wollte, sondern das siegreiche Erstehen seines Auserwählten aus dem Grabe.

Der zweite Versuch, die Auferstehung zu leugnen, aber auch den Auferstehungsglauben zu erklären, besteht darin, daß man sagt: Der Glaube an die Auferstehung Jesu sei aus dem wiedererwachenden Messiasglauben entwickelt worden. Die Jünger hätten sich nach dem Todesschicksal ihres Meisters allmählich wieder gefangen. In der Hauptgend von Jesu Wirken, nämlich in Galiläa, sei die Gewißheit entstanden, dass er lebe. Die ungläubigen Theologen wollen also erklären, wie die Jünger Jesu den Glauben an den Herrn wiedergefunden haben, auch wenn er nicht auferstanden ist.

Was ist zu dieser Hypothese zu sagen? Nun, einmal entbehrt sie der geschichtlichen Voraussetzung, denn sie setzt voraus, dass die Jünger sofort nach dem Tode Jesu nach Galiläa geflüchtet sind und dort allmählich ihren Glauben aufgebaut haben. Beides trifft nicht zu. Die Jünger sind nicht sogleich nach der Hinrichtung Jesu nach Galiläa geeilt. Sie waren am dritten Tage nach Jesu Tod noch in Jerusalem, und sie waren es am achten Tage. Der Auftrag der Engel bzw. des Auferstandenen an die Frauen, den Aposteln zu melden, sie sollten nach Galiläa gehen, er gehe dorthin voraus, macht eine bereits erfolgte Flucht nach Galiläa unmöglich. Erst auf diesen Befehl hin haben sich die Jünger nach Galiläa aufgemacht. Da war aber der Glaube schon längst da. Der Glaube hat sich nämlich nicht nach Wochen oder Monaten aus ihrer Seele hervorgerungen, weil sie sagten: Es kann nicht zu Ende sein. Nein. Der Glaube ist wenige Stunden nach der Hinrichtung Jesu bereits da. Zwischen der Verzagtheit wegen des Todes Jesu und ihrer Beglücktheit über seine Lebendigkeit liegen nur wenige Stunden: der Freitagabend, der Samstag und die Nacht zum Sonntag. Für die psychologische Entstehung des Glaubens an die Auferstehung Jesu fehlt die dafür benötigte Zeit. Dasselbe ergibt sich, wenn wir auf die psychische Situation der Jünger schauen, auf ihre Seelenstimmung in der Zeit zwischen Tod und der geschichtlich beglaubigten Auferstehung. Die wirkliche Seelenverfassung war nicht wiedererwachender Glaube, wachsendes Vertrauen in die Messianität Jesu, die sich schließlich zu der Überzeugung steigerte: Er lebt, er muß leben. Nein, das Gegenteil ist der Fall. Schon das Verhalten der Jünger beim Beginn und während des Leidens verrät keineswegs große Zuversicht in den Sieg seiner messianischen Sache. „Alle Jünger flohen.“ So steht es in der Heiligen Schrift. Alle flohen! Wie fern dem ganzen Jüngerkreis der Gedanke an die Auferstehung lag, nachdem der Kreuzestod Jesu furchtbare Wirklichkeit

geworden war, das zeigt der Gang der Frauen zum Grabe. Sie wollten ihn salben, rechneten also mit seinem Verbleiben im Tode. Sie denken an Leichenraub, als das Grab leer gefunden wird. Sie sind bestürzt über die Engelbotschaft, und sie haben Furcht, den Jüngern etwa davon zu erzählen, denn die Jünger sind nicht leichtgläubig. Sie bezeichnen das, was die Frauen ihnen erzählen, als läros. Dieses griechische Wort bedeutet Weibergeschwätz. Läros – Weibergeschwätz. Die Jünger selbst hatten also Zweifel gegenüber den Meldungen der Frauen. Sie waren enttäuscht und verwirrt, und das zeigt sich bei den Emmaus-Jüngern. „Wir hatten geglaubt, er werde Israel erlösen.“ Ihr Schrecken bei der Erscheinung am Osterabend, ihre Bedenken, ob es nicht ein Geist ist, eine Halluzination, eine Einbildung! Nein, meine lieben Freunde, Einbildungen vermögen keine Überzeugung von Tatsachen zu begründen. Für eine Einbildung läßt man sich nicht auspeitschen. Für eine Einbildung nimmt man nicht einen schmachvollen Tod auf sich. Also nicht der Glaube an Jesus als Messias und das lebendige Vertrauen zu ihm haben die Jünger zu der Überzeugung geführt: Er kann nicht im Tode geblieben sein. Vielmehr: Der Glaube der Jünger war durch den Kreuzestod Jesu erschüttert. Ihre Hoffnung auf ihn war wankend geworden. So mußten Tatsachen von überwältigender Kraft, von überwältigender Beweiskraft auf sie eindringen, um sie zur Überzeugung zu bringen. Er ist von den Toten auferstanden. Beweise aus Tatsachen, Beweise, die unwiderleglich sind haben die gedrückten und zaghaften Jünger wieder aufgerichtet.

Der dritte Versuch, die Auferstehung Jesu zu leugnen und gleichzeitig den Auferstehungsglauben der Jünger zu erklären, besteht darin, dass man sagt; Die Jünger haben Anleihen gemacht beim Auferstehungsglauben der heidnischen Mythen. In den heidnischen Mythen wird von sterbenden und wieder auferstehenden Göttern geredet. Und diese Reden haben sich die Jünger zu eigen gemacht und auf Jesus übertragen. Dass es solche Vorstellungen gab, ist unbezweifelbar. In Babylon gab es den Gott Marduk. Er war der Gott der Frühlingssonne. In Ägypten gab es den Gott Osiris. Er war die Personifikation des Nils, der ja die Lebensader von Ägypten ist. In Osiris stellte man sich das durch die Überschwemmungen des Nils wiedererstehende Leben vor. Insofern ist er der Gott des Todes und der Auferstehung. Die Sumerer hatten den Gott Tammuz. Er ist ein Symbol der vergehenden und wieder auferstehenden Vegetation. Adonis bei den Phöniziern und Griechen war ein als schöner Jüngling gedachter Vegetationsgott. Der Gott stirbt im Hochsommer nach der Ernte und steht im Frühling wieder auf. Bei den Adonifesten wurden Klageriten (beim Sterben) und Jubelriten (beim Auferstehen) gesungen. Attis war ein phrygischer Vegetationsgott. Sterben und Auferstehung dieses Gottes wurden um die Frühjahrstag- und nachtleiche in einer mehrtägigen Feier begangen. Schließlich ist auch Dionysos noch zu erwähnen, auch er ein Gott der Vegetation, der Baumzucht und des Weines. Man sprach von seinem Tod im Herbst und von seiner Auferstehung im Frühjahr. Schließlich muss auch noch Baal, der Wachstumsgott, erwähnt werden. Er ist, weil alles Wachstum vom Regen abhängt, der Gewittergott. Die Gewitter brachten und bringen noch im Orient den Regen.

Was ist zu diesen Aufstellungen zu sagen, meine lieben Freunde? Ist der Auferstehungsglaube der Urkirche eine Anleihe bei orientalischen Auferstehungsmythen? Zunächst einmal muss man sagen. Die herangezogenen Parallelen sind äußerst schwach, denn es handelt sich ja bei den Mythologien um Personifikationen von Naturvorgängen. Was in der Natur vor sich geht, das wird einer bestimmten Person, einer gedachten Person, zugeschrieben. Niemand war davon überzeugt, dass diese Götter, die ich eben genannt habe, tatsächlich leben. Das waren Bilder, Bilder für das Geschehen in der Natur. Man hat die Naturvorgänge in einer Person gleichsam gesammelt. Die Verehrer dieser Gottheiten, die Teilnehmer an ihren Festen wußten ganz genau, dass hier in Bildern und Symbolen Naturvorgänge beschrieben werden. Niemand nahm an, dass wirklich eine Person stirbt und wieder aufersteht.

Zum anderen kommt dazu: Die heidnischen Götter sterben und stehen auf jedes Jahr. Was sich in ihnen vollzieht, sind Naturvorgänge, die sich beliebig oft wiederholen. Die Auferstehung Jesu ist ein einmaliges Ereignis, ein einmaliges, nicht wiederholbares Ereignis. Und dieses Ereignis wird nicht einer mythischen Gestalt, sondern einer ganz bestimmten historischen Person, dem Jesus von Nazareth, zugeschrieben. Die Christen wußten sehr wohl zwischen heidnischen Mythen und Geschichten zu unterscheiden. Es war ihnen klar, dass für den Glauben an Jesu Leben, Sterben und Auferstehen alles auf das tatsächliche Geschehen ankam. Sie sprachen vom Zeugnis, nicht von Phantasien. Außerdem geht der urchristliche Osterglaube auf die Gemeinde in Palästina, auf die Urgemeinde zurück. Dieser

Glaube bestand schon, als die ersten Christen mit den heidnischen Mythen, die ja von auswärts eindrangen, in Berührung kamen und Einflüsse von ihnen erfahren konnten. Die Christen dachten nicht im Traum daran, ihre Erfahrungen mit Jesus und ihren Glauben an ihn mit völlig fremden Vorstellungen der Heiden zu vermengen. Der Abgrund war ihnen bewußt zwischen diesen mythischen Vorstellungen der Heiden und dem Geschehen in Palästina.

Man kann in den heidnischen Mythen gewissermaßen eine Ahnung, einen Traum, eine Sehnsucht nach Auferstehung sehen. Das kann man darin sehen. Aber es ist ausgeschlossen, es ist unmöglich, aus ihnen die wahrhaftige Auferstehung Jesu ableiten zu wollen. Der geschichtliche Tatbestand, nämlich der urchristliche Auferstehungsglaube, die Auferstehungserscheinungen, das leere Grab fordern eine befriedigende Erklärung. Sie finden diese Erklärung nur aus der geschichtlichen Tatsache, dass Jesus am dritten Tage lebendig, verklärt, aus dem Grabe erstanden ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Systemveränderer gegen die Lehre der Kirche

15.05.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor geraumer Zeit reiste ein Priester von München nach Dortmund im Eisenbahnzug. In dem Abteil, in dem er saß, entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, und zwar über die Kirche. Es wurde eine hitzige Debatte. Die Menschen sprachen über die Predigt, was der Predigt notwendig sei und was in der Predigt behandelt werden müßte. Man muss lebensmäßig predigen, man muss auf die Probleme der Menschen eingehen, man muss die Dinge behandeln, die den Menschen unter den Nägeln brennen, so sagten die Reisenden. Das Wort Problem kam immer wieder vor; die Probleme müßten angegangen werden. Der Zug fuhr dann über eine hohe Brücke, und der Priester mischte sich jetzt in das Gespräch ein. Er sagte zu den Personen in seinem Abteil: „Auf dieser Brücke ist einmal ein großes Eisenbahnunglück geschehen. Was würden Sie tun, wenn sich das wiederholte, wenn der Zug in den Abgrund stürzte und Sie wüßten, Sie haben kein reines Gewissen, Sie leben nicht im Stand der Gnade? Was würden Sie dann tun? Und es ist kein Priester da, der Ihnen die Lossprechung geben kann, was würden Sie da machen?“ Tiefe Stille. Niemand wußte, was da zu tun ist. Endlich meldete sich einer von den Mitreisenden. „Ja, ist das nicht so etwas wie die Begierdetaufe? Gibt es nicht so etwas wie die Begierdetaufe?“ Der Priester sagte: „Sie sind nicht fern vom Reiche Gottes, aber die Begierdetaufe ist etwas ganz anderes. Die Begierdetaufe besteht darin, dass jemand, der die Taufe nicht erreichen kann, durch das Verlangen nach der Taufe gerettet wird. Worum es hier geht, das ist die vollkommene Reue, das ist die Liebesreue. Haben Sie davon nie etwas gehört?“ Der Priester war tief betroffen von der Unwissenheit seiner Mitreisenden. „Jedes Schulkind“, so sagte er, „müßte doch Ihnen erklären können, was die vollkommene Reue ist. Im Katechismus hat es doch gelernt, worin die Liebesreue besteht und dass sie ein Ersatz ist für die Beicht, die man nicht erlangen kann.“

Meine lieben Freunde, die Unwissenheit in religiösen Dingen ist riesig groß. Die Menschen wissen die einfachsten Dinge nicht. Sie wollen Probleme wälzen, sie lesen alle möglichen Bücher von Ungläubigen und Halbgläubigen und Viertelgläubigen, aber den Katechismus und die Wahrheiten des Katechismus kennen sie nicht. Der Apostel Paulus hat an seinen Schüler Timotheus zu seiner Zeit schon geschrieben: „Es gibt Leute, die immer lernen wollen und doch nie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, Menschen verdorbenen Sinnes, unsicher im Glauben. Sie werden nicht weit kommen, ihr Unverstand wird allen offenkundig werden.“

Die Unwissenheit in religiösen Dingen ist riesig groß. Und jetzt soll ihr anscheinend abgeholfen werden. Ich habe hier in meiner Hand, meine lieben Freunde, einen Prospekt, herausgegeben von den deutschen Bischöfen: „Im Heute glauben. Wort der deutschen Bischöfe an die Gemeinden.“ Ich habe diesen Prospekt zweimal durchgelesen. Die Bischöfe kündigen nämlich für die kommenden vier Jahre – vier Jahre! – einen Gesprächsprozess an. Es soll gesprochen werden über die Suche nach Gott und die Wege des Bekenntnisses, über das Gebet und die Verehrung Gottes und über den helfenden Beitrag der Kirche in der Gesellschaft der Gegenwart. Es soll gesprochen werden über Priester und Laien in der Kirche und über Präsenz der Kirche in Gesellschaft und Staat.

Ich frage: Warum muss über all das gesprochen werden? Wissen wir nicht, was wir glauben müssen, was wir tun sollen, was wir hoffen dürfen? Haben wir nicht den Katechismus der Katholischen Kirche im Umfang von 816 Seiten? In ihm ist jedes auftauchende Problem behandelt, ist auf jede ungeklärte Frage eine Antwort zu finden. Der Katechismus hat ein großes Sachregister, wo man nachschlagen kann, was einen bewegt. Ich frage: Welche Themen gibt es, die in diesem Katechismus nicht erläutert sind? Werden nicht auch jeden Sonntag Tausende von Predigten in den deutschen Kirchen gehalten, wo alle diese Gegenstände behandelt werden sollen, welche die Bischöfe für den Prozeß

vorschlagen? Erhalten unsere Kinder nicht Religionsunterricht viele Jahre? Soll da nicht – soll da nicht! – das ganze Spektrum des katholischen Glaubens vorgestellt werden? Jedermann weiß oder kann wissen, was zu tun und zu lassen ist, um das ewige Leben zu gewinnen. Die Lehre der Kirche liegt klar vor, verständlich für jeden. Die Heilige Schrift ist jedermann zugänglich. Es existieren Dutzende von Übersetzungen der biblischen Bücher. Die Ausgaben der Bibel sind billig zu haben. Jedermann kann in der Schrift lesen. Wie viele lesen sie?

Die Kirche schöpft die Wahrheit nicht allein aus der Bibel, sondern auch aus der Überlieferung. Die Überlieferung, das sind die Schriften der Kirchenväter, das sind die Schriften der erleuchteten Theologen. Wer liest sie? Kompetente Theologen haben die Gestalt Jesu lichtvoll vor uns hingestellt. Ich erinnere an Karl Adam oder Romano Guardini. Der Heilige Vater hat soeben ein zweibändiges Werk über Jesus Christus vorgelegt. Wer arbeitet es durch? Was Schrift und Überlieferung lehren, das wird vom Lehramt der Kirche in Lehrschreiben und Lehrentscheidungen vorgetragen. Alle diese Texte sind in deutscher Sprache zugänglich. Die Enzykliken der Päpste, die Rundschreiben der Päpste können von jedermann eingesehen werden. Viele schimpfen über die Enzyklika des Papstes Pauls VI. betreffend die Empfängnisverhütung, *Humanae vitae*. Aber wer hat sie gelesen? Die Christen sind belehrt, dass der Sonntag der Tag des Herrn ist, dass es christliche Pflicht ist, den Gottesdienst zu besuchen. Aber nur 8 Prozent kommen dieser Forderung nach. Wo sind die 92 anderen Prozent?

Meine lieben Freunde, was zu glauben und was zu tun ist, braucht man nicht in Gesprächsforen zu erheben. Was zu glauben und zu tun ist, steht fest. Worum es geht, das ist nun wirklich das glauben, was zu glauben notwendig ist, nun wirklich das tun, was zu tun geboten ist. Es besteht kein Klärungsbedarf, es besteht Anwendungsbedarf! Was wir brauchen, sind nicht Gespräche über die Wahrheit, sondern das ist das Aneignen der Wahrheit. Die deutschen Bischöfe denken offensichtlich anders. Sie eröffnen einen Gesprächsprozeß, der sich über vier Jahre hinziehen soll. Ich frage: Wissen die Bischöfe, was sie tun? Wenn sie es nicht wissen, dann will ich es ihnen sagen. Die Bischöfe entfachen ein Palaver, von dem man jetzt schon weiß, was dabei herauskommt, nämlich Unsicherheit, Verwirrung, Zweifel. Was sicher ist, wird unsicher gemacht. Was klar ist, wird verunklart. Was eindeutig ist, wird zweideutig gemacht. Wir wissen jetzt schon, wer an diesem sogenannten Dialogprozeß beteiligt sein wird: das sind die Berufsredner und die Superlaien, das sind die protestantisierenden Systemveränderer aus dem Klerus und aus der Laienschaft. Das sind die Theologen, die mit ihren Memoranden fortwährend das gläubige Volk verwirren. Diejenigen, die seit Jahren die Öffentlichkeit irreführen, die werden diese Podien beherrschen.

Führend in diesen Gesprächsprozeß wird das Zentralkomitee der deutschen Katholiken sein. Dieses Gremium profiliert sich seit Jahrzehnten durch Kritik an Lehre und Ordnung der Kirche. Statt den Glauben in die Gesellschaft zu tragen, rüttelt es an den Grundsätzen katholischen Glaubens und Lebens. Dieses sogenannte Zentralkomitee befindet sich im Zustand des fortwährenden Aufstandes gegen die Kirche. Die Auflehnung gegen die Kirche, das ist sein Kennzeichen. Und mit dem führen die Bischöfe einen Dialog.

Was erwarten sich die Bischöfe davon? Wer gläubig ist, wer fest auf dem Boden von Lehre und Ordnung der Kirche steht, hat entweder keine Aussicht, an dem Gesprächsprozeß beteiligt zu werden, oder er wird nicht gehört. Die bewährten und zuverlässigen Gläubigen, Männer und Frauen, Theologen und Laien, sie werden in den Gesprächsforen ein Schattendasein führen. Es sind ja zwei Gebiete, auf denen alle Leute mitreden zu können meinen, nämlich die Religion und die Politik.

Im letzten Kriege kam ein Feldgeistlicher, ein Militärgeistlicher in ein Lazarett, und er wurde von dem Chefarzt empfangen: „Ja, Herr Divisionspfarrer, es ist gut, dass Sie da sind wegen der vielen Begegnisse. Aber im übrigen ist es doch Mumpitz mit Ihrer Religion.“ „Ach so“, sagte der Militärgeistliche, „ach so. Sie haben wohl theologische Studien gemacht. Wie viele Semester Theologie haben Sie studiert?“ „Ich? natürlich nicht.“ „Ja, aber wenn ich jetzt als Theologe sagen würde, die ganze Heilkunst ist Mumpitz, wo ich doch kein einziges Semester Medizin studiert habe, könnten Sie mich mit Recht rügen.“ Die Menschen sprechen von dem, was sie nicht verstehen. Einer davon ist Heiner Geißler. Das ist auch so einer, der alles besser weiß und nichts gründlich studiert hat.

Wohin wird dieser Gesprächsprozeß führen? Es geht den Befürwortern dieses Gesprächs nicht darum, Unklares zu klären, über Unbekanntes unterrichtet zu werden. Es geht ihnen darum, Bekann-

tes in der Versenkung verschwinden zu lassen. Es geht ihnen darum, die Wahrheit aufzuweichen. Es ist ihnen um Lockerungsübungen am Dogma zu tun. Sie wollen die Moral aufweichen, vor allem die Sexualmoral, sie wollen die Disziplin in der Kirche zu Fall bringen. Was die Wortführer dieses Palavers und ihre Unterstützer, die Medien, wollen, das wissen wir alle. Das ist seit langem bekannt: den Menschen die Sünde ausreden, keine Beicht mehr, Kommunion für alle ohne Rücksicht auf die Würdigkeit, Diakonen- und womöglich Priesterweihe für Frauen, Aufhebung des Zölibats, Anpassung an den Protestantismus auf der ganze Linie, Empfängnisverhütung auf jede mögliche Weise. Wie sagte Frau Käßmann in München: „Die Pille ist ein Geschenk Gottes.“ Freigabe des homosexuellen Treibens. Wie sagte der evangelische Landesbischof von Bayern: „Homosexuelle Pfarrer – homosexuelle Pfarrer! – sollen im Pfarrhaus frei und fröhlich ihre Homosexualität leben.“ Das ist es, was die Systemveränderer wollen.

Die Dinge, die wirklich notwendig sind, werden im Dialogprozeß nicht angerührt, denn sie sind unpopulär, denn sie sind unbequem. Wir brauchen keinen Dialogprozeß. Was wir brauchen, ist die klare und eindeutige Verkündigung der Lehre der Kirche, ohne Abstriche und ohne Umbiegen. Wir wissen, dass hier vieles zu tun ist, denn so viele Bischöfe reden undeutlich. Ich habe von dem Mainzer Bischof in seinem ganzen Pontifikat nicht ein einziges Mal eine Aufforderung zur Bekehrung gehört. Ja, ist das nicht eine Aufgabe des Bischofs? Wir alle wissen, dass es Mängel in der Verkündigung gibt. Sie wären zu beheben. Wir wissen, dass Theologen in den Fakultäten die Studenten verwirren und dafür verantwortlich sind, dass keine Priester mehr kommen. Ihnen wird kein Haar gekrümmt.

Die Menschen müßten zur Wahrheit geführt werden und dürfen nicht von der Wahrheit abgebracht werden. In diesen Tagen, meine lieben Freunde, ist das Buch eines Spiegel-Redakteurs erschienen, Matthias Matussek. Das Buch lautet „Das katholische Abenteuer“. Wenn man dieses Buch liest, dann sieht man, was die Bischöfe unterlassen haben, da wird ihnen alles das vorgehalten, was sie an Versäumnissen in den vergangenen Jahrzehnten vollbracht haben. Der Autor will keine, so schreibt er, „Schleifung“ des Zölibats, keinen strukturierten Dialog, keine Priesterweihe für Frauen, keinen Segen für die Schwulen, sondern Freude am Katholischsein. Und dann kommt er auf den Protestantismus zu sprechen. Ich zitiere wörtlich: „Die bequemere der christlichen Konfessionen ist derzeit eindeutig die protestantische. Ihre Bekenntnisse tropfen ins gesellschaftliche Gewebe in homöopathischer und jederzeit gut verträglicher Verdünnung. Ihre Pastoren sind wie alle. Sie lassen sich scheiden, sie leben in schwulen Lebensgemeinschaften, sie fahren ab und zu betrunken Auto. Nichts, was irgendeinen groß aufregen würde, im Gegenteil, sie werden geliebt dafür, dass sie sind wie alle.“ Ich empfehle Ihnen die Anschaffung dieses Buches: Matthias Matussek, Das katholische Abenteuer, erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zum Preise von 20 Euro. Was es braucht, das ist das, was uns Matussek, der Spiegel-Redakteur, vorhält. Was es braucht, das ist das Bemühen um die Wahrheit.

Ich kannte einen alten Herrn, einen Juristen, einen hervorragenden Juristen. Jeden Tag las er im Katechismus. Einmal mußte er nach dem Süden fahren, um sich zu kurieren. Er überließ es seiner Schwiegertochter, seine Sachen einzupacken. Als sie den abgegriffenen Katechismus sah, dachte sie: Ach, das wird der Vater, der Großvater nicht mehr brauchen. Nach drei Tagen kam eine Karte: „Bitte, sende mir den Katechismus. Ich will auch hier jeden Tag darin lesen.“ Ein anderes Erlebnis, meine lieben Freunde: In einer großen Weberei waren viele Frauen und Mädchen beschäftigt. Ein Priester kam vorbei und sah, wie eine von den Frauen den anderen aus einer kirchlichen, katholischen Zeitung etwas vorlas. Ein Arbeiter, der dabei stand, sagte: „Ihr Schneegänse, was müßt ihr in dem Pfaffenblättchen lesen? Das ist doch nichts für euch Weiber.“ Die Vorleserin hielt einen Augenblick inne, dann sagte sie: „Wenn deine Mutter früher so etwas gelesen hätte, wärest du nicht ein solcher Lump geworden, wie du bist!“

Was wir brauchen, das sind gläubige Ehepaare, die so leben, dass aus ihrer Familie Priester hervorgehen können. Was wir brauchen, sind kinderreiche Familien. Was wir brauchen, sind fromme Kinder, das sind sittenreine Jugendliche. Es ist töricht, von einem Gesprächsprozeß und von Strukturveränderungen einen Aufschwung der Kirche zu erwarten. Was die Kirche braucht, das ist die Bekehrung der Herzen. Nicht der Diakonat der Frauen bringt die Kirche voran, sondern die Bildung frommer und opferbereiter Mütter.

Der Dialogprozeß, den die deutschen Bischöfe in ihrer Blindheit in Gang setzen, ist so überflüssig wie ein Kropf. Er ist nicht bloß überflüssig, er ist schädlich. Durch langes Reden kann man die Wahrheit verschwinden lassen und die Ordnung unterwühlen. Nicht über das Evangelium reden, sondern das Evangelium leben. Das charakteristische Kennzeichen des Katholiken, ist nicht, dass er über die Religion redet, sondern dass er die Religion lebt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Ankündigung des Trösters

22.05.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich: Wohin gehst du? Sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt.“ In diesen Worten des Herrn schwingen Wehmut und ein leichter Tadel. Die Jünger sind betrübt, weil die traute Gemeinschaft mit dem Herrn zu Ende geht. Er geht von ihnen, und sie werden ihn nicht mehr sehen.

Das ist der erste Akt im Drama der Heilsgeschichte: Sein irdisches Wirken nähert sich dem Abschluß. Denn wir wissen, was dieses Hingehen bedeutet. Es besagt, dass er durch Schmach und Verfolgung und Tod hindurchgehen muss, durch Verspottung und Hinrichtung, aber dass er auch aus dem Grabe entrissen wird, dass er heimkehrt zum Vater, in die Herrlichkeit des himmlischen Vaters. Deswegen: „Es ist gut für euch, dass ich hingehe.“ Er muss doch den Willen des Vaters erfüllen. Er kann doch nicht zurückschrecken vor dem Leidenskelch, den ihm der Vater darreicht. Er muss ihn doch austrinken bis zum letzten Tropfen. Und er muss auch gewärtig sein, dass der Vater ihn am dritten Tage aus dem Tode entreißt und dass er dann heimkehren darf in die Herrlichkeit des Vaters.

„Wenn ich nicht hingehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen. Gehe ich aber hin, so werde ich ihn euch senden.“ Ja, warum kann denn der Beistand nicht kommen, wenn der Herr nicht hingeht? Ja, weil er den Herrn ablöst. Die irdische Zeit des Wirkens Jesu ist beendet, das ist der erste Akt. Aber auf diesen Akt folgt ein zweiter, und das ist die Ankunft des Geistes. Erst muss das Erlöserwirken Jesu vollendet sein, ehe die Frucht – die Frucht! – dieses Wirkens ihnen zuteil werden kann, der Heilige Geist. Das Erlöserwirken Jesu ist vollendet, wenn er nach Tod und Auferstehung in die Herrlichkeit des Vaters zurückgekehrt ist. Das Wirken des Parakleten, des Geistes, soll erst einsetzen, wenn die irdisch-leibliche Gegenwart Jesu beendet ist. Man kann in gewisser Hinsicht sagen: Der Geist löst Jesus ab. Solange er auf Erden weilte, war er der Tröster der Seinen, aber jetzt schickt er einen anderen Tröster, den Geist der Wahrheit und der Kraft. Im Wirken dieses Geistes vollzieht sich die Fortsetzung des Werkes Jesu. Es wird von seiner zeitlichen und räumlichen Begrenzung befreit. Der Geist ist der Garant der Universalität. „Ihr werdet meine Zeugen sein, nicht nur in Judäa, nicht nur in Samaria, nicht nur in Galiläa, sondern bis an die Grenzen der Erde.“ Das ist das Signum des Wirkens des Heiligen Geistes: Er ist universal. Es gibt keine zeitliche und räumliche Begrenzung mehr für sein Wirken.

Wenn dieser Geist kommt, setzt der zweite Akt im Drama der Heilsgeschichte ein. Wenn das fruchtbare Leiden des Herrn beendet ist und der himmlische Vater sein Ja zu diesem Leiden gesprochen hat in der Auferstehung, dann kann das Kommen des Geistes geschehen.

Und der Herr bereitet die Jünger vor auf dieses Kommen: „Bleibet in der Stadt, bis der Geist euch mit Kraft aus der Höhe ausrüstet.“ Das ist der Zweck seines Kommens: die Ausrüstung mit Kraft. Ohne den Geist sind sie schwach, furchtsam und feige. Aber mit dem Geist werden sie stark und mutig und mit Bekennerkraft erfüllt. Die Apostel haben auf das Wort des Herrn gehört. Sie sind in Jerusalem geblieben. Die Verheißung Jesu erfüllte sich. Der Geist kam über sie und durchfeuerte sie. Der Pfingsttag brachte die Ankunft des Parakleten. Und sie haben sein Wirken erlebt. Bevor er kam, verkrochen sie sich im Abendmahlssaal; als er gekommen war, traten sie hinaus in die Öffentlichkeit und legten Zeugnis ab von Jesus: „Wir können nicht schweigen von dem, was wir gehört und gesehen haben.“ Und sie haben sich jauchzend vom Hohen Rat entfernt, wo sie geprügelt worden waren, jauchzend, weil sie gewürdigt worden waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden.

Dann kommt der dritte Akt. Der dritte Akt der Heilsgeschichte reicht vom Pfingsttag bis zum Ende der Welt. Der Geist kommt nicht nur für einen Tag, er bleibt. Er bleibt, und er wirkt. Welches ist

das Werk des Geistes? Es wird uns heute deutlich gesagt, was der Geist wirkt. Drei große Wahrheiten verkündet er: Es gibt eine Sünde. Ja, das ist ja etwas ganz Neues. Denn für die Menschen, die die Menschen von heute, für die Menschen nach dem Zweiten Vatikanum gibt es keine Sünde mehr. Der Geist sagt das Gegenteil: Es gibt eine Sünde, es gibt Auflehnung gegen Gott, es gibt Selbstherrlichkeit. Man kann nicht alles entschuldigen mit der Anlage, mit der Erbschaft von den Eltern her, mit dem Milieu. Man kann nicht alles entschuldigen mit Müdigkeit, mit Schwachheit, mit Unwissenheit. Gewiß, der Herr hat am Kreuze versucht, seine Peiniger zu entschuldigen: „Vater, verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Mag sein, dass es Menschen gibt die nicht wissen, was Sünde ist. Aber was ist mit denen, die es wissen? Die es nur zu gut wissen, wenn sie die Kirche madig machen, wenn sie den Kindern den Glauben aus dem Herzen reißen, wenn sie die Homosexualität verharmlosen? Es gibt viele Sünden, aber die schlimmste ist der Unglaube, dass die Welt nicht an Christus, an seine Gottessohnschaft, an seine Sendung glaubt. Diese Sünde ist deswegen so schlimm, weil der Ungläubige den Eintritt in die Herrschaft Gottes, die Übernahme der Jüngerschaft Jesu, die Gliedschaft am Leibe Christi verweigert. Diese Ablehnung bewirkt und besiegelt den Heilsverlust, denn „ohne Glaube ist es unmöglich, Gott zu gefallen“. Am Schluß des Markusevangeliums, immer knapp und eindringlich, wie es bei Markus der Fall ist, steht der Satz: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden. Wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“

Es gibt Sünde, und der Geist legt durch die Kirche Zeugnis ab dafür, dass es Sünde gibt. Deswegen ist ja die Kirche so unbeliebt, weil sie Zeugnis ablegt von der Sünde. Sie soll von der Sünde schweigen, wie es der Protestantismus tut. In der Verkündigung der Kirche werden die Gebote Gottes den Menschen nahegebracht, wird den Menschen gezeigt, dass es Sünde gibt. Die Verkündigung der Kirche macht die Menschen unentschuldigbar, auch wenn sich der Herr Bürgermeister von Berlin dagegen auflehnt. Sie können sich nicht herausreden: Wir haben nicht gewußt, dass Abtreibung Sünde ist; wir haben nicht gewußt, dass homosexuelle Betätigung Sünde ist. Die Kirche hat es ihnen gesagt, oft und oft, unter Schmerzen und unter Verlusten, aber sie hat es ihnen gesagt.

Es gibt eine Sünde. Es gibt eine Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit besteht darin, dass Jesus der Eckstein ist, als den ihn schon der weise Simeon im Tempel von Jerusalem angekündigt hatte: „Wer auf diesen Stein fällt, wird zerschmettert werden. Auf wen er aber fällt, den wird er zermalmen.“ Er ist der, der bestellt ist zum Fall und zur Auferstehung vieler, zum Zeichen, dem man widersprechen wird. Auf Jesus kommt alles an, an Jesus kommt niemand vorbei. Es gibt eine Gerechtigkeit, „weil ich zum Vater gehe“. Die Ankläger, die Peiniger, die Henker haben nur gesehen, wie Jesus geschmäht, verurteilt, hingerichtet wurde. Sie dachten: Jetzt ist alles aus. Jetzt ist er hin. Aber mit dem Grabe ist die Gerechtigkeit Gottes nicht erfüllt. Das Grab ist für Gott nicht die letzte, sondern die vorletzte Wirklichkeit. Der ins Grab Gelegte ist zum Auferstandenen geworden. Gottes Gerechtigkeit hat nicht geduldet, dass er im Grabe verwest. Sie hat ihn in verklärter Glorie dem Grabe entrissen. Er mußte leiden. Der Vater wollte es. Aber er war gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, damit ihm der Vater einen Namen gibt, der über alle Namen ist und sich in seinem Namen alle Knie beugen im Himmel, auf der Erde und unter der Erde. Es gibt eine Gerechtigkeit. Zuerst für Jesus von Nazareth, dann aber auch für alle Menschen. Sie wissen es alle, meine lieben Freunde, auf Erden wird die Gerechtigkeit mit Füßen getreten. Auf Erden hängt die Gerechtigkeit am Kreuze. Aber so wird es nicht immer bleiben. Es gibt ein Jenseits, es gibt eine jenseitige Vergeltung, nicht bloß als Postulat der praktischen Vernunft, wie Immanuel Kant meinte, sondern als gottgegebene Verheißung. Jenseits des irdischen Lebens wird die Gerechtigkeit verwirklicht. „Und ein Buch wird aufgeschlagen, treu darin ist eingetragen jede Schuld aus Erdentagen.“

Die Leiden werden einmal belohnt, die Schmerzen vergolten, die Pein in Freude verwandelt. Dann erfüllen sich die Verheißungen der Bergpredigt: „Selig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden. Selig, wenn die Menschen euch hassen, ausstoßen, alles Böse wider euch reden, denn euer Lohn ist groß im Himmel. Selig, die ihr jetzt weint, denn ihr werdet lachen.“ Gott wird alle Tränen abwischen von den Augen, und der Tod wird nicht mehr sein und die Trauer und die Qual. Es gibt eine Gerechtigkeit. Die guten Taten werden einmal vergolten. Das Scherflein der Witwe, der Trunk frischen Wassers, der einem Durstenden gereicht wurde, jede Stunde des Gebetes, jeder fromm gebetete Rosenkranz, sie werden ihre Belohnung finden. Es gibt eine Ge-

rechtigkeit. Die Gottvergessenheit wird einmal gestraft werden. Jetzt toben die Gottlosen. Die Frevler planen Ränke gegen den Frommen, doch der Allmächtige lacht ihrer, denn er sieht ihren Tag kommen. Jetzt rühmen sich die Gottlosen: „Ich habe gesündigt. Und was ist mir geschehen? Nichts!“ Aber im Gericht Gottes erfüllt sich die Verheißung: „Ich sah den Gottlosen hoherhaben wie eine Zeder. Ich ging vorüber, und er war nicht mehr.“

Es gibt eine Gerechtigkeit. Es gibt ein Gericht. Das Gericht ergeht über den Bösen, über den Satan, über den Fürsten dieser Welt. Denn dazu ist ja der Sohn Gottes erschienen, dass er die Bollwerke Satans zerstöre, wie der Liebesapostel Johannes schreibt: „Dazu ist der Sohn Gottes erschienen, um die Bollwerke des Teufels zu zerstören.“ Und das hat er getan mit seiner Verkündigung, mit seinen Wundern, mit seinen Machttaten, mit der siegreichen Abweisung der Versuchungen. Triumphierend kann Jesus sagen: „An mir hat der Feind des Menschengeschlechtes keinen Anteil.“

Als der Herr einmal einen bösen Geist austrieb und der Geist ausgefahren war, wunderten sich die Volksscharen. Einige sagten: „Durch Beelzebul, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus.“ Jesus sagte: Wie könnt ihr solchen Unsinn reden? „Ein Reich, das in sich uneins ist, zerfällt doch. Wenn der Satan den Satan bekämpft, dann ist ja sein Reich zu Ende. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die bösen Geister austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Er ist der Stärkere, der über den Starken gekommen ist. Als die 72 Jünger zurückkehrten von ihrer ersten Aussendung und berichteten, dass ihnen die Dämonen untertan sind, da sagte er: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“

Das ist der dritte Akt, in dem wir leben, der Akt, in dem der Satan gerichtet ist und wir ihn mit unseren Füßen treten. Der Paraklet tritt in die Nachfolge Jesu ein. Er führt die Jünger in die volle Erkenntnis der von Christus gebrachten Wahrheit ein. „Wenn aber der Geist kommt, wird er euch alle Wahrheit lehren.“ Das tut er. Das tut er in unserer heiligen, geliebten katholischen Kirche. Das tut er in dieser einzigen Arche des Heiles. Die anderen Religionsgemeinschaften sind unermüdlich bestrebt, die Wahrheit zu verdunkeln, zu verharmlosen, abzuschwächen, denn die Wahrheit ist anstrengend, ist lästig, ist unbequem. Deswegen weg mit den hohen sittlichen Forderungen Gottes, weg mit dem Verbot der Ehescheidung, weg mit der Sündhaftigkeit homosexuellen Tuns. Alle beugen sich, die Synagoge, die Moschee, das Luthertum, die Orthodoxie. Nur eine einzige Institution bleibt unbeirrt bei der Wahrheit, unsere katholische Kirche. Der ehemalige Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland Wolfgang Huber erklärte, die evangelische Kirche verstehe sich als eine „durch die Aufklärung und Moderne hindurchgegangene Kirche“, während die Katholiken im Mittelalter stehen geblieben seien. Er vergaß hinzuzufügen, dass die Protestanten bei dem Durchgang durch Aufklärung und Moderne den Glauben verloren haben.

Freilich sind auch unsere Gläubigen in der Gefahr, angesteckt zu werden. Meine lieben Freunde, ich habe hier den Brief einer Dame, der ich vor 45 Jahren die Trauung gehalten habe, also die Eheschließung. Vor 45 Jahren. Jetzt schreibt sie am 14. Mai 2011: „Ich fühle in meinem Herzen, dass sich die zwei Kirchen wieder vereinigen. Allerdings muss sie sich mehr nach Martin Luther richten. Die katholische Kirche muss einlenken. Nicht umsonst ist Martin Luther geboren. Seine Thesen waren richtig. Christus hat allen Zauber – den Zauber! – der katholischen Kirche nicht gewollt.“ So schreibt eine Dame, der ich vor 45 Jahren die Trauung gehalten habe. Welche Verirrung! Welche Verirrung unter Berufung auf den Ökumenismus! Ich wiederhole, was ich schon einmal gesagt habe: Der Ökumenismus ist die Schmierseife auf der Rutschbahn des Abfalls von der einen wahren Kirche.

Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, lassen Sie sich um Himmels willen nicht irremachen. Zerbrechen Sie nicht an der scheinbaren Aussichtslosigkeit unseres Wirkens! Bleiben Sie treu unserer Kirche. Sie ist die Heimstätte des Heiligen Geistes. Sie ist die Burg der Wahrheit. Sie ist der Hort des Glaubens. Halten Sie unerschütterlich fest an der Hinterlage, die Christus uns vermacht hat. Seien Sie getreu bis in den Tod, dann wird Ihnen Christus die Krone des Lebens geben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Den Vater bitten im Namen Jesu

29.05.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am heutigen Sonntag beginnt die Bittwoche. Es sind Tage, an denen die Gläubigen Gott ihre großen und kleinen Anliegen vortragen. In besonderer Weise sind die Bitttage dafür eingesetzt, um das Wachsen und Gedeihen der Feldfrüchte zu erbitten, das tägliche Brot. „Dass du uns die Früchte der Erde geben und erhalten wollest, wir bitten dich, o Herr, erhöre uns!“

Diese Bitte ist in unseren Tagen besonders dringlich. Seit Februar hat es in unserem Land keinen ausreichenden Regen mehr gegeben. Die Felder und die Gärten dürsten. In früheren Zeiten haben die Mainzer Bischöfe in ihrer Diözese Gebete um günstige Witterung, also um Regen oder um Sonnenschein, angeordnet. Der gegenwärtige Oberhirt hat meines Wissens in seiner jahrzehntelangen Amtszeit niemals um das Wachsen und Gedeihen der Feldfrüchte beten lassen. Warum nicht?

Hat es noch einen Sinn, darum zu beten? Sollen wir noch mit dem Zeichen des Kreuzes flehend und bittend durch die Felder ziehen? Macht Gott den Ertrag der Erde von unserem Beten und Frommsein abhängig? Heißt es nicht: „Er läßt Regen fallen über Gute und Böse, er läßt Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte“? Ist es vielleicht lächerlich, wenn man Gott um das tägliche Brot anbettelt, so wie die Bettler an den Kathedralen in Italien uns anbetteln?

Jedes Beten, meine lieben Freunde, ist ein Verbeugen vor der Allmacht und der Barmherzigkeit Gottes. Wer die Hände bittend zu Gott erhebt, der sagt damit aller Gottlosigkeit und aller Glaubenslosigkeit ab. Jedes Gebet ist ein Bekenntnis zu Gott, dem Vater allen Geschehens. Mit der Vaterunserbitte „Unser tägliches Brot gib uns heute“ widersagt der Betende dem Zufallsglauben, als ob alles so komme, wie es eben kommen solle, als ob keine Macht, keine überirdische Macht einen Einfluss auf dieses Geschehen ausüben könnte. Wer betet, bekennt sich zu dem Schöpfer und Erhalter allen Seins. Wer betet, der wendet sich an den, der „das Nichtseiende ins Sein ruft“, wie Paulus im 4. Kapitel des Römerbriefes schreibt. Er wendet sich an den Herrn, der das Nichtseiende ins Dasein ruft. Wer betet, bekennt seine Geschöpflichkeit und seine Abhängigkeit von Gott. Im Kirchengebet der heutigen heiligen Messe heißt es: „O Gott, von dir kommt alles Gute.“ So ist es: „Von dir kommt alles Gute.“ Da sagt mancher: Wir verlassen uns auf die Natur, auf Sonnenschein und Regen. Wer das sagt, der übersieht, dass Gott der Herr der Natur ist. Er gebietet der Sonne und den Tiefdruckgebieten. Die Naturgesetze sind in Gottes Hand. Er hat sie geschaffen, ihm sind sie unterworfen. In den Naturgesetzen und mit den Naturgesetzen und über den Naturgesetzen handelt Gott. Er ist der Herr der Naturgesetze. Die Zuverlässigkeit der Naturgesetze ist ein Ausdruck der Treue Gottes. Er steht zu dem Werk, das er geschaffen. Wer sagt: Wir vertrauen auf den Kunstdünger und die Züchtung, der vergißt, dass die Kraft des Kunstdüngers von Gott geschaffen ist und dass der Erfolg der Züchtung von den Gesetzen abhängt, die Gott in das Lebendige hineingelegt hat. Wir schaffen diese Gesetze nicht, wir suchen sie zu erkennen und uns ihrer zu bedienen.

Die irdischen Mittel zum Arbeiten und Erwerben, die Berechnungen, die wir durchführen, die Geräte, die wir benutzen, die Maschinen, die wir einsetzen, sind nicht losgelöst von Gott, sie sind in der Hand Gottes. Ihre Eignung und ihre Fähigkeit, etwas zu schaffen und zu erreichen, stammen von Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Wesen. Die Anwendung aller irdischen Mittel, um einen Erfolg herbeizuführen, und das Gebet zu Gott, er möge unsere Absichten gelingen lassen, sind kein Gegensatz, kein Entweder – oder, sondern ein Sowohl – als auch. Wir benutzen alle Mittel und vertrauen gerade deswegen auf Gott, der uns diese Mittel in die Hand gibt und ihre Wirksamkeit garantiert. Die Natur, meine lieben Freunde, ist in Gottes Hand. Wenn wir auf die Natur angewiesen sind, dann sind wir auf Gott, den Herrn der Natur, angewiesen.

Wer betet, ist nie allein. Er reiht sich ein in den Strom der Beter, der durch alle Jahrtausende geht. Er ist denen weit überlegen, die nicht mehr beten. Diese Menschen sind zutiefst zu bedauern, die nicht wissen, dass wir beten sollen, dass wir beten dürfen. Die Menschen aller Zeiten haben sich an Gott oder an die Götter gewandt. Sie haben das Numinose in der Natur gespürt, sie haben eine Ahnung gehabt, dass hinter dem irdischen Geschehen eine Macht steht, an die sie sich wenden müssen. Die Menschen der Vergangenheit haben die Macht des Transzendenten gespürt und sich vor ihr verneigt. Nicht Unkenntnis der Naturgesetze hat sie zur Anbetung geführt, sondern die Ahnung des Schöpfers der Natur. Es mag das alte Heidentum in vielen Dingen in die Irre gegangen sein. Man hat ja auch die Naturgewalt vergötzt, die Sonne etwa. Man glaubte an einen Sonnengott. Es ist viel Irrtum, es ist viel Aberglaube gewesen, und doch werden diese Menschen als Ankläger gegen diejenigen aufstehen, die an nichts glauben. Der Knabe, der mit der Prozession durch die Felder zieht und stolz das Kreuz trägt vor der Prozession, dieser Knabe triumphiert über diese Anbeter des Nichts. Es ist nicht richtig, wenn man sagt: Die Sonne scheint. Es regnet. Wir müßten eigentlich sagen: Gott läßt die Sonne scheinen. Gott läßt Regen fallen.

Uns ist befohlen zu beten. Der Herr hat uns den Befehl gegeben, den himmlischen Vater auch um die alltäglichen Dinge des Lebens zu bitten, auch um das tägliche Brot. Wer betet, ist also Gott gehorsam. Das Gebet ist Dienst, ist Pflicht. Wer nicht betet, versäumt seine erste und oberste Pflicht gegenüber Gott. Warum sollen wir beten? Gott will geben, aber er will gebeten sein. Der Mensch soll seine Abhängigkeit von Gott bekennen, er soll sein Angewiesensein auf Gott aussprechen, er soll sich seinsgerecht verhalten, und seinsgerecht verhält man sich nur, wenn man sich an den Geber aller Gaben wendet. „O Gott, von dir kommt alles Gute“, so haben wir heute im Kirchengebet gebetet. „O Gott, von dir kommt alles Gute.“ Seinsgerecht verhält sich der Mensch, wenn er sich als Geschöpf gegenüber seinem Schöpfer versteht. Der Herr hat uns befohlen zu beten. Er hat aber auch seinen Namen verpfändet, dass wir bei unseren Gebeten erhört werden. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er es euch geben.“ Hier haben wir jetzt den entscheidenden Satz gehört: „Wenn ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er es euch geben.“ Wir müssen unsere Gebete im Namen Jesu zu Gott richten. Was heißt das? Das heißt ein Sechsfaches.

Erstens, dass wir uns bei unserem Beten auf Jesus berufen. Wir sind seine Brüder, seine Schwestern. Wir gehören zu ihm. Wir sind die Schäflein seiner Weide, und wir müssen also mit ihm und durch ihn den Vater im Himmel bitten. Deswegen, achten Sie bitte darauf, werden so viele Gebete in der heiligen Messe beendet mit „durch unseren Herrn Jesus Christus“. Er trägt sie zum Vater. Wir beten nicht allein, wir beten in Vereinigung mit Jesus Christus. Wir gehen an der Hand Christi zum himmlischen Vater. Wir gehen also nicht allein, denn wir sind seine Jünger und seine Jüngerinnen.

Was bedeutet im Namen Jesu beten zweitens? Wir müssen in der Gesinnung Jesu beten. Das bedeutet, wir dürfen nur solche Gebete vorbringen, die würdig sind, vor Gott gebracht zu werden. Am 4. Sonntag nach Ostern flehen wir im Kirchengebet: „O Gott, laß uns lieben, was du befiehlst, und ersehnen, was du versprichst.“ Das sind die richtigen Gebete. Lieben, was du befiehlst, und ersehnen, was du versprichst. Wer so betet, wird sicher erhört. Wir dürfen also nur solche Bitten vorbringen, die Jesus gewillt ist, dem himmlischen Vater vorzutragen. Wir kennen seine Gesinnung. Er hat uns in seinem Leben und in seinem Reden seine Gesinnung geoffenbart. Nicht in dieser Gesinnung gebetet oder gebeten haben die beiden Apostel Johannes und Jakobus. Der Herr befand sich auf dem Marsch nach Jerusalem, auf dem Todesmarsch. Da schickten sie ihre Mutter vor, die Salome, und sie bittet für ihre beiden Kinder, sie sollen die Ehrenplätze im Reiche Jesu einnehmen, der eine rechts, der andere links. Sie sollen Minister werden, Importzigarren rauchen, eine Dienerschaft haben. Der Heiland sagt ihnen: „Ihr wißt nicht, worum ihr bittet.“ Das war die schärfste Abweisung, die man sich denken kann: „Ihr wißt nicht, worum ihr bittet.“

Im Namen Jesu beten heißt drittens so beten, wie Jesus gebetet hat. Und wie hat er gebetet? Nun, in Ergebung, in Ergebung gegen Gottes Willen. Sein Maßstab des Gebetes, seine Norm des Gebetes hat er uns am Ölberg geoffenbart in der Stunde, wo die Qual vor ihm stand und wo er betete, es möge dieser Leidensbecher an ihm vorübergehen, „doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Das muss

bei jedem Gebet dabei sein: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Die Zeitgenossen Jesu haben das begriffen. Einmal kam ein Aussätziger zu ihm. Er bat ihn, fiel auf die Knie und sagte: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ „Wenn du willst“, sagte er. Es kommt also auf das Wollen an. „Wenn du willst, kannst du mich gesund machen.“ „Wenn du willst, kannst du mich arbeitsfähig erhalten – wenn du willst!“

Eine meiner Studentinnen betete jahrelang, sie möge einen guten, katholischen Mann kennenlernen. Ihr Gebet wurde erhört. Sie lernte einen guten, katholischen Mann kennen, einen Doktor der Chemie aus Ludwigshafen. Die beiden heirateten, bekamen Kinder. Sie waren anwesend am 3. April bei meinem Jubiläum.

Im Namen Jesu beten, das verlangt, dass wir viertens einstimmen in die Pläne und Absichten Gottes. Wir kennen nicht jeden Entschluß Gottes, aber wir wissen um seine Konzeption der Welt. Er will die Welt, er will die Menschen zum Heile führen. Und deswegen müssen wir beten in der Ordnung des Heils, d.h. wir müssen uns einfügen in den Plan, den Gott mit der Welt und mit uns hat. Dieser Plan zielt letztlich und endlich auf das Eingehen in den Himmel. Deswegen stehen auch im Vaterunser die drei ersten Bitten voran. Denn wann kommt das Heil? Wenn der Name Gottes verherrlicht wird, wenn sein Wille geschieht, wenn sein Reich erscheint, dann kommt das Heil.

Im Namen Jesu beten bedeutet fünftens beharrlich beten. Wir müssen im Gebet ausharren, nicht bloß hin und wieder, sondern immer und allezeit. Der Herr hat einmal ein merkwürdiges Gleichnis erzählt von einem gottlosen Richter, der ungerecht richtete. Aber weil ein Klient, weil ein vor dem Gericht Erscheinender ihm keine Ruhe ließ, hat er ihm dann doch Recht verschafft. Damit will er ausdrücken: Wir müssen allezeit beten und dürfen nicht nachlassen. In seiner Rede vom Ende der Welt hat der Herr noch einmal eingeschärft: „Betet allezeit! Wachtet allezeit, damit ihr imstande seid, all dem, was bevorsteht, zu entgehen und vor den Menschensohn zu treten.“ Die christliche Gemeinde hat sich an diese Weisung des Herrn gehalten. Als Petrus im Gefängnis war, betete die Gemeinde in Jerusalem „ohne Unterlaß“, ohne Unterlaß. Und der Apostel Jakobus schreibt in seinem Briefe: „Viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten.“ Das beharrliche Gebet des Gerechten.

Und schließlich sechstens verlangt das Gebet im Namen Jesu, dass wir vertrauensvoll beten. Unser Vertrauen richtet sich auf die Allmacht und die Barmherzigkeit Gottes. Weil er allmächtig ist, kann er helfen; weil er barmherzig ist, will er helfen. Wer vertrauensvoll betet, nimmt Gott ernst. Der Herr hat uns zu vertrauensvollem Gebete aufgerufen. Einmal sagte er einen Satz, vor dem wir fast erschrecken: „Wer zu diesem Berge sagt: Hebe dich hinweg und stürze dich ins Meer, wenn er nur glaubt, dass es geschehen wird, wird dieser Berg sich wegheben und sich ins Meer stürzen.“ Ich glaube, dass das Wort nicht wörtlich zu verstehen ist. Es ist nur ein sehr starker Ausdruck für die Aufforderung, an Gottes Macht und Güte zu glauben und darauf zu vertrauen. An anderer Stelle heißt es: „Alles, was ihr im Gebet begehrt, glaubet nur, dass ihr es erhalten werdet, so wird es euch werden.“

Das sind die sechs Erfordernisse, meine lieben Freunde, für ein menschliches Gebet im Namen Jesu. Jetzt wollen wir noch einmal ganz kurz zum Schluß die andere Seite betrachten, nämlich die Seite Gottes. Wie ist es um die Erhörungswilligkeit Gottes bestellt? Das möchte ich in drei Sätzen zusammenfassen.

Erstens: Gott erhört, wenn er will. Er ist bei seiner Erhörungswilligkeit nur an sein eigenes Wesen gebunden. Er ist und bleibt der souveräne Herr. Souveränität heißt, dass er frei ist in seinen Entschlüssen und sich von niemandem bestimmen läßt. Der Mensch darf und soll Gott bitten. Aber er kann ihn nicht zwingen. Gott läßt sich vieles erbitten, aber er läßt sich nichts abzwingen. Es gibt keinen Automatismus der Erhörung.

Zweitens: Gott erhört, wie er will. Das heißt, er bestimmt Weg und Ziel der Erhörung. Wir müssen Gott die Weise der Erhörung überlassen. Er läßt sich die Wege seiner Vorsehung nicht von den Menschen vorschreiben. So hoch der Himmel erhaben ist über die Erde, so erhaben sind Gottes Gedanken über die Gedanken der Menschen. Gott hat Gesichtspunkte bei der Regierung der Welt, die uns unbekannt sind.

Drittens: Gott erhört, wann er will. Manches wird nicht verweigert, aber aufgeschoben, so dass es zu gebührender Zeit gegeben wird. Gottes Uhren ticken anders als die unsrigen. Der bayerische Dich-

ter Waggerl hat einmal den schönen Satz geschrieben: „Gott kommt mit seiner Erhörung häufig eine Viertelstunde später, als wir meinen, um unseren Glauben zu erproben.“

Gott, der für das Wachsen und Gedeihen der Feldfrüchte den Schweiß und den Fleiß der Menschen will, Gott will auch unser demütiges Flehen. Gott selbst hat den Menschen am Anfang und von Anfang an aufgerufen, dass er im Chor der sichtbaren Schöpfung als Wortführer seine Stimme erhebt. „O Gott, laß uns lieben, was du gebietest, und ersehnen, was du versprichst“, so haben wir vorigen Sonntag gebetet. Lieben, was du gebietest, ersehen, was du versprichst, „auf dass unsere Herzen inmitte des Wechsels der irdischen Dinge dort verankert sind, wo die wahren Freuden sind“.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Ankündigung des Reiches Gottes

02.06.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der glorreichen Aufnahme unseres Heilandes in den Himmel Versammelt!

Das Lukasevangelium berichtet von mehreren Erscheinungen des Auferstandenen. Die Apostelgeschichte, die ja vom selben Verfasser stammt, ergänzt diese Ausführungen, vor allem durch den Hinweis, dass Jesus den Seinen 40 Tage hindurch erschien, nicht mehr und nicht weniger. 40 Tage hindurch haben die Erscheinungen des Herrn angehalten. Das ist kein Widerspruch zu den Nachrichten der übrigen Zeugen der Auferstehung Jesu. Auch Matthäus berichtet von einer Erscheinung in Galiläa, die also mindestens mehrere Tage nach der Auferstehung geschehen sein muss. Johannes berichtet von einer Erscheinung acht Tage nach Ostern, und Paulus berichtet von mehreren Erscheinungen, die eben in diese Zeit der 40 Tage fallen. Jesus hat nach seiner Auferstehung den Verkehr mit den Seinen in gewisser Hinsicht aufgenommen, aber nicht so wie vorher. Er kam nicht von einem bestimmten Wohnort auf der Erde zu den Jüngern, sondern er erschien ihnen plötzlich, unerwartet, bei verschlossenen Türen, bald in Jerusalem, bald in Galiläa. Es gibt keinen Aufenthaltsort auf Erde, den Jesus in diesen 40 Tagen bezogen haben sollte.

Diese Feststellung ist deswegen nicht unerheblich, weil manche Erklärer der Heiligen Schrift fragen, wo sich Jesus in den 40 Tagen nach der Auferstehung aufgehalten hat. Die Antwort lautet: Nirgendwo, nirgendwo auf Erden. Kein Evangelist macht eine Andeutung, dass Jesus das frühere gemeinsame Leben mit den Jüngern wieder aufgenommen hat. Alle berichten, dass er plötzlich – plötzlich! – unter ihnen erschien. Er war in diesen 40 Tagen weder bei ihnen noch anderswo. Das Wort „erscheinen“ schließt ein dauerndes Bleiben in den 40 Tagen aus.

Das irdische Leben Jesu galt allen Bewohnern der Orte, in die er auf seinen Wanderungen kam. Die Erscheinungen galten nur seinen Jüngern. Ihnen hat er sich nach seinem Leiden durch viele Beweise als lebend bezeugt. Das war sicher der Hauptgrund für das Erscheinen in den 40 Tagen. Er wollte ihnen Beweise liefern, Beweise für seine wirkliche, leibhaftige Auferstehung. Und deswegen hebt Lukas immer wieder hervor: Er aß mit ihnen. Also die Erscheinungen waren kein Hirngespinnst, keine Halluzination, sondern eine wirkliche, lebendige Lebensaufnahme mit den Jüngern. Er wollte sie überzeugen von der Wirklichkeit seiner Auferstehung.

Er gab ihnen aber auch Belehrungen. Lukas sagt uns, worin sie bestanden. Er belehrte sie über das Reich Gottes. Wir alle beten ja täglich um das Kommen dieses Reiches: „Dein Reich komme!“ „Zu uns komme dein Reich!“ Das zeigt, dass das Reich noch nicht da ist. Wenn es erst kommen soll, kann es noch nicht da sein. Das Reich Gottes ist also eine zukünftige Wirklichkeit. Sie kommt erst mit der Parusie, mit der Wiederkunft Christi, und sie wird durch die Scheidung der Bösen und der Guten, durch das Gericht eröffnet. Freilich ist das Reich Gottes nicht in jeder Hinsicht zukünftig. Es ist schon gegenwärtig im Wirken Jesu und seiner Jünger. Es ist noch nicht in Herrlichkeit enthüllt, aber es ist auch nicht völlig verborgen. Es ist noch nicht in Macht erschienen, aber keineswegs nur in Schwäche da. Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Es bricht an in der Überwindung der Teufels- und der Dämonenherrschaft durch Jesus. Mit ihm und seinem Wirken bricht die Gottesherrschaft an, denn er ist ja der verheißene, der gottgesandte Messias.

Das Reich Gottes ist wesentlich übernatürlich, kein irdisches Reich, ein himmlisches Reich, für Menschen unverfügbar. Gott gibt es, Gott schenkt es, und die Menschen empfangen es, nehmen es entgegen. Man kann deswegen nur um das Kommen des Reiches beten: „Dein Reich komme!“ „Zu uns komme dein Reich!“ Die Kirche ist mit dem Reiche Gottes nicht identisch, aber sie ist auf das Reich Gottes hingebunden. Sie ist gewissermaßen der Herold und in gewisser Hinsicht sogar der Beginn des Reiches Gottes auf Erden. Die Zugehörigkeit zur Kirche, also zu der von Christus gestifteten

Heilsgemeinde, ist die Voraussetzung dafür, dass man in das Reich Gottes eingehen wird. In der Kirche sammeln sich die Auserwählten. In der Eucharistiefeier halten sie Ausschau nach dem Reiche: „Wir verkünden seinen Tod und seine Auferstehung, bis er wiederkommt.“

Worüber belehrte der Herr während der 40 Tage seine Jünger? Nun, gewiß auch über die Notwendigkeit und Schriftgemäßheit seines Todes, wie wir es ja von Emmausjüngern wissen. Was Jesus widerfuhr, war nicht ein Mißgeschick, ein Unfall, ein Verhängnis. Was ihm geschah, das hatte seinen Grund im Willen des himmlischen Vaters. Wenn der himmlische Vater den Sohn, den geliebten Sohn in Nacht und Tod hineinschickte, dann hatte er eine doppelte Absicht. Er wollte einmal das Grauen der Sünde den Menschen vorhalten. Dass der Allerreinste, der Unschuldige so bitter leiden mußte, das sollte den Menschen ständig vor Augen führen, was sie Gott antun, wenn sie sündigen. Es sollte aber das schmerzhaft Leiden des Herrn auch die abgründige Barmherzigkeit des himmlischen Vaters den Menschen offenbaren. „Den Knecht zu erlösen, gabst den Sohn du dahin.“ Das ist das Geheimnis des Leidens Jesu: „Den Knecht zu erlösen, gabst den Sohn du dahin.“ Der Herr unterrichtete die Jünger in den 40 Tagen auch über die Zukunft. Er wußte, seine Sendung ist mit Tod und Auferstehung abgeschlossen. Jetzt beginnt die Sendung der Jünger. Sie sollen sein Heil und seine Botschaft weitertragen. Er hat ja den Bereich von Palästina kaum überschritten. Die Jünger sollen die Heilsbotschaft bis an die Grenzen der Erde tragen. Damit erfüllt sich ein Zitat aus dem Buch des Propheten Isaias: „Ich habe dich zum Lichte eingesetzt, damit du ihnen zum Heile seist bis an die Grenzen der Erde.“ Eben das erklärt der Heiland in den 40 Tagen seinen Jüngern. Sie sollen sich nicht auf das jüdische Land beschränken, sie sollen hinausgehen und alle Völker, also auch die Heidenvölker, bekehren und zu seinen Schülern machen.

Und noch etwas erklärt er ihnen: Sie werden nicht allein sein mit dieser schweren Botschaft. Sie werden die Kraft von oben empfangen, den Heiligen Geist. Die Aufgabe, die ihnen zukommt, ist eine hohe, schwere, übernatürliche, gottgegebene. Sie kann daher nur mit übernatürlicher Kraft erfüllt werden. Und Jesus macht sie gewiß, daß sie nicht allein in die Weiten der Welt ausgesandt werden. „Ihr werdet in wenigen Tagen mit dem Heiligen Geist getauft werden.“ Christliche Mission ist Zeugnis im Heiligen Geiste. Ohne den Geist kann man Agitation und Propaganda betreiben, aber Mission nach dem Willen Gottes kann man nur im Heiligen Geiste durchführen. Denn der Geist legt Zeugnis ab von Christus, und die menschlichen Zeugen sind nur seine Werkzeuge.

Der Herr scheidet nun endgültig von seinen Jüngern. So, wie sie ihn während seines irdischen Lebens und selbst während der 40 Tage erfahren haben, werden sie ihn nicht mehr erleben; denn er geht zum Vater. Von der Himmelfahrt Jesu berichtet an erster Stelle Lukas, und zwar in beiden Büchern, die er geschrieben hat, im Evangelium und in der Apostelgeschichte. Wir haben es ja vernommen, das Zeugnis aus der Apostelgeschichte, wie der Herr vor ihren Augen emporgehoben wurde in einer lichten Wolke und die Wolke ihn ihren Blicken entzog. Aber auch Markus, und dessen Evangelium haben wir vorhin gehört, auch Markus berichtet die Himmelfahrt. „Nachdem der Herr Jesus mit ihnen geredet hatte, wurde er in den Himmel aufgenommen und sitzt jetzt zur Rechten Gottes.“ Auch Paulus setzt die Himmelfahrt voraus. Wenn er von der „Erhöhung“ spricht, dann meint er immer die Herauskunft aus dem Grabe, also die Auferstehung vom Tode, und die Hineinnahme in die Herrlichkeit des Vaters. Die Erhöhung ist ein zweigestufter Vorgang: Überwindung des Todes und Verklärung in der Herrlichkeit Gottes.

Jesus ist sogleich nach seiner Auferstehung in den Himmel versetzt worden. Das Erwecken vom Tode und die Versetzung in den Himmel gehören zusammen, machen die Erhöhung Jesu aus. Vom Himmel her ist er den Jüngern 40 Tage lang erschienen. So erklärt sich die Frage, wo Jesus in den 40 Tagen gewesen ist. Im Himmel! Er ist immer vom Himmel erschienen, wenn er zu den Jüngern kam. Das ergibt sich auch aus anderen Bemerkungen im Evangelium. Zu Maria Magdalena sagt nämlich der Herr: „Rühr mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater!“ „Rühr mich nicht an“. das heißt, sie soll nicht zu seinen Füßen niederfallen, „denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater.“ Das bedeutet doch, dass Jesus aus dem Grabe erstanden ist, aber noch nicht in die himmlische Herrlichkeit zurückgekehrt ist. Zur vollen Verherrlichung gehört die Rückkehr zum Vater, und dorthin will er gehen, und dorthin ist er auch im Begriff, zu gehen. Und deswegen sagt er: „Rühr mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater.“ Deswegen soll ihn Maria Magdalena auch

nicht festhalten; manche übersetzen nämlich das Wort: „Halte mich nicht fest!“ Durch seine Auferstehung ist Jesus in die himmlische Daseinsweise eingetreten. Sie erlaubt die Wiederaufnahme der alten, vertrauten Beziehungen nicht. Und dann fährt er fort und gibt Magdalena den Auftrag, zu den Brüdern zu gehen und ihnen eine Botschaft auszurichten. Sie lautet: „Ich gehe hin zu meinem und zu eurem Vater, zu meinem und zu eurem Gott.“ Dieser Auftrag ist nur dann sinnvoll, wenn er eben jetzt zum Vater hinaufsteigt, bevor er den Jüngern erscheint. Er kommt zu den Jüngern als der, welcher zum Vater aufgestiegen ist. Er kommt vom Himmel, vom Vater, in den Erscheinungen zu den Jüngern.

Das letzte Hinaufgehen zum Vater unterscheidet sich allerdings von den früheren Fällen der Rückkehr zum Vater. Nämlich früher, während der 40 Tage, erschien er den Jüngern und verschwand. Er entglitt ihren Blicken. Bei letzten Mal, bei der letzten Heimkehr zum Vater, bei der Himmelfahrt, die wir heute begehen, wurde er sichtbar in den Himmel aufgenommen. Die Himmelfahrt ist die letzte Auffahrt zum Vater, sie ist der Abschluß der Erscheinungen.

Manche haben Schwierigkeiten mit der Aufnahme Jesu in den Himmel. Sie haben vielleicht vor Jahrzehnten gehört, wie der russische Raumfahrer Gagarin angeblich erklärt hat, er sei ins Weltall gefahren, aber Gott habe er nicht angetroffen. Das ist gar keine Schwierigkeit, die uns in Verlegenheit versetzen kann, meine lieben Freunde. Das Wort Himmel wird in doppeltem Sinne gebraucht. Einmal besagt Himmel im kosmologischen Sinne das Firmament, das wir über uns sehen, also das Gewölbe, das scheinbare Gewölbe, das sich über dem Horizont eines Beobachters aufspannt, den Ort der Vögel, der Wolken und der Sterne. Wie viele Milliarden von Gestirnen es auch geben mag, sie alle gehören zu dem, was wir den Himmel im kosmologischen Sinne nennen. Der Himmel, in den Jesus aufgefahren ist, ist ein anderer. Es ist der Himmel im theologischen Sinne; es ist die Existenzweise Gottes. Beides sind völlig verschiedene Wirklichkeiten. Das Hinauffahren in die Höhe ist wirklich. Jesus ist wirklich in die Höhe hinaufgefahren, um zu zeigen, dass er eben nicht in die Hölle verbannt worden ist, die unten ist, sondern dass er in den Himmel hinaufgefahren ist, der oben ist. Aber das sind nur Vorstellungen, Hilfsvorstellungen, weil wir eben ohne Vorstellungen überhaupt nichts aussagen können. Er will nicht damit sagen, dass er an einen bestimmten Ort im Weltall erhoben worden ist. Nein, er will nur ausdrücken, dass er in die Daseinsweise des Hellen und Lichten, des Hohen und Erhabenen eingesetzt worden ist. Seine Erhöhung ist die Erhebung in die Teilhabe an der Wirklichkeit Gottes, die Erhöhung zur Teilhabe an der Existenzweise Gottes. Der Himmel, in den der Herr entrückt wurde, ist die Gott eigene, Gott vorbehaltene Wirklichkeit. Sie liegt jenseits jeder Erfahrung. Und deswegen nennen wir die Daseinsweise Gottes transzendent. Das bedeutet: Gott ist überweltlich und unerfahrbar. Soweit die Raumschiffe auch dringen möchten, sie werden Gott niemals antreffen, denn Gott ist nicht dort, wo die Raumfahrer sich hinbegeben. „Gott wohnt in unzugänglichem Lichte“, heißt es im 1. Timotheusbrief, in „unzugänglichem Lichte“, also in einem Lichte, das uns nicht zugänglich ist.

Es macht geradezu die Göttlichkeit Gottes aus, dass er in einer Wirklichkeit lebt, die alle irdischen Möglichkeiten übersteigt. Gottes Unendlichkeit überragt alles Endliche. Es ist deswegen lächerlich, die Raumfahrt in Verbindung mit Gott zu bringen. Wie weit die Sonden und Raumschiffe auch vordringen mögen, sie bleiben stets im Bereich der geschaffenen Wirklichkeit. Sie dringen niemals in die unerschaffene Existenzweise Gottes ein. Der deutsche Astronaut Thomas Reiter, ein gläubiger katholischer Christ, war mehrere Monate unterwegs mit der Raumstation MIR, mit der russischen Raumstation. Er kam zurück und sagte: Ich sehe nur alles bestätigt, was ich im Katechismus gelernt habe. Er ist also überhaupt nicht in Verlegenheit gekommen, weil er ja gar nicht Gott dort erwartet hat, wo die Raumschiffe sich bewegen. Wer die Raumfahrt mit Gott in Verbindung bringt, der zeigt sein Unverständnis von Wesen und Wirklichkeit Gottes.

Jesus wird nicht immer, meine lieben Freunde, der Welt entrückt bleiben. Er wird eines Tages aus der Herrlichkeit des Vaters aufbrechen und der Welt erscheinen. Seine zweite Ankunft, von uns Parusie genannt, wird anders sein als die erste. Die erste Ankunft geschah in menschlicher Weise, in Armut und Ohnmacht. Die zweite wird eine Ankunft in Macht und Herrlichkeit sein. Die erste Ankunft galt nur einer kleinen Zahl von Menschen, die eben im Umkreis seines Wirkens lebten. Die zweite Ankunft gilt allen Menschen und wird von allen Menschen wahrgenommen werden. Dann erfüllt sich

das, was der Apostel Johannes in der Apokalypse schreibt: „Siehe, sehen wird ihn jedes Auge, auch die, die ihn durchbohrt haben.“ Alle werden ihn sehen, die Ungläubigen und die Zweifelnden, die Feinde und die Widersacher, die Hetzer und die Verführer, die Demagogen und die Agitatoren, „die Hunde, die Zauberer, die Unzüchtigen, die Mörder, die Götzendiener“, so zählt sie nämlich Johannes auf, sie werden ihn sehen.

Auch wir werden ihn sehen. Dann wird unser Glaube gerechtfertigt, dann wird unsere Hoffnung erfüllt, dann wird unsere Geduld gekrönt, dann werden unsere Leiden belohnt, dann hört die höhnische Frage auf: Wo ist denn euer Gott? Denn dann ist Gott alles in allem.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Kirche, Verkündigerin der apostolischen Lehre

05.06.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Auch ihr werdet Zeugnis von mir ablegen, weil ihr von Anfang an bei mir waret.“ Und der Herr hat diese Verheißung befestigt durch den Befehl: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Die Apostel sind hingegangen, und sie haben alle Völker gelehrt, soweit es in ihrer Kraft stand. Ihre Lehre, die apostolische Lehre, ist die Grundlage, auf der die Kirche steht. Wir bekennen unsere Kirche als die apostolische, und das heißt in erster Linie, dass sie auf die Apostel zurückgeht, dass sie auf dem Grund angelegt ist, den die Apostel gelegt haben, auch auf dem Glaubensgrund. Die Kirche hat immer gelehrt: Die Offenbarung Christi ist mit dem Tode des letzten Apostels abgeschlossen. Was nachher kommt, ist keine öffentliche Offenbarung Christi mehr, keine verbindliche, keine für alle geltende. Die Offenbarung Christi ist mit dem Tod des letzten Apostels abgeschlossen.

Als apostolische Kirche, als auf dem Grund der Apostel erbaute Kirche ist die Kirche in die Welt hineingeschritten und legt sie von Christus Zeugnis ab im apostolischen Geiste, im apostolischen Eifer, in apostolischem Todesmut. „Wir haben den Herrn gesehen“, sagten die Apostel nach den Erscheinungen. „Wir haben den Herrn gesehen.“ Dasselbe kann die katholische Kirche sagen: „Ich habe den Herrn gesehen.“ Denn sie war schon in den Aposteln da, lebendig, in sich vollendet. Das Bild Christi, das die Apostel der Kirche überliefert haben, hat sich nicht geändert. Sie bekennt heute wie gestern: Christus ist der leibhaftige Sohn Gottes. Er ist der natürliche Sohn Gottes, nicht der angenommene, wie der Adoptianismus behauptete. Er ist einer aus der Dreifaltigkeit, nicht ein zweiter Gott, nicht ein minderer Gott, wie der Arianismus wollte. Nein, die Kirche hat gegen alle Irrlehren die Wahrheit von Christus machtvoll verteidigt, seine gottmenschliche Ehre hochgehalten. Jede Irrlehre hat sie zur klareren Feststellung des Wesens Christi gezwungen. Das war die ungewollte Folge der Irrlehren.

Und nicht nur durch die Lehre hält sie das Gedächtnis an Christus wach, auch durch die Feste. Wir haben soeben das Fest der Himmelfahrt Christi begangen. Dieses Fest bewahrt die Kirche mit eiserner Konsequenz. Nicht alle, die sich Christen nennen, tun das gleiche. Vor wenigen Tagen hat der oberste Protestant in Deutschland, der frühere Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Wolfgang Huber, erklärt, die evangelische Kirche verstehe sich als eine durch die Aufklärung und Moderne hindurchgegangene Kirche, während die katholische Kirche im Mittelalter stehen geblieben sei. Was Huber über den Protestantismus sagt, stimmt. Die evangelische Kirche ist durch die Aufklärung und durch die Moderne geprägt. Aber man muss dann gleich hinzusagen: Und darüber hat sie das Erbe der Apostel verloren. Es ist dahin gekommen, dass evangelische Theologen grundwesentliche Inhalte des apostolischen Glaubens leugnen – wie die leibhaftige Auferstehung und die glorreiche Himmelfahrt Jesu. Man fragt sich dann, wie sie noch am apostolischen Glaubensbekenntnis festhalten können. Diese Frage hat man einmal an einen der modernen, einen berühmten evangelischen Theologen gerichtet: Wie können Sie noch das Glaubensbekenntnis, das apostolische, festhalten? Sollte man es nicht abschaffen? „Nein“, sagte er, „nicht abschaffen, interpretieren!“ Das heißt umdeuten. Nicht abschaffen, sondern interpretieren. Das heißt umdeuten! Den eigentlichen Inhalt vertauschen durch einen Pseudoinhalt, der den Menschen von heute eingeht.

Der Rationalismus der Aufklärung verwarf die Himmelfahrt Christi und ließ sie nur als Dichtung, als Legende, als mythische Aussage gelten. Die liberale Theologie im Protestantismus folgte dieser Einschätzung. Der vielgerühmte evangelische Theologe Schleiermacher, dessen Werke ja jetzt neu aufgelegt werden, meinte – ich zitiere wörtlich: „Die Tatsachen der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi sowie die Vorhersagung seiner Wiederkunft können nicht als eigentliche Bestandteile der Leh-

re von seiner Person aufgestellt werden.“ Ich wiederhole noch einmal diesen Satz: „Die Tatsachen der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi sowie die Vorhersagung seiner Wiederkunft können nicht als eigentliche Bestandteile der Lehre von seiner Person aufgestellt werden.“ Das heißt, man kann die Auferstehung und die Himmelfahrt wegfällen lassen, und es ändert sich dann nichts Entscheidendes an dem Bild Christi.

Nach dem evangelischen Theologen Adolf von Harnack, dessen Bücher ebenfalls immer wieder aufgelegt werden, stehen Aussagen wie die Jungfrauengeburt und die Himmelfahrt Jesu mit der ursprünglichen Verkündigung des Evangeliums in Widerspruch. Es sind also unbeachtliche Zusätze. Die evangelischen Theologen Gogarten und natürlich Bultmann scheidet die Himmelfahrt aus dem Glaubensbekenntnis aus.

Wahrhaftig, die evangelische Kirche ist durch die Aufklärung hindurchgegangen und hat sich von ihr bestimmen lassen. Huber sagt weiter, die evangelische Kirche sei auch durch die Moderne hindurchgegangen. Die Moderne hat ebenfalls ihre Spuren hinterlassen. Die Modernen, nun, das ist der Atheismus, das ist der Nihilismus. Sein Prophet heißt Friedrich Nietzsche. Theologen greifen diese Ideologien auf und entwerfen die „Gott-ist-tot-Theologie“. Gott-ist-tot-Theologie. Der Gottestheismus mit seiner radikalen Transzendenz und seiner unerfahrbaren Weltferne sei überholt und abgetan. Nach dem Tode Gottes sei nur noch eine Theologie auf atheistischer Grundlage möglich, eine Theologie auf atheistischer Grundlage. Die evangelische Theologin Dorothee Sölle erklärt – ich zitiere wörtlich: „Atheistisch an Gott glauben heißt ohne die supranaturale, überweltliche Vorstellung eine himmlischen Wesens auszukommen. Gott ist eine bestimmte Art, da zu sein. Gott geschieht in dem, was zwischen Menschen geschieht.“ Ich wiederhole noch einmal: „Gott ist eine bestimmte Art, da zu sein. Gott geschieht in dem, was zwischen Menschen geschieht.“

Ich hatte einen Theologen, einen Theologenkollegen in der evangelischen Fakultät in Mainz namens Herbert Braun. Dieser Herbert Braun sagte wörtlich: „Gott ist eine bestimmte Art der Mitmenschlichkeit. Er ist das Woher meines Gewordenseins und meines Verpflichtetseins vom Mitmenschen her.“ Ich wiederhole: „Gott ist eine bestimmte Art der Mitmenschlichkeit. Er ist das Woher meines Gewordenseins und meines Verpflichtetseins vom Mitmenschen her.“ Wolfgang Huber hat recht, wenn er sagt, dass die evangelische Kirche durch die Aufklärung und durch die Moderne hindurchgegangen ist. Er hat nicht recht, wenn er sagt, die katholische Kirche sei im Mittelalter stehen geblieben. Nein, sie ist nicht im Mittelalter stehen geblieben, sie ist in der Zeit der Apostel stehen geblieben!

Die katholische Kirche ist nicht ein Produkt des Mittelalters. Die katholische Kirche ist die fortlebende Gemeinschaft der Apostel. Sie ist die apostolische Kirche. Sie bekennt Jesus als den Gottessohn wie die Apostel. Sie bekennt sein heiliges Leben, sein qualvolles Sterben, seine glorreiche Auferstehung und seine Himmelfahrt. Die katholische Kirche läßt nicht daran rütteln, und wenn sich noch so viele von ihr abwenden. Das ist der Unterschied zwischen einer Kirche, die der Heilige Geist in alle Wahrheit einführt, und einer Gemeinschaft, die es den Menschen recht machen will. Das ist der Unterschied.

Gewiß hat sich das Glaubensgut unserer Kirche angereichert. Die Irrlehren zwangen sie, die Inhalte des Glaubens begrifflich scharf zu fassen. In ihren Dogmatisierungen wahrte sie das apostolische Erbe und wehrte sie die Verunstaltungen der Irrlehre ab. Gleichzeitig schaute sie näher hin und entdeckte im alten Glauben immer neue Wahrheiten. Denken Sie an die Gestalt Mariens. Sie trat der Kirche immer deutlicher vor Augen, und sie hat erkannt, was in dieser wunderbaren Frau eingeschlossen ist. Sie hat die Höhe ihrer Berufung begriffen und die Erhabenheit ihrer Auserwählung.

Die Kirche hat auch die Macht und die Kraft des Petrusamtes immer besser verstanden. Gerade zur rechten Zeit, zur rechten Zeit, 1870, definierte sie den Universalprimat und die Unfehlbarkeit des Nachfolgers Petri. Es war zur rechten Zeit, auch wenn die Altkatholiken sich damals trennten. Sie hatten unrecht. Die Kirche hat nichts Neues erfunden, sie hat lediglich entdeckt, was immer in ihr war, früher verborgen, jetzt enthüllt, früher eingewickelt, jetzt ausgewickelt, früher enthalten, jetzt entfaltet. Das ist der Begriff der katholischen Dogmengeschichte.

Es sind immer im Laufe der Jahrhunderte Menschen aufgestanden, die das Urchristentum, wie sie es verstanden, wiederherstellen wollten. Sie verwarfen alles, was in späteren Perioden der Kirchengen-

schichte dazugekommen ist. Sie wollten den Zusammenhang mit den Augenzeugen herstellen, indem die den Zusammenhang mit dem Treuhänder der Augenzeugen verwarfen. Die Vorstellungen der Urkirche, die meinetwegen Joachim von Fiore oder die Anhänger der Konstitutionellen in der Französischen Revolution hatten, diese Vorstellungen kommen aus vorgefaßten Begriffen, haben mit der Wirklichkeit der Urkirche nichts zu tun. Die Lehre und die Gnade Christi liegen in der Hand der apostolischen Kirche. Sie hat nichts Wesentliches aufgegeben, und sie hat nichts Wesentliches hinzugefügt. Sie hat auch nichts Wesentliches verdorben, so dass ein Luther kommen mußte. Nein. Durch den Beistand des Heiligen Geistes blieb sie die apostolische Kirche. Die Urkirche ist gegenwärtig in der katholischen apostolischen Kirche.

Als Jesus durch die Himmelfahrt den Seinen entrückt war, fanden die Apostel Trost in der Gesellschaft der Mutter des Herrn. Es wird immer erwähnt, dass jetzt Maria dabei ist im Obergemach und an Pfingsten. Mit welcher Verehrung mögen die Zeitgenossen auf Maria geblickt haben! Schon die Kirche der Märtyrer hat ihr Bild in den Katakomben angebracht. Als dann die Kirche frei wurde, hat man gewaltige Gotteshäuser ihrem Namen, ihrer Person geweiht. Dieselbe Pietät gegen Maria beseelt uns heute noch. Maria ist die Königin der Apostel, und sie ist auch zur Königin der ganzen Christenheit geworden.

„Wenn jemand mich liebt, so wird er meine Lehre halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ So hat der Herr in der Abschiedsstunde den Aposteln verheißen. Seine gnadenvolle Einkehr vollzieht der Herr auch heute noch in sieben mächtigen Zeichen. Die sieben heiligen Sakramente sind das innerliche Wunder der Gnadeneinigung des Herrn mit der Seele. Zwei der sieben Sakramente waren der apostolischen Kirche besonders heilig, die Taufe und die Eucharistie. Durch die Taufe wird heute genau wie gestern der Mensch von den Sünden freigesprochen und in die Gemeinschaft der Geheiligten in seiner Kirche integriert. Er wird mit göttlichem Leben und mit göttlichen Tugendkräften beschenkt. Die Kirche, die durch die Aufklärung hindurchgegangen ist, glaubt bei manchen ihrer Vertreter auf die Taufe verzichten zu können. In Schweden gibt es eine Kirchengliedschaft in der evangelischen Kirche ohne Taufe. Der Getaufte, der sich des göttlichen Lebens freut, kommt zur Gemeinschaft des Brotbrechens am heiligen Tisch des Herrn, am Altar des eucharistischen Opfers. Was uns am Altare gegenwärtig wird und was uns in der Kommunion mitgeteilt wird, meine Freunde, das ist derselbe Christus, der im Abendmahlssaal seinen Jüngern den Leib und das Blut zur Speise und zum Tranke gab. Die Kirche, die durch die Aufklärung hindurchgegangen ist, reicht ihren Anhängern ein haltsleeres Symbol.

Jesus hat in seiner Kirche auch die Grundstruktur einer Hierarchie gelegt. Hierarchie heißt heilige Herrschaft. Er hat eine bestimmte Autorität aufgestellt: „Wer euch hört, hört mich. Wer euch verachtet, verachtet mich.“ Er hat einen Bevollmächtigten, einen höchsten Bevollmächtigten aufgestellt, Petrus ist der Felsenmann, auf dem er seine Kirche erbaut hat. Soviel man sich auch mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit bemüht hat, eine romfreie, eine petrusfreie Kirche ausfindig zu machen, es ist bis auf den heutigen Tag immer neu bewiesen worden, dass alle Gemeinden des Erdkreises den Zusammenhang mit der Kirche Petri, mit dem Bischofssitz des Ersten Apostels, mit seiner Kathedra, gesucht haben, und ebenso, dass die Inhaber des Petrusamtes um ihre Verantwortung gegenüber der Gesamtkirche wußten. Selbst die Irrlehrer der frühen christlichen Jahrhunderte haben den Primat des römischen Papstes bestätigt, indem sie nämlich sein Einverständnis mit ihren Meinungen zu gewinnen suchten.

In der Basilika des heiligen Paulus in Rom sind die Medaillons aller Päpste von Anfang an bis zur Gegenwart an den Wänden angebracht. Wir könnten auch für jeden Bischofsstuhl eine solche Ahnenreihe aufstellen, nur ist sie nicht so leicht aufzufinden und durchzuführen wie für den Bischofsstuhl von Rom. Aber jeder Bischof, jeder gültig geweihte Bischof geht in letzter Linie auf einen Apostel zurück. Auch dadurch ist die Kirche die apostolische Kirche. Wer ohne Sendung, ohne Kontinuität mit der Urkirche durch die Apostel die Bischofsweihe empfangen hatte, der wurde stets als Kurpfuscher in geistlichen Dingen angesehen.

Das wahre Brot Gottes, die wahre Speise Gottes, die heilige Eucharistie, kann keiner weitergeben, der sie nicht aus den Händen der Vorgänger empfangen hat. In der Kirche gilt das Prinzip der Tradition. Tradition besagt die Weitergabe des Empfangenen. Der Apostel Paulus mahnt die Gemeinde in

Korinth, die Heilsbotschaft, die er ihr verkündet hat, genauso festzuhalten, wie er sie ihr verkündet hat. Seine eigene Verkündigung aber hat er nicht erfunden, sondern empfangen. „Ich habe euch nämlich vor allem vorgetragen, was ich auch selbst überkommen habe. Ich habe euch vorgetragen, was ich selbst überkommen habe, nämlich dass Christus für unsere Sünden gestorben ist, dass er begraben wurde und am dritten Tage wieder auferstanden ist.“

Diese Mahnung, die der Apostel an die Korinther gerichtet hat, ergeht auch an uns, meine lieben Freunde: „Ich mache euch, Brüder, aufmerksam auf die Heilsbotschaft, die ich euch verkündet habe. Ihr habt sie angenommen. Ihr steht in ihr fest. Durch sie werdet ihr gerettet, wenn ihr sie so festhaltet, wie ich sie euch verkündet habe, sonst wäret ihr ja vergeblich zum Glauben gekommen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Erkenntnis, Friede und Freude im Heiligen Geist

12.06.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Fest der Geistausgießung Versammelt!

Das Evangelium des heutigen Pfingstsonntags stammt aus den Abschiedsreden des Herrn. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.“ Ein fundamentaler Satz. Wir spüren manchmal schmerzhaft, wie wenig es uns gelingt, Gott so zu lieben, wie wir die Menschen lieben, die uns lieb sind. Das Gefühl will sich nicht einstellen, das wir bei der menschlichen, bei der irdischen Liebe empfinden. Aber der Herr sagt: Das ist gar nicht notwendig. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.“ Im Christentum gehören Liebe und Gehorsam zusammen. Der Gehorsam ist der Erweis der Liebe.

Der Herr fährt dann fort: „Wer mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben, und wir werden uns ihm offenbaren.“ Ein Wort von unergründlicher Tiefe, so dass sich Judas – nicht der Iskariot, sondern der andere Judas – wunderte: „Herr, was ist geschehen“, sagt er, „dass du dich uns offenbaren willst und nicht der Welt?“ Ein Mißverständnis. Der Herr antwortet: „Der Vater und ich, wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ Judas denkt immer noch an eine Thronerhebung auf dieser Welt: Die Garden ziehen hinauf nach Sion. Nein, eine Thronerhebung in den Herzen der Menschen, das ist es, was Gott, was Christus, was der Geist uns verheißt. Im christlichen Herzen, da vollzieht sich die Thronerhebung, die Gemeinschaft mit Gott. Alle im Geiste lebenden Menschen werden eine Wohnung Gottes, und sein Kommen bringt uns die Gaben des Heiligen Geistes. Drei zählt der Herr in seiner Abschiedsrede auf, nämlich die Erkenntnis, den Frieden und die Freude.

Der Heilige Geist ist es, der die Erkenntnis bringt. Als ich ein Student der Theologie war, kaufte ich mir das Alte und das Neue Testament, und zwar übersetzt von einem frommen Kapuziner. Dieser Kapuziner hatte auf die erste Seite dieser Ausgabe des Alten und Neuen Testaments ein Wort geschrieben, das ich nie vergessen habe. Er widmete es nämlich dem Heiligen Geist, der durch die Väter gesprochen hat: „Auf vielfältige und mannigfache Weise hat Gott vormals durch die Propheten gesprochen. In diesen Tagen – in unseren Tagen – hat er zu uns geredet durch seinen Sohn.“ Christus konnte von Gott reden, denn er kannte ihn. Er kam aus dem Herzen des Vaters, er kam aus dem Schoß des Vaters, und deswegen konnte er Kunde geben vom Vater. Niemand hat Gott je gesehen. Der Eingeborene, der Gott ist und im Schoße des Vaters ruht, er hat Kunde von ihm gebracht. Seitdem, meine lieben Freunde, gibt es eine Offenbarungsreligion. Es gibt nur eine Offenbarungsreligion, es ist die christliche. Das Christentum ist die einzige Offenbarungsreligion, die unter diesem Himmel existiert. Kraft der Offenbarung kennen wir Gott, den Schöpfer, den Erlöser, das Ziel aller Wesen.

Es gibt Menschen, die Gott nicht kennen, und andere, die Gott nicht kennen wollen. Die einen sind blind, die anderen verblendet. Wir Christen kennen den wahren Gott, den Gott Jesu Christi. Wir wissen um seine Macht, aber auch um seine Liebe. In Mostar, einer Stadt in Bosnien, unterhielten sich einmal ein Muslim und ein Christ. Der Muslim sagte: „Wie kannst du als Christ glauben, dass Gott in der kleinen Hostie sich verbergen kann?“ Der Christ antwortete ihm: „Ihr Mohammedaner kennt nur seine Macht, ihr kennt nicht seine Liebe!“ Auch andere Religionen behaupten, Gott zu kennen. Aber was ist das für ein Gottglaube, meine lieben Freunde, wo Gott die Menschen, die sich und andere mit einem Sprenggürtel in die Luft sprengen, mit dem Paradies belohnt? Was ist das für ein Gottglaube?

Der Heilige Geist gibt uns die Erkenntnis. Er erinnert uns an alles, was Jesus gesagt hat. Er sorgt dafür, dass es nicht untergeht, dass es nicht vergessen wird, dass es nicht eliminiert wird. Andere Religionen, die sich christlich nennen, reduzieren den Glauben. Sie geben die leibhaftige Auferstehung

Christi preis. Christus ist ins „Kerygma“ auferstanden, ins „Kerygma“, meine lieben Freunde, in die Verkündigung, aber nicht wirklich und leibhaftig. Das sagen evangelische Theologen. Sie eliminieren die Himmelfahrt, weil sie angeblich dem modernen Menschen nicht mehr zuzumuten ist. Wie sagt einer von ihnen: „Man kann nicht elektrisches Licht gebrauchen und in eine moderne Klinik gehen und gleichzeitig an die Wunderwelt des Neuen Testaments glauben.“ Das sagt ein evangelischer Theologe. Ja, was hat denn das elektrische Licht mit der Himmelfahrt Jesu zu tun?

Die Kirche verkündet, dass Christus wahrhaft in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen ist. „Er ist über alle Himmel emporgestiegen.“ Nicht in die Sternenhimmel, nicht da, wo sich die Weltraumfahrzeuge bewegen, sondern „über alle Himmel“, in eine Wirklichkeit, die aller Erfahrungswelt überlegen ist. Wir geraten nicht in Verlegenheit durch die Raumfahrt.

Wir Christen haben die Erkenntnis des Willens Gottes von Christus erfahren. Es ist ein Glück, meine lieben Freunde, den Willen Gottes zu kennen. Wir irren nicht umher, unwissend, ratlos. Wir müssen nicht fortwährend suchen, was wir tun sollen, wir wissen es! Wir wissen es dank der Offenbarung unseres Heilandes. Andere Religionen weichen zurück vor den Verirrungen der Menschen. Der Protestantismus gibt die Ehescheidung frei, er gibt die Abtreibung frei, er gibt die Homosexualität frei zum Wohlgefallen der Herren Wowerit und Volker Beck. Nein. „Dein Gebot, o Gott, macht mich klüger als meine Feinde“, so heißt es im Psalm 119. Das ist der entscheidende Unterschied von unserer Kirche zu allen übrigen: Sie ist die Wirkstätte des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist erinnert und lehrt. Er läßt die Kirche nicht ratlos. Es entstehen ja immer neue Fragen durch Erfindungen der Menschen; es entstehen neue Situationen. Aber die Kirche weiß ihnen zu begegnen, denn sie hat einen Geist, der in sie die Antwort hineinspricht. Denken wir an die Präimplantationsdiagnostik. Man kann schon im Mutterleibe feststellen, ob ein Kind möglicherweise behindert sein wird, und wenn es behindert ist, dann wollen die Anhänger dieser Diagnostik, dass man es im Mutterleib tötet. „Weg mit dem Balg! Auf die Müllkippe!“ Uns, uns allein spricht der Heilige Geist zu: Ein Kind, ein jedes Kind, auch ein behindertes Kind ist eine Gabe Gottes, und der Mensch darf darüber nicht verfügen. Ja, wahrhaftig, das ist das Privileg unserer Kirche.

Der Geist bringt uns die Erkenntnis. Der Geist bringt uns auch den Frieden. Er bringt ihn uns durch die Erkenntnis des Friedensstifters. Der Friedensstifter heißt Jesus von Nazareth. Am Beginn und am Ende seines irdischen Lebens wird uns der Friede zugesprochen. „Friede den Menschen auf Erden“, so heißt es auf den Halden von Bethlehem, so singen und jubeln die Engel. Friede den Menschen auf Erden. Warum der Friede? Weil der Friedensstifter gekommen ist. Jetzt ist er da. Der Friedensfürst, er ist bei uns. Er hat den gegen uns lautenden Schuldschein zerrissen und ans Kreuz geheftet. Er hat die Scheidewand niedergerissen zwischen Gott und den Menschen. Er hat die Feindschaft beendet zwischen Gott und den Menschen. „Seht, das Lamm Gottes, das da hinwegnimmt die Sünden der Welt!“ „Da wir durch den Glauben gerechtfertigt sind, haben wir Frieden mit Gott“, jubelt der heilige Apostel Paulus im Römerbrief. Während seines ganzen Lebens hat der Herr den Menschen den Frieden verkündigt und verschafft. Die Geheilten entließ er mit den Worten: „Gehe hin in Frieden!“ Als der Auferstandene seinen Jüngern erschien, da entbot er ihnen den Friedensgruß: „Friede sei mit euch!“ Er bringt den tiefen religiösen Frieden. Den hat nur, wer mit Gott im Reinen ist. Frieden findet nur, wer seine Schuld bekennt und Nachlaß der Sünden empfängt. Der Friede mit Gott ist an die Versöhnung des Sünders gebunden. „Die Gottlosen haben keinen Frieden“, heißt es beim Propheten Isaias. Die Gottlosen haben keinen Frieden. Ich bestreite nicht, dass manche von ihnen behaupten, sie hätten den Frieden. Sie machen sich etwas vor. Ich behaupte, der Gottlose täuscht sich. Er unterdrückt seine naturhafte Verwiesenheit auf Gott. Er mißachtet das geheime Sehnen seiner Seele, das ihn zu Gott weist. Dass die Gottlosen friedlos sind, zeigt sich darin, dass sie ständig in Unruhe sind. Diese Unruhe äußert sich darin, dass sie die Gottgläubigen nicht in Ruhe lassen können. Sie müssen fortwährend stänkern. Sie müssen vor allem den Verband der Gläubigen, die Kirche, herabziehen und zu schädigen versuchen. Stimmen erheben sich, die Kirche auf die Rechtsbasis eines privaten Vereins herabzustufen. Die Religion soll aus der Öffentlichkeit verdrängt werden. Keine Kreuze im Gerichtssaal, keine Kreuze in den Schulen, kein Gebet in den Schulen, kein Religionsunterricht in den Schulen.

Der Hauptfeind der Gottlosen ist die katholische Kirche. Das ist immer so gewesen. Es ist auch verständlich. Der Satan hält sich an die Profis, nicht an die Amateure. Der Angriff des Satans gegen die Gläubigen ist das Siegel, die Bestätigung unserer Zugehörigkeit zu Christus.

Erkenntnis, Frieden, Freude bringt uns der Heilige Geist. Freude. Der Herr sagt ja, dass die Freude jetzt in ihm ist, weil er heimkehren darf zum Vater. Jetzt ist er den Anschlägen der Menschen entrissen. Jetzt kann ihm niemand mehr etwas tun. Jetzt wird er nicht mehr ans Kreuz geschlagen. Jetzt stirbt er nicht mehr. Er ist in der Herrlichkeit, in der Sicherheit des Vaters. Da wird ihm Ersatz für all das, was ihm die Menschen angetan haben. Beim Vater ist er in Sicherheit, da ist er vor den Gehässigkeiten der Menschen geschützt. Und diese Freude, die er empfindet, weil er zum Vater zurückkehren darf, möchte er auch seinen Jüngern verschaffen. Er möchte sie uns vermitteln. Richtig verstanden, ist das Christentum die Religion der Freude. Es war einmal einer im Gefängnis, und aus dem Gefängnis schrieb er: „Freuet euch im Herrn! Wiederum sage ich euch: Freuet euch!“ Das war der Apostel Paulus, er schreibt es im Philipperbrief. Freuen dürfen wir uns, denn der Herr ist nahe. Christen dürfen sich freuen, weil sie zu Christus gehören. Sie tragen seinen Namen. Sie stehen in seiner Wahrheit. Sie leben in seiner Gnade. Es ist ein unbeschreibliches Glück, getauft zu sein und zu Christus zu gehören.

Man könnte viele Quellen der Freude nennen, die aus der Zugehörigkeit zu Christus quellen. Ich nenne nur zwei. Erstens, es ist eine Freude, Gotteshäuser zu besitzen und zu besuchen. Ich erinnere mich, als junger Mensch war ich in Sachsen, und Sachsen ist ja ein ganz protestantisches Land, zumindest gewesen. Ich war glücklich, ich war glücklich, wenn ich irgendwo eine katholische Kirche fand. Da war ich zu Hause, da war ich geborgen. Schon der alttestamentliche Beter hat gejubelt, wenn er nach Jerusalem reisen und den Tempel besuchen durfte. „Wie freute ich mich über die Kunde: Wir ziehen hinauf zum Hause des Herrn!“ Und der Tempel war ja nur ein Schattenriß der neutestamentlichen Gotteshäuser. Die Menschen brauchen Gaststätten, sie brauchen Turnhallen, sie brauchen Festsäle, aber sie brauchen auch Gotteshäuser, Stätten, die jedem profanen Gebrauch entzogen sind, Räume der Erhebung, Asyle der Anbetung. Nichtkatholiken kommen auch zum Gebet an gottesdienstlichen Orten zusammen. Katholische Kirchen aber sind nicht bloß Versammlungsräume. Katholische Kirchen sind Stätten der Gegenwart Christi. Ob im himmelwärts stürmenden Dom oder im armen Diaporakirchlein, hier ist Heimat, hier ist Geborgenheit, hier ist Gemeinschaft. Hier findet der Christ, der katholische Christ seinen Gott und Heiland. Siehst du die rote Lampe? Sie brennt. Er ist da, der, dem die Welt gehört.

Und noch mehr: Er bleibt auch bei uns. Er kommt in unsere Nähe, er hält Einkehr im gläubigen Menschen. Der Dichter Johannes Sorge, der im Ersten Weltkrieg gefallen ist, hat gedichtet: „Gott wird klein, sinkt dir ein, Menschenherz heißt sein Schrein. Hier wird neu die erste Liebe, Schöpfer küßt brennender Liebe das Geschöpf, das er ersann. Kindlein sein, das ihm entrann. Süß wie die Blüte, die Gott mich behüte.“ Der fromme Beter im Buch von der Nachfolge Christi fragt: „Wer bin ich, dass du dich mir hingibst? Ein Sünder. Wie darf ich es wagen, zu dir zu kommen, ich, ein Sünder, und du der Heilige. Wie kannst du dich herabwürdigen, wie kannst du so gütig sein, zu mir Sünder zu kommen?“

Wahrhaftig, welches Volk hat Götter, die ihm so nahe sind wie unser Gott ist! Obwohl er allmächtig ist, konnte er nichts Besseres geben. Obwohl er allweise ist, wußte er nichts Besseres zu geben. Obwohl er der Reichste ist, hatte er nichts Besseres zu geben. Es ist eine Freude, ein unbeschreibliche Freude, Gott in der heiligen Kommunion begegnen zu dürfen. Wir beten seine Allmacht an, aber wir freuen uns auch über seine Liebe. In diesem Sakrament wird Geisteskraft mitgeteilt, wird in der Seele die verlorene Tugend wiederhergestellt. Hier werden die Sünden geheilt, die Leidenschaften gebändigt, die Versuchungen überwunden, hier wird Gnade eingegossen. Hier werden wir zum Kampfe um die Tugend gerüstet. Hier werden wir befestigt im Glauben, gestärkt in der Hoffnung und entzündet zur Liebe.

Meine lieben Freunde, heute ist das Fest des Heiligen Geistes. Wir sind Träger dieses Geistes. Er wohnt in uns wie in einem Tempel. Er verbindet uns mit dem Vater und dem Sohn. Er leitet und führt uns. Er bleibt bei uns und verläßt uns nicht. Halten wir ihn fest! Ich lasse dich nicht, es sei denn, du segnest mich!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Erfüllt vom Geist des Herrn

13.06.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Man kann in einem richtigen Sinne sagen: Das Christentum ist die Religion des Heiligen Geistes. Christentum und Heiliger Geist gehören untrennbar zusammen. Im Leben Jesu läßt sich das Wirken und das Wesen des Heiligen Geistes deutlich erkennen. Schon bei seiner Empfängnis war der Heilige Geist am Werke. Der Engel verkündete Maria: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. Darum wird auch das Heilige, das aus dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden.“ Was soll dieser Unfug, von Joseph als dem biologischen Vater Jesu zu sprechen? Was soll ein solcher Unfug, wenn der Heilige Geist gewirkt hat, wenn der Heilige Geist geschaffen hat, was in Maria entstanden ist? Und Joseph wurde vom Heiligen Geist belehrt, was er zu verstehen nicht fähig war: „Scheue dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen, denn was sie empfangen hat, das stammt vom Heiligen Geiste.“

Der Heilige Geist ist das Leitmotiv des ganzen Lebens Jesu. Schon seine erste Umgebung war vom Heiligen Geiste erfüllt. Johannes der Täufer, so heißt es, war vom Mutterleibe an vom Heiligen Geiste erfüllt. Und in der Kraft des Heiligen Geistes verkündete er die Bußtaufe und bereitete den Weg dessen, der nach ihm kommen sollte. „Als er heranwuchs, erstarkte er im Geiste“, so heißt es in der Heiligen Schrift. Auch sein Vater Zacharias war vom Heiligen Geiste erfüllt und prophezeite die Ankunft des Messias: „Der Herr hat sein Volk heimgesucht und ihm Erlösung gebracht“ – eben durch das Erscheinen des Messias Jesus von Nazareth.

Und so ging es weiter. Der greise Simeon im Tempel war vom Heiligen Geiste erfüllt. Er lebte im Heiligen Geiste, und der Heilige Geist hatte ihm geoffenbart, er werde nicht sterben, bevor er das Heil Israels geschaut hatte. Und so geschah es. „Nun entlässest du, Herr, deinen Diener in Frieden, denn meine Augen haben geschaut dein Heil, das du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker.“ Die greise Anna, die ebenfalls im Tempel erschien, wußte durch den Heiligen Geist, dass dieses Knäblein bestimmt war, sein Volk zu erlösen. Sie erkannte im Jesuskind den erwarteten Erlöser. An den Zeitungsständen kann man lesen: „Spiegel-Leser wissen mehr.“ Wir Christen dürfen sagen: Und Geisterfülle wissen noch mehr!

Als Johannes Jesus taufte, öffnete sich der Himmel, und er sah den Heiligen Geist wie etwas Taubenähnliches auf ihn herabkommen. Eine Stimme vom Himmel ertönte: „Dieser ist mein geliebter Sohn. An ihm habe ich Wohlgefallen gefaßt.“ Hier erfolgte die Amtseinsetzung Jesu als Messias, und diese Amtseinsetzung geschah im Zeichen des Heiligen Geistes. Er erhielt den Heiligen Geist und die Wunderkraft, und nicht nur teilweise, nein, er erhielt ihn in der Fülle, in der Fülle, wie kein Mensch ihn jemals empfangen konnte. Die Apostel haben diese Wahrheit gepredigt. Der heilige Petrus hat den Heiden verkündet in Cäsarea: „Gott hat Jesus von Nazareth mit Heiligem Geist und mit Kraft gesalbt.“

Als Messias besitzt er die Fülle des Geistes, vorausgesagt vom Propheten Isaias. In dem berühmten 11. Kapitel seines Buches, da verkündet er: „Ein Reis wird sprossen aus der Wurzel Jesse. Ein Schößling bricht hervor aus seiner Wurzel. Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Wahrheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn.“ In der Kraft dieses Geistes kehrte Jesus von der Taufe im Jordan nach Galiläa zurück und nahm seine öffentliche Tätigkeit auf. In der Synagoge von Nazareth eröffnete er seine Predigt mit dem Wort aus dem Propheten Isaias: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, weil er mich gesalbt hat, den Armen die Frohbotschaft zu bringen, hat er mich gesandt, zu heilen die zerbrochenen Herzens sind, den Gefangenen Befreiung und den Blinden das Augenlicht zu verkünden.“

Auf Jesus trifft alles das zu, was der Prophet Isaias vom Knecht Gottes vorhergesagt hat: „Siehe mein Knecht“, so heißt es im 42. Kapitel, „den ich erwählt habe. Ich lege meinen Geist auf ihn. Er wird den Völkern das Recht verkünden, das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.“ Das ist das Wirken des Geistes. In der Kraft des Geistes hat Jesus seine Wundertätigkeit begonnen und ausgeübt. Einmal heilte er einen Besessenen unter aufsehenerregenden Umständen. Alle, die es sahen, überfiel der Schrecken, und sie sagten zueinander: „Wer ist das doch, mit Macht und Geist und Kraft gebietet er den Geistern, und sie fahren aus?“ Wenn ein Stärkerer über den Starken kommt, dann muss der Starke weichen. Die Kraft des Herrn war in ihm zum Heilen. Das war damals, als er den Gelähmten heilte, den man durch das Dach des Hauses herabließ. Die Kraft des Herrn war in ihm wirksam zum Heilen. Und er heilte ihn. Der Kranke nahm das Bett und ging nach Hause, und die Zuschauer waren entsetzt: „Wir haben heute unglaubliche Dinge gesehen“, so sagte sie. Ja, so ist es. Bei Gott, beim Heiligen Geist ist kein Ding unmöglich. Die Kranken strömten ihm zu. Alles Volk suchte ihn zu berühren, denn eine Kraft ging von ihm aus und heilte alle. Es war die Kraft des Heiligen Geistes. Einmal heilte er einen Taubstummen. Er gab dem Taubstummen die Sprache und das Gehör zurück. „Die Anwesenden gerieten außer sich vor Staunen“, so heißt es beim Evangelisten Markus. „Er hat alles wohl gemacht; die Tauben läßt er hören, und die Stummen läßt er reden“ in der Macht des Geistes. Den Jüngern vermachte er seine Geisteskraft, als er sie aussandte, Mission zu betreiben, und sie kamen zurück und berichteten, wie sie Wunder gewirkt hatten, wie die bösen Geister ihnen gehorchen. Da jubelte Jesus im Geiste und sprach: „Ich preise dich, Vater im Himmel, dass du dieses vor Weisen und Klugen verborgen, aber den Kleinen geoffenbart hast.“ In der Kraft des Geistes wählte er seine Apostel aus, auch den Judas. Er mußte den Willen des Vaters vollziehen. Es sollte unter den Zwölfen ein Verräter sein, damit alle, die nach ihm kommen in 2000 Jahren Kirchengeschichte, nicht erschrecken, wenn der Verrat in der Kirche blüht!

Jesus wurde auch vom Geiste in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden. Von welchem Geiste? Natürlich vom Heiligen Geiste. Der Heilige Geist hat ihn in die Wüste geführt, damit er versucht würde. Gott wollte, dass der Messias sich gegen den Satan durchsetze, dass er ihn besiege, und er hat es getan in dem Duell mit Worten aus der Heiligen Schrift. Der Heilige Geist gab ihm ein, was er dem Versucher erwidern sollte. Seit dem Sieg Christi über den Satan und über die Sünde, meine lieben Freunde, sprechen wir bei jeder Taufspendung: „Weiche, unreiner Geist, und gib Raum dem Heiligen Geist!“ Seit dem Sieg über den Satan werden die Menschen aus Wasser und Geist neu geboren. Die Getauften sind Geistträger.

Der Geist steht in unversöhnlichem Gegensatz zum Satan. Einmal machten ihm die Gegner den Vorwurf: Ja, er treibt die Teufel aus, aber durch den obersten der Teufel. Jesus entgegnete: Was redet ihr denn da für einen Stuß? Wie kann ein Reich bestehen, wenn der Oberste gegen seine Söldner selber zu Felde zieht? Dann zerfällt es doch. Es ist ausgeschlossen, dass der Satan gegen den Satan kämpft. Die Teufel halten zusammen, ebenso die Satansanhänger. Wenn ich aber den bösen Geist durch den Geist Gottes austreibe, dann ist wahrhaftig das Reich Gottes zu euch gekommen. Jawohl, Reich Gottes und Geist Gottes gehören zusammen. Die Geistträger sind Anwärter auf das Reich Gottes, ja die Geistträger sind Reichsbürger, Bürger im Reiche Gottes.

Johannes hatte schon vorausverkündet, es werde einer kommen, der stärker ist als er. „Ich habe euch mit Wasser getauft. Er wird euch mit Heiligen Geiste taufen.“ Jesus hat den Seinen den Geist verheißen, und er hat ihn ihnen gesandt. Er hat ihnen den Geist gesandt am Pfingstfeste, wo er unter Brausen und unter Feuerflammen auf die Apostel herniederkam. Und er hat ihnen auch etwas vorausgesagt, was der Geist in ihnen zu tun vermag. „Wenn man euch den Gerichten ausliefert, so macht euch vorher keine Sorgen, was ihr reden sollt, sondern was euch in jener Stunde eingegeben wird, das redet, denn nicht ihr seid es, sondern der Geist ist es, der in euch redet.“

Diese Verheißung, meine lieben Freunde, hat Gott, hat der Heilige Geist in der Kirchengeschichte wahrhaft erfüllt. Als die Jungfrau Cäcilia, die wir ja verehren als Martyrin, vor dem Stadtpräfecten stand, da fragte er sie: „Wie heißt du?“ Da gab sie zur Antwort: „Vor den Menschen heiße ich Cäcilia. Mein wahrer Name aber ist Christin.“ In den Schauprozessen der Sowjetunion haben viele Priester Zeugnis abgelegt von Christus. Einmal standen dreizehn Priester und zwei Bischöfe vor Gericht. Der Richter, ein abgefallener orthodoxer Priester, fragte sie, ob sie auch in Zukunft Gottesdienst halten

und Kinderlehre halten würden. Sie antworteten: „Wir werden es auch künftig tun.“ Dann fragte er den jüngsten der Priester, 33 Jahr alt: „Kennen Sie nicht den Artikel 121 unseres Strafgesetzbuches, der Ihre Tätigkeit verbietet?“ Der Priester antwortete: „Ich kenne ihn.“ „Werden Sie von jetzt an die Gesetze unseres Landes achten?“ Da gab der Priester zur Antwort: „Gewissensrecht bricht Staatsrecht. Ich werde Gott mehr gehorchen als den Menschen!“

Der Heilige Geist wirkt in den Menschen, die sich ihm öffnen. In der jüngsten Nummer der Sonntagszeitung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, die ich hier vor mir habe, ist ein Interview abgedruckt zwischen einem Journalisten namens Seidel und dem uns bekannten katholischen Journalisten Matthias Matussek. Der Journalist Seidel fragte ihn natürlich in aggressiver Weise, ich möchte sagen: fast in unverschämter Weise. Aber Matussek zeigte sich seinen Fragen gewachsen. „Ich bin immer gern zur Beichte gegangen“, sagte er, „und danach habe ich mich entlastet gefühlt. Dass einem vergeben wird, das ist ein wunderbares Sakrament, die Psychoanalyse in Kurzform. Das erspart zehn Jahre auf der Couch.“ Der Journalist war davon gar nicht angetan. „Ich habe aufgehört“, sagte er, „zur Beichte zu gehen, als ich anfang zu sündigen. Ich wollte nicht um Vergebung dafür bitten, dass ich geknutsch hatte.“ Was antwortete Matussek? „Das ist doch keine Sünde. Darüber lacht jeder verständige Beichtvater.“ Dann attackierte ihn der Journalist, dass er eben sehr traditionell eingestellt sei und auf die alten Werte größtes Gewicht lege. Darauf antwortete Matussek: „Ich sehe den großen Versuch, aus der katholischen Kirche eine protestantische zu machen.“ Und dagegen wehre er sich. „Meine Kirche ist die, in der das Mysterium lebt, eine Kirche als Gegenwelt zu der Welt da draußen, wo aus der Frömmigkeit ein Werbeslogan wird und all dieser Kram, eine Kirche, in der Messen zelebriert werden können und wo man zur Beichte geht.“

Wir begehen heute den zweiten Pfingstfeiertag, meine lieben Freunde, und wir wollen dankbar sein, dass wir den Heiligen Geist kennen und dass er uns stärkt. Rufen wir ihn an, da jeder von uns seines Beistandes bedarf. Jeder schwankt in Ratlosigkeit, jedem gebricht es an Kraft, jeden beugt Kummer, jeden verwirrt der Hang zur Sünde. Eilen wir zu dem, der Licht und Kraft, Trost und Heiligkeit spendet. „Wenn ihr, die ihr doch böse seid“, sagt einmal der Herr, „euren Kindern gute Gaben zu geben versteht, um wieviel mehr wird der Vater vom Himmel her den guten Geist denen geben, die ihn darum bitten.“

Trauen wir dem Heiligen Geist auch in unserer Kirche. „Wo die Kirche ist, da ist Gottes Geist, und wo Gottes Geist ist, dort ist die Kirche und alle Gnade“, schreibt im 2. Jahrhundert der Kirchenschriftsteller Irenäus. Der Geist steht der Kirche wachsam und hilfreich zur Seite. Die Kirche wird niemals als Ganze dem Irrtum verfallen, sie wird niemals die Gnade den Menschen vorenthalten. Sie wird immer jeden Menschen guten Willens zum Heile führen können. Mögen die Menschen in der Kirche noch so sehr versagen, mögen sie das Antlitz unserer heiligen Mutter schänden, der Heilige Geist wird sich durchsetzen und wird die Kirche reinigen.

Komm, o Geist der Heiligkeit, aus des Himmels Herrlichkeit, sende deines Lichtes Strahl. Vater aller Armen du, aller Herzen Licht und Ruh, komm mit deiner Gabenzahl.

Amen. Alleluja.

Prof. Dr. Georg May

Das Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit

19.06.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Festes der heiligen Dreifaltigkeit Versammelt!

Das Dogma, der Glaubenssatz von der Dreifaltigkeit Gottes ist das Grunddogma des Christentums. Durch diese Gottesaussage unterscheidet sich das Christentum wesentlich von heidnischen, mohammedanischen und jüdischen Gottesvorstellungen. Die klassische Formulierung dieses Dogmas lautet: „Ein Gott in drei Personen. Einheit der Natur und Dreiheit der Personen.“ Diese Ausdrücke – Natur, Personen – stammen aus der Philosophie. Sie finden sich nicht in dieser Form in der Heiligen Schrift. Aber sie sind ein genuiner Ausdruck dessen, was uns die Heilige Schrift über den dreifaltigen Gott offenbart. Die Wirklichkeiten dessen, was mit diesen Ausdrücken ausgesagt werden soll, finden sich in der Heiligen Schrift bezeugt.

Die Dreieinigkeit wurde geoffenbart bei der Taufe Jesu im Jordan. Da öffnete sich der Himmel, und eine Stimme sprach: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Und der Heilige Geist kam wie etwas Taubenähnliches auf ihn herab. Noch deutlicher ist die Dreifaltigkeit geoffenbart im Missionsbefehl des Herrn, wie wir soeben im Evangelium vernommen haben: „Lehret sie und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Das dreifache „und“ – „und des Sohnes, und des Heiligen Geistes“ – und die Wiederholung des Artikels – „des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes“ – zwingt dazu, Vater, Sohn und Heiligen Geist als real unterschiedene Personen anzunehmen. Beides verbietet die Unterordnung der dritten Person unter die zweite und der zweiten Person unter die erste. Dass aber die Taufe in einer Kraft und Autorität auf den Namen – Singular! – erfolgt, das spricht für die Einheit der Natur, die Einheit des Wesens.

Die heutige Begrifflichkeit war nicht immer da. Sie wurde in einem geistgeleiteten Prozeß von Laien und Priestern, von Bischöfen und Päpsten und Konzilien aufgestellt und festgehalten. Das Dogma von der Dreieinigkeit hat sich seit dem Jahre 325 in unserer Kirche nicht mehr geändert. Wir stehen zu dem, was das Konzil von Nicäa 325 gelehrt und beschlossen hat. Es sind natürlich immer wieder neue, tiefere Begründungen versucht worden. Merkwürdigerweise von wenig beachteten Konzilien. Im Jahre 675 tagte in Toledo in Spanien ein Konzil von siebzehn Bischöfen, nur von siebzehn Bischöfen. Aber dieses Konzil hat ein Glaubensbekenntnis formuliert, das zu den wichtigsten Aussagen über den dreifaltigen Gott gehört. Darin heißt es – ich zitiere wörtlich: „Wir bekennen und glauben, dass die heilige und unaussprechliche Dreifaltigkeit, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, der eine Gott von Natur aus ein Wesen, eine Natur, eine Herrlichkeit und Kraft besitzt. Die Dreifaltigkeit erkennen wir in dem Unterschied der Personen, die Einheit bekennen wir wegen der Natur oder Wesenheit. Diese drei sind also eins, nämlich in der Natur, nicht in der Person.“ So dieses denkwürdige Konzil von Toledo aus dem Jahre 675. Es wurde von Papst Innozenz III. ausdrücklich als echter Ausdruck des katholischen Glaubens bestätigt.

Die entscheidende Frage bei der Erklärung der Trinität ist: Wie kann man die Gottheit des Sohnes festhalten, ohne die Einheit des Wesens zu zerstören? Selbstverständlich, daß sich die Christen der ersten drei Jahrhunderte tastend bemüht haben, hinter das Geheimnis der Dreifaltigkeit zu kommen. Sie hatten die Offenbarung des Alten und des Neuen Testaments vor sich, und sie rangen jetzt um begriffliche Fassung. Dass sie dabei auch in die Irre gingen, wen nimmt das wunder? Der Mensch ist eben fehlerhaft, und erst durch These und Antithese kommt die Synthese zustande. Die Kirche hat es verstanden, aus den irrigen Aufstellungen das Körnchen Wahrheit herauszulösen und es in das kirchliche Lehrsystem einzufügen. Die kirchlichen Autoritäten mußten wiederholt Theologen erklären: So geht es nicht, aber es ist nicht alles falsch, was du sagst. Jede Irrlehre enthält nämlich ein Körnchen Wahrheit. Es muss nur herausgelöst werden. Schon am Ende des 1. Jahrhunderts traten judaistische

Irrlehrer auf, die erklärten, Jesus sei in bloßer Mensch. Er ist zwar von Gott mit besonderer Kraft ausgestattet worden, aber er bleibt ein Mensch, ein bloßer Mensch. Diese Irrlehre wurde dann im 2. und 3. Jahrhundert von anderen übernommen. Der Gerber Theodot, es war ein Laie, der Gerber Theodot lehrte, Jesus sei ein bloßer Mensch gewesen. Bei der Taufe sei der Heilige Geist auf ihn herabgekommen. Diese Irrlehre hatte einen bedeutenden Vertreter in dem Bischof Paul von Samosata. Paul von Samosata war in der Mitte des 3. Jahrhunderts Bischof von Antiochien. Er lehrte, Jesus sei ein bloßer Mensch gewesen. In ihm habe die unpersönliche Vernunft oder die Weisheit Gottes wie in einem Tempel gewohnt. Der Erlöser sei mit Gott eins, aber nur im Willen, nicht in der Wesenheit, nicht in der Natur. Diese Lehre wurde von vielen aufgenommen, z.B. von dem Bischof Noet von Smyrna.

Andere Christen erblickten in Jesus den Vater. Sie sagten: Die eine göttliche Person tritt in drei Offenbarungsweisen auf. Der Vater, so erklärte diese Irrlehre, der Vater hat gelitten, deswegen heißen die Vertreter dieser Lehre Patripassianer, Patripassianer, weil sie lehrten: Der Vater hat gelitten. Er hat sich dreifach geoffenbart, nämlich als Vater in der Schöpfung, als Sohn in der Erlösung und als Heiliger Geist in der Heiligung. Also hier wurden nur drei Modi, drei verschiedene Daseinsweisen in Gott angenommen. Diese trinitätsfeindlichen Sekten suchten in Rom Boden zu fassen, denn sie wußten: Wenn Rom diese Lehre annimmt, dann nimmt sie die ganze Kirche an. Aber Rom hat sie nicht angenommen, sondern verurteilt. Da hat sich das Wort erfüllt, meine lieben Freunde, das der Heiland in seiner Abschiedsstunde gesprochen hat: „Simon, Sohn des Jonas, der Vater hat verlangt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt. Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht wanke. Und wenn du bekehrt bist, stärke deine Brüder!“ Und das hat das Papsttum 2.000 Jahre lang getan. Es hat den Glauben der Kirche hochgehalten, allen Irrlehren und allen Apostasien zum Trotz. Das Wort hat sich erfüllt; Petrus hat seine Brüder gestärkt, seine wankenden Brüder.

Die schlimmste Irrlehre aber kam erst im 4. Jahrhundert. Da trat der Priester Arius auf und lehrte folgendes: Der Sohn ist nicht aus dem Wesen des Vaters, sondern er ist ein Geschöpf des Vaters. Arius sprach dem Sohne (Christus) das göttliche Wesen und die göttlichen Eigenschaften ab, namentlich das Aus-sich-Sein und die Ewigkeit. Der Logos, die zweite Person, sei ein Gebilde des Vaters, als erstes Geschöpf vom Vater hervorgebracht, aber veränderlich und entwicklungsfähig, dem Wesen nach dem Vater fremd, nur dem Willen nach mit ihm vereint und in Voraussicht seiner Verdienste vom Vater als Sohn angenommen. Also ein Gott im uneigentlichen Sinne. Diese Irrlehre, meine lieben Freunde, fand weiteste Verbreitung, vor allem bei unseren Vorfahren, bei den Germanen. Die Westgoten, die Ostgoten, die Langobarden, die Vandalen, sie alle nahmen diese Irrlehre an. Der bekannte Bischof Ulfilas, ein gotischer Bischof, hat diese Irrlehre vertreten. Nur die Franken und die Burgunder sind unter den Germanenstämmen ihr nicht verfallen.

Diese Irrlehre stand also jetzt im Raume, und was sollte damit geschehen? Der Kaiser Konstantin berief ein Konzil ein nach Nicäa. Das liegt in der heutigen Türkei. Es geschah im Jahr 325. Und dort wurde das Glaubensbekenntnis formuliert, das wir heute noch in jeder Heiligen Messe beten. Nämlich: Der Sohn Gottes ist aus dem Wesen des Vaters. Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahrem Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich dem Vater, durch den alles im Himmel und auf Erden geworden ist. Das entscheidende Wort in diesem Bekenntnis ist das Wort wesensgleich, homousios griechisch, wesensgleich. Der Vater hat dem Sohn nichts voraus, und der Sohn steht hinter dem Vater nicht zurück. Er ist wahrer Gott aus wahrem Gott. „Gezeugt“ wird deswegen gesagt, um das Geschaffensein abzuwehren. Das Zeugen soll nicht etwas mit Geschlechtlichkeit zu tun haben. Alles Geschlechtliche ist von Gott unendlich weit entfernt. Es soll nur sagen, dass aus dem Wesen des Vaters ein wesensgleicher Sohn entstand, und deswegen wurde das Wort „gezeugt“ verwendet.

Diese Irrlehre ist also vom Konzil von Nicäa verurteilt wurden. Aber sie war noch lange nicht erledigt. Es bedurfte vieler Anstrengungen bis ins 6. Jahrhundert hinein, um sie endgültig zu überwinden. Erst als die Westgoten im Jahre 589 zum katholischen Glauben übertraten, war die Irrlehre erledigt.

In der Geschichte der Dogmen ist immer wieder die Erscheinung zu beobachten, dass sich zwischen der von der Kirche festgestellten Lehre und der Irrlehre eine Mittellehre bildete. Sie will zwischen den beiden Polen vermitteln. Sie sucht etwas aufzunehmen von beidem. Und so entstanden die sogenannten Semiarianer, Halbarianer. Was verkündeten sie? Sie sagten: Der Sohn ist nicht wesensgleich mit dem Vater, aber er ist wesensähnlich. Da sehen Sie die Vermittlung. Wesensähnlich, nicht

wesensgleich. Dagegen hat die Kirche Stellung genommen und die Kompromißformel verworfen als eine Halbheit. Sie ist der Würde des Messias, des Logos, nicht angemessen.

Es ging aber weiter. Nachdem die Gottheit des Sohnes festgestellt war, wurde die Gottheit des Heiligen Geistes bezweifelt von Sabellius. Sabellius ist der Anführer der Bekämpfer des Heiligen Geistes, Pneumatomachen. Pneumatomachen nannte man diese Leute, weil sie den Geist bekämpften. Sie sagten: Der Sohn ist eine Geschöpf des Vaters, und der Heilige Geist ist ein Geschöpf des Sohnes. Dagegen erhob sich der heilige Athanasius, der Bischof von Alexandrien in Ägypten. Auf einer Synode im Jahre 362 wurde der dritten Person dieselbe Substanz und Göttlichkeit wie dem Sohne zugesprochen, dieselbe Substanz und Göttlichkeit. Und dabei ist es geblieben. Der Heilige Geist wurde dann vom Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 bekannt als der Herr und Lebensspender, der vom Vater ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohn zugleich angebetet und verherrlicht wird. Zugleich angebetet und verherrlicht kann aber er nur werden, weil er wesensgleich ist.

Noch war die Frage nicht geklärt, die heute noch im Raume steht, nämlich wie sich der Heilige Geist zum Sohne verhält. Die griechische Kirche lehrte den Ausgang vom Vater durch den Sohn. Der Heilige Geist geht danach vom Vater durch den Sohn aus. Die lateinische Kirche lehrt: Der Heilige Geist geht aus vom Vater und vom Sohne – und vom Sohne. Seit 589 wurde deswegen in der lateinischen Kirche ein Zusatz angebracht, der sich auf den Heiligen Geist bezieht: „Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender, der vom Vater und vom Sohne ausgeht.“ Seitdem beten wir in unserem Glaubensbekenntnis: „Wir glauben an den Heiligen Geist, der vom Vater und vom Sohne ausgeht.“ Der Zusatz ist berechtigt, denn im dreifaltigen Gottesleben ist alles gemeinsam außer dem Gegensatz des Ursprungs. Und so ist auch dem Vater und dem Sohn das Hauchen des Heiligen Geistes, wie man den Hervorgang nennt, gemeinsam. Der Sohn ist wegen der Wesenseinheit mit dem Vater auch am Hervorgang des Heiligen Geistes beteiligt. Die Orthodoxen lehnen das bis heute ab. Die Unionskonzilien von Florenz 1439 und Lyon 1274 verlangten von ihnen die Anerkennung des Dogmas, dass der Heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgeht. Damals haben sich die Griechen dazu bekannt. Als sie abgereist waren, sind sie in den alten Irrtum zurückgefallen. Es ist ausgeschlossen, dass die Kirche jemals den Hervorgang des Heiligen Geistes aus dem Sohne aufgibt. Ein Dogma kann nicht aufgegeben werden. Ein Dogma steht fest, und einem Dogma muss man sich anschließen. Und wenn die Orthodoxen mit uns die Einheit haben wollen, müssen sie dieses Dogma annehmen.

Es kam dann der Protestantismus. Luther hielt die trinitarische Terminologie bei. In der Sache auch hielt er am Trinitätsglauben fest. Aber der von ihm proklamierte Subjektivismus führte schließlich zur Leugnung des Trinitätsdogmas. Schon Zwingli, der Schweizer Reformator, hat am Trinitätsdogma gerüttelt. Und vor einigen Jahren schrieb der gelehrte Bischof von Mainz, Albert Stohr: „Der Protestantismus ist reich an Antitrinitariern“, also an Leuten, die die Trinität leugnen. „Der Protestantismus ist reich an Antitrinitariern.“ Das fing an schon im 16. Jahrhundert. Da traten Unitarier auf, Ein-Gott-Leute. Sie erkannten in Gott nur eine Person, den Vater, als den einen wahren Gott. Die Gottheit Christi sei schriftwidrig und offenbarungswidrig. Das Lehrsystem der Unitarier hat sich weit verbreitet. In Polen, in Ungarn, in Rumänien, auch in Deutschland gab es Unitarier. Altdorf bei Nürnberg war ein Ort des Unitarismus, also der Leugnung der Trinität. Die Unitarier gedachten mit ihrer falschen Lehre den Katholizismus zu vernichten. Der Fürst Radziwil in Polen, der Fürst Radziwil schrieb an Calvin: „Durch die Leugnung der Trinität vollenden wir die Reformation.“ Auch heute noch gibt es unitarische Gemeinden in großer Zahl, in England, in Amerika, in Siebenbürgen.

Das alles war nur ein Vorspiel zu der rationalistischen Theologie des 18. und 19. und 20. Jahrhunderts. Rationalistisch heißt die Theologie, weil sie nur anerkennen will, was dem Verstand einleuchtet. Und das tut die Trinität nicht. Deswegen ist für viele moderne Protestanten die Trinität eine „arge Verlegenheit“, wie wiederum Albert Stohr, der Bischof von Mainz, schreibt. Eine arge Verlegenheit, das heißt, sie wissen nicht, was man damit anfangen soll. Das Trinitätsdogma wurde von dieser Theologie immer mehr ausgehöhlt und abgelehnt. Einer der berühmtesten Theologen des Protestantismus, Adolf von Harnack, hat den Satz geprägt: „Der Vater allein gehört ins Evangelium.“ Also nicht der Sohn und nicht der Heilige Geist. „Der Vater allein gehört ins Evangelium.“ Die alten Formeln hat man vielfach beibehalten, aber man legt ihnen einen anderen Sinn unter. Und so ist es mit der vielgepriesenen Ökumene nicht weit her. Es gibt zahllose protestantische Gläubige und Theologen, die die Trinität nicht anerkennen. Aber das sei gleich dazugesagt: Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil

haben wir solche Leute auch bei uns! Da sind auch in unserer Kirche Theologen aufgetreten, welche die Dreieinigkeit leugnen. Der bekannteste heißt Hans Küng. Jawohl, das ist ein Leugner der Dreifaltigkeit im katholischen Sinn. Ein anderer erklärte, die Menschwerdung des Logos sei nichts anderes als eine neu erfahrene Eigenschaft Gottes. Eine neu erfahrene Eigenschaft Gottes, der Logos, also nicht eine zweite Person, sondern nur eine neu erfahrene Eigenschaft. Ein anderer, ein dritter, behauptete, die Dreifaltigkeit sei lediglich ein Produkt menschlicher Reflexion und Spekulation, also eine Erfindung der Menschen, keine Offenbarung, sondern ein Geistesprodukt von Theologen.

Meine lieben Freunde, wer die Dreifaltigkeit aufgibt, verläßt den Boden des katholischen Glaubens, verläßt die Gemeinschaft der Kirche. Und Gott sei es gedankt, unsere kirchlichen Autoritäten haben gegen diese zersetzenden Aufstellungen Stellung genommen. Sie haben sie nicht geduldet wie der Protestantismus, sondern sie haben sie abgewiesen und ohne Zögern und ohne Abstriche den dreifaltigen Gott verteidigt.

Die Irrlehren haben gemeinsam, dass sie die Gottheit den Menschen begreiflich oder schmackhaft machen wollen. Ihr Bestreben geht dahin, die Göttlichkeit dem menschlichen Verstande nahezubringen. Dabei aber gehen sie in die Irre. Wer Gottes Wesen und Existenz begreifen will, der muss damit rechnen, dass sie alles Geschaffene übersteigen. Wir sprechen von der Transzendenz, vom Übersteigen Gottes über alles Geschaffene, auch über alles Begreifen des Geschaffenen. Gott übersteigt alles Begreifen des Geschaffenen. Die Unbegreiflichkeit ist eine Wesenseigenschaft Gottes. Gott muss unbegreiflich sein, wenn er Gott bleiben will. Könnten wir Gott begreifen, wäre er unseresgleichen. Gott ist der ganz Andere. Er bleibt immer derselbe, aber er bleibt auch immer unbegreiflich. Die Wahrheit, die wir über Gott gelernt haben durch die Heilige Schrift und durch das Nachdenken der Theologen und durch die Lehre der kirchlichen Autoritäten, die Wahrheit über Gott bleibt unveränderlich, aber das Begreifen kann Fortschritte machen. Was wahr ist, bleibt immer wahr, aber die Wahrheit kann vertieft werden. Das ist zuzugeben. Wir geben nichts auf von dem, was frühere Generationen gefunden haben, aber wir versuchen auch heute uns in das Geheimnis der Dreifaltigkeit hineinzuarbeiten.

Einer der Verteidiger der Dreifaltigkeit im 4. Jahrhundert war Gregor von Nazianz. Er schreibt einmal: „Wenn der heilige Johannes sagt: Ich und der Vater sind eins, dann bezieht sich ‚eins‘ auf die Einheit und Einzigkeit der Gottheit, ‚wir sind‘ bezieht sich auf die Personen.“ Wie schön hat das Gregor erklärt: „‚Eins‘ bezieht sich auf die Einheit und Einzigkeit der Gottheit, ‚wir sind‘ bezieht sich auf die Personen.“ Wir vernichten nicht die Personen, aber wir trennen auch nicht die Substanz. Wir bekennen jede Person für sich als Gott und Herrn, aber wir sprechen nicht von drei Göttern oder der Herren. Nein, meine lieben Freunde, gepriesen sei die heilige Dreifaltigkeit und ungeteilte Einheit; denn sie hat uns Barmherzigkeit erwiesen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Wirklich, wahrhaft und wesentlich gegenwärtig“

23.06.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Anbetung und Verehrung unseres Herrn, der im heiligsten Sakrament gegenwärtig ist, Versammelt!

Jahrhundertlang, man kann sagen: anderthalbtausend Jahre lang, war der Glaube an das eucharistische Opfersakrament nicht angefochten. Erst als die Glaubensneuerer im 16. Jahrhundert auftraten, wurde der Inhalt des Sakramentes geleugnet. Die Heilige Schrift bezeugt uns an vier Stellen, dass der Herr dieses Sakrament am Abend vor seinem Leiden eingesetzt hat. Die beiden Evangelisten Matthäus und Markus stellen die eine Fassung dar, der Evangelist Lukas und der Apostel Paulus die andere Fassung. Sie stimmen in allen wesentlichen Zügen überein, wenn auch in den Worten der eine oder andere Unterschied festzustellen ist. Alle vier Zeugen der Worte des Herrn sagen: „Das ist mein Leib.“ So hat Jesus gesagt. Das, was er in seinen Händen hatte, das ist sein Leib. Nicht wie Karlstadt, der Häretiker, meinte, dass Jesus auf sich gezeit habe: Das ist mein Leib. Welch ein Unsinn! Nein, sondern was er in seinen Händen hielt, von dem sagte er: „Das ist mein Leib.“ Und als er dann den Kelch nahm, da sagte er: „Das ist mein Blut, das Blut des Neuen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird.“

Die Kirche hat diese entscheidenden Worte: „Dies ist mein Leib. Dies ist mein Blut“ immer dahin verstanden, dass der wahre Leib und das wahre Blut unter den Gestalten von Brot und Wein zugegen sind. Schon das bloße Dasein eines vierfachen Berichtes, der in allem übereinstimmt, was wesentlich ist, schon das Dasein eines vierfachen Berichtes zeigt, dass das Verständnis der Kirche berechtigt, ja allein berechtigt ist. Es ist ausgeschlossen, dass vier Schriftsteller, die zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Adressaten schrieben, das Vorhandensein einer so ungeheuren Aussage unkommentiert gelassen hätten, wenn Jesus es anders gemeint hätte als im wörtlichen Verständnis.

Diese Überlegung gewinnt an Beweiskraft, wenn man sich erinnert, dass die Evangelisten anderswo erläuternde Zwischenbemerkungen einschalteten, wenn ein Wort Jesu unverständlich war. Als Jesus vom Sauerteig – vom Sauerteig der Pharisäer – sprach, da erklärte der Evangelist Matthäus diese Rede: „Er meinte nicht den Sauerteig des Brotes, sondern die Lehre der Pharisäer, die falsche Lehre der Pharisäer.“ Einmal hat Jesus gesagt: „Brecht diesen Tempel ab, und ich werde ihn in drei Tagen wieder aufbauen.“ Da waren die Zuhörer entsetzt: „Der Tempel ist in 46 Jahren gebaut worden, und du willst ihn in drei Tagen wieder aufbauen?“ Johannes erklärt, wie es Jesus verstanden wissen wollte: „Er meinte den Tempel seines Leibes.“ Also, wenn Jesus hier, bei der Einsetzung der Eucharistie, unverständlich gesprochen hätte, dann hätten die Evangelisten mit Sicherheit eine Erklärung beigelegt. Aber sie fügten keine bei, weil sie überzeugt waren, dass, was Jesus sagte, in sich verständlich ist. Diese Gewißheit, daß die Worte Jesu wörtlich genommen werden müssen, wird erhärtet durch die Folgerungen, die der Apostel Paulus aus der wörtlichen Auslegung zieht. Wir haben sie eben in der Epistel gehört: „Wer unwürdig ißt und trinkt, der versündigt sich am Leibe und Blute des Herrn.“ Ja, warum denn? Weil der Leib und das Blut des Herrn gegenwärtig sind. Die Schwere des Verbrechens hängt von zwei Momenten ab, von der objektiven Würde des Genossenen (Leib und Blut des Herrn) und von der subjektiven Schuld des Nichtunterscheidens des Herrenleibes. Auch die Appositionen und die bestimmten Artikel machen uns gewiß, wie der Herr seine Worte verstanden wissen wollte. Und seitdem betet die Kirche den im Sakrament gegenwärtigen Herrn an. Auf dem Katholikentag in München 1960, den ich miterlebt habe, wurde von protestantischen Zeitungen geschrieben: „Die Katholiken betreiben Brotanbetung.“ Brotanbetung! Zu dieser Ansicht konnten sie kommen weil die Protestanten davon überzeugt sind, dass die Worte des Herrn nur bildlich zu verstehen sind. Bildlich. Der schlimmste von allen heißt Huldreich Zwingli. Dieser Schweizer sogenannte Reformator erklärte: „Das Brot

ist bloßes Zeichen – Zeichen! – des Leibes Christi und bedeutet ihn.“ Also ein inhaltsleeres Symbol, keine Gegenwart, keine wirkliche Gegenwart des Herrn, sondern nur ein inhaltsleeres Zeichen, ein inhaltsleeres Symbol. Das ist die Auffassung, die sich die meisten Protestanten inzwischen angeeignet haben. Luther selbst hielt an der wirklichen Gegenwart fest. Aber er gab auf den Opfercharakter der Eucharistie, er gab auf die Wesensverwandlung in der Eucharistie und er gab auf die Dauer des Verbleibens des Herrn im Sakrament. Drei wesentliche Eigenschaften des eucharistischen Opfersakramentes gab er preis, den Opfercharakter der Messe, die Transsubstantiation, die Wesensverwandlung, und die Andauer, das Bleiben, die Permanenz des Leibes Christi, nachdem er einmal auf die Altäre herabgerufen ist. Ein dritter sogenannter Reformator, nämlich Calvin, suchte eine Vermittlung zwischen den beiden. Und so erklärte er: „Transsubstantiation fällt weg, Anbetungswürdigkeit fällt weg. Aber in dem Augenblick, wo man den Herrn empfängt, da kommt eine Kraft von ihm. Es gibt keine wirkliche Gegenwart, die fällt auch weg. Aber eine Kraft von Jesus wird dem Empfänger zuteil.“

Meine lieben Freunde, gegen all diese irrigen Lehren hat das Konzil von Trient den katholischen Eucharistiegllauben, wie er 1.500 Jahr unangefochten bestanden hat, dargelegt: „Christus ist im Sakrament wirklich, wahrhaft und wesentlich zugegen.“ Diese drei Ausdrücke sind mit Absicht gewählt. Wirklich, das geht gegen Zwingli, für den eben nur eine zeichenhafte Gegenwart gegeben ist, ein Symbol, ein äußeres, ein inhaltsleeres Symbol. Dann die zweite Aussage, wahrhaft, das ist gegen die bildliche Gegenwart, die bildhafte Gegenwart, wie sie von Ökolampad vertreten wurde, das ist ja ein Gefolgsmann des Zwingli gewesen. Und wesentlich, das richtet sich gegen Calvin, der sagte: Es ist ein Kraft von Jesus zugegen, aber nicht die wirkliche Gegenwart. Die wahre, die wahrhaftige, wirkliche und wesentliche Gegenwart ist seit dem Konzil von Trient zum wesentlichen Unterscheidungsmerkmal der katholischen Eucharistielehre von allen protestantischen Abweichungen geworden.

Meine Lieben Freunde, wenn Sie einmal nach Bayern kommen und das Kloster Ottobeuren besuchen, das Benediktinerkloster Ottobeuren, dann bitten Sie den Pater, der Sie führt. er möge Ihnen das Bild zeigen, wo Christus mit den Glaubensneuerern an einem Tische sitzt. Jeder, die drei genannten Irrlehrer und Jesus auch, jeder hat ein Spruchband vor sich, auf dem seine Eucharistieauffassung aufgezeichnet ist. Zwingli: „Das ist ein Bild des Leibes Christi.“ Calvin: „Das ist eine Kraft von Christus.“ Luther: „Das enthält Christus.“ Nur Jesus schaut auf das Brot, das er in den Händen hält, schaut auf die wunderbare Gabe, die er uns vermittelt, und spricht: „Das ist mein Leib!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das unbegreifliche Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit

26.06.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ich habe hier vor mir ein Buch, das die Urkunden der kirchlichen Lehrverkündigung enthält, Texte der Päpste, der Konzilien und Glaubensbekenntnisse. An erster und vielleicht wichtigster Stelle steht das sogenannte Athanasianische Glaubensbekenntnis. Es ist benannt nach dem Bischof Athanasius von Alexandrien, der im 4. Jahrhundert viele Jahre lang die Kirche zu Alexandrien regiert hat. Von diesem Glaubensbekenntnis sagt ein evangelischer Theologe: „Wer das Athanasianische Glaubensbekenntnis beschworen hat, der hat die Gesetze des menschlichen Denkens abgeschworen.“ Ich wiederhole noch einmal diesen Satz. Er sagt: „Wer das Athanasianische Glaubensbekenntnis beschworen hat, der hat die Gesetze des menschlichen Denkens abgeschworen.“ Wir Priester beten dieses Glaubensbekenntnis am Dreifaltigkeitssonntag eines jeden Jahres. Ich will Ihnen nicht das gesamte Glaubensbekenntnis hier vortragen, es ist ja sehr ausführlich. Aber ich will Ihnen einige Sätze daraus vorlesen. „Dies ist der katholische Glaube: Wir verehren den einen Gott in der Dreifaltigkeit und die Dreifaltigkeit in der Einheit, ohne Vermengung der Personen und ohne Trennung der Wesenheit. Eine andere ist nämlich die Person des Vaters, eine andere die des Sohnes, eine andere die des Heiligen Geistes. Aber Vater und Sohn und Heiliger Geist haben nur eine Gottheit, gleiche Herrlichkeit, gleich ewige Majestät. So ist der Vater Gott, der Sohn Gott, der Heilige Geist Gott. Und doch sind es nicht drei Götter, sondern es ist nur ein Gott. So ist der Vater Herr, der Sohn Herr, der Heilige Geist Herr. Und doch sind es nicht drei Herren, sondern es ist nur ein Herr. Denn wie wir nach der christlichen Wahrheit jede Person einzeln als Gott und Herrn bekennen, so verbietet uns doch auch der katholische Glaube, drei Götter oder drei Herren anzunehmen.“

Wenn wir das Athanasianische Glaubensbekenntnis beten, begehen wir nicht einen Denkfehler, indem wir sagen: Drei ist eins, sondern wir sagen: Drei kommt den Personen zu, eins kommt der Wesenheit zu. Wir machen also nicht eine falsche Rechnung auf.

Was im Athanasianischen Glaubensbekenntnis bekannt wird, ist auch in anderen Lehrdokumenten der Kirche zu finden, so vor allem in dem berühmten Glaubensbekenntnis des Konzils zu Toledo (Spanien) im Jahre 675. Da heißt es: „Nicht nämlich ist der Vater derselbe wie der Sohn, nicht ist der Sohn derselbe wie der Vater noch ist der Heilige Geist derselbe wie der Vater oder der Sohn, obwohl freilich der Vater dasselbe ist wie der Sohn, dasselbe der Sohn wie der Vater, dasselbe der Vater und der Sohn wie der Heilige Geist. Wenn wir nämlich sagen, der Vater sei nicht derselbe wie der Sohn, nehmen wir Bezug auf die Verschiedenheit der Personen. Wenn wir aber sagen, der Vater sei dasselbe wie der Sohn, der Sohn dasselbe wie der Vater, der Heilige Geist dasselbe wie Vater und Sohn, dann bezieht sich das deutlich auf die Natur.“

Unser Glaube ist nicht von Menschen bezogen, sondern stammt von Gott. Die Ungläubigen, welche die Dreifaltigkeit leugnen, haben versucht, zu erklären, wie es zu diesem Glauben kam, auch wenn die Dreifaltigkeit nicht existiert. Ähnlich wie sie den Glauben an die Ostergeschichte erklären wollen, obwohl Ostern kein geschichtliches Ereignis ist, so suchen sie auch die Dreifaltigkeit zu erklären, obwohl es sie gar nicht gibt. Man hat behauptet, sie sei aus Babylon bezogen, aus Persien, aus Ägypten, aus Indien. Ja, man hat sogar gesagt, die stamme aus Alzey, denn in Alzey hat man drei Mitrasköpfe gefunden, drei Köpfe des Götzen, des heidnischen Gottes Mitras, und davon könne die Dreifaltigkeit abgeleitet sein. Das ist natürlich alles völliger Unsinn. Es ist ein verzweifelt Bemühen, den Glauben zu erklären, ohne selbst zu glauben. Der Glaube an die Dreifaltigkeit ist ursprünglich und gänzlich christlich, christlichen Ursprungs. Wir haben das Zeugnis der Offenbarung und der Tradition. Die Offenbarung lehrt es uns bei der Himmelsstimme, die über Jesus herabkam, als er getauft

wurde. Die Himmelsstimme bezeugt nämlich den Vater, der Täufling ist der Sohn, das Taubenähnliche, was sich herabsenkte, ist der Heilige Geist.

Noch deutlicher ist die Dreifaltigkeit ausgesprochen im Taufbefehl: „Ihr sollt alle Menschen zu meinen Schülern machen und sie taufen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Dreimal kommt das Wort „und“ vor: und des Sohnes, und des Heiligen Geistes. Das deutet auf die Verschiedenheit der Personen. Und dreimal kommt der bestimmte Artikel vor: der Vater, der Sohn, der Heilige Geist. Auch das bezeugt die Verschiedenheit der Personen. Diese beiden Merkmale zwingen uns, unterschiedene Personen anzunehmen, verbieten uns zugleich, den einen dem anderen unterzuordnen. Sie werden nebeneinander gestellt, nicht untereinander. Der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Und die Gemeinsamkeit wird ausgedrückt durch den Namen, nicht auf die Namen, sondern auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, in einer Kraft und Autorität – eben der Gottheit – wird die Taufe gespendet.

Diese beiden Stellen aus der Heiligen Schrift sind nicht die einzigen, die bezeugen, dass es einen dreifaltigen Gott gibt. Die Apostel beschreiben die Dreifaltigkeit in ihren Briefen wiederholt, z.B. der heilige Paulus im 2. Korintherbrief: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes, des Vaters, und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.“ Hier haben wir die drei: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes, des Vaters, und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.“ Und Petrus, der erste Papst, schreibt an die Christen, die auserwählt sind: „Zufolge der Vorherbestimmung Gottes, des Vaters, durch die Heiligung des Geistes, zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blute Jesu Christi.“ Wiederum die Dreiheit: Vorherbestimmung Gottes, des Vaters, Heiligung des Geistes, Gehorsam und Besprengung mit dem Blute Jesu Christi. Im 1. Korintherbrief schreibt Paulus: „Ihr seid abgewaschen, geheiligt und gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste unseres Gottes.“ Wiederum die drei: im Namen Unseres Herrn Jesus Christus, im Geiste unseres Gottes.

Die Tradition spricht nicht weniger deutlich als die Heilige Schrift. Die Apostel haben von Anfang an den dreifaltigen Gott, wenn auch in unbeholfenen Wendungen, gepredigt. Es mußte sich allmählich erst eine Terminologie durchringen, vom Heiligen Geist geleitet. Aber sie haben die Taufe gespendet im Namen des dreifaltigen Gottes, sie haben die Glaubensbekenntnisse formuliert, so dass immer der dreifaltige Gott darin vorkommt. Die Kirchenväter haben die Lehre des dreieinigen Gottes verteidigt, vor allem der genannte Athanasius. Im kirchlichen Leben und Handeln spielt die Dreifaltigkeit eine große Rolle. Wir taufen noch heute im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Wir machen das Kreuzzeichen und sprechen dabei: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Es gibt auch immer wieder Gebetsformeln, die den dreifaltigen Gott aussprechen: „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist.“ Und die Schlußformel der Gebete in der heiligen Messe erwähnen den dreifaltigen Gott: „Durch unseren Herrn Jesus Christus, deinem Sohn, der mit dir lebt in der Einheit des Heiligen Geistes als Gott in alle Ewigkeit.“

Schrift und Tradition bezeugen den dreifaltigen Gott. Gewiß, dieses Geheimnis ist sicher das größte und tiefste des ganzen christlichen Glaubens. Es ist ein Geheimnis, das auch, nachdem man es zu erklären versucht hat, den Geheimnischarakter nicht verliert. Der Geheimnischarakter des dreifaltigen Gottes, meine lieben Freunde, muss gewahrt bleiben, wenn Gott Gott bleiben soll. In dem Geheimnischarakter drückt sich die Weltüberlegenheit Gottes, die absolute Transzendenz, das Ganz-anders-Sein Gottes aus.

Wir können die Dreifaltigkeit auch nicht mit dem natürlichen Licht des Verstandes erkennen. Mit dem natürlichen Licht des Verstandes erkennen wir Gott, erkennen wir Gottes Dasein, aber nicht den dreifaltigen Gott. Diese Offenbarung ist dem Kommen des Erlösers vorbehalten.

Man hat versucht, die Dreifaltigkeit zu erklären. Die bedeutendste Erklärung ist vielleicht vorgelegt worden vom heiligen Augustinus. Er hat die sogenannte psychologische Trinitätslehre begründet. Worin besteht sie, kurz gesagt? Nun, Augustinus geht aus von der Denktätigkeit des Geistes. Wenn der Geist sich selbst erkennt, dann bildet er ein Bild von sich. Ähnlich-unähnlich erzeugt Gott, wenn er sich selbst erkennt, ein Bild von sich, und das ist der Sohn. Soweit überhaupt Menschliches mit Göttlichem verglichen werden kann, kann man diese Erklärung annehmen. Indem Gott sich selbst erkennt, erzeugt er ein Bild von sich, und dieses Bild ist eine Person, nämlich der Logos. Ähnlich ist es

mit dem Heiligen Geist. Man hat also versucht, den ewigen Hervorgang des Geistes aus dem Vater und dem Sohn zu erklären. Danach geht der Heilige Geist aus dem Willen des Vaters oder der gegenseitigen Liebe von Vater und Sohn hervor. Vater und Sohn lieben sich mit einer so intensiven Liebe, dass sie eine Person ist. Man kann die Hauchung als einen unendlichen Liebesakt auffassen. Man muss sich freilich bewußt sein, dass dieser geniale Versuch des heiligen Augustinus ein Bild bleibt, ein Bild, das zu erklären, was eigentlich unerklärbar ist, das auszusagen, was eigentlich unaussagbar ist. Und so sind auch alle Versuche, die Dreifaltigkeit bildlich darzustellen, kümmerliche Unternehmungen. In der Ostkirche wird die Dreifaltigkeit dargestellt in drei Engeln. Drei Engel oder drei Jünglinge sollen die Dreifaltigkeit abbilden. In der Dreifaltigkeitskirche, die ich als Knabe jahrelang besucht habe, wurde die Dreifaltigkeit dargestellt im „Gnadenstuhl“. Was ist das, ein Gnadenstuhl? Nun, da wird der Vater als älterer Mann dargestellt, und er hält mit seinen beiden Händen das Kreuz, an dem der Sohn hängt, und über ihnen schwebt der Heilige Geist. Das ist der Gnadenstuhl, ein Versuch, ein kümmerlicher Versuch, das Geheimnis der Dreifaltigkeit auszudrücken. Auch das dreiseitige Dreieck hat man versucht als Bild der Dreifaltigkeit auszugeben. Ein dreiseitiges Dreieck, das eben eine Ähnlichkeit, eine entfernte, eine unendlich entfernte Ähnlichkeit mit dem dreifaltigen Gott darstellen soll. Man muss, wenn man von der Dreifaltigkeit spricht, die Natureinheit festhalten und die Personenverschiedenheit. Es ist nicht so, dass die drei Personen in Gott zu vergleichen sind mit einem Triumvirat, wie wir es aus der römischen Geschichte kennen. Da haben sich drei Personen zusammengeschlossen zu einer Machtkonstellation. Nein, die Einheit in der Dreifaltigkeit ist keine Einheit von drei Individuen, die in einer kollektiven Einheit zusammengefaßt werden. Es ist eine Einheit des Wesens, so wie Jesus es sagt: „Ich und der Vater sind eins.“ Damit ist die Einheit in der Wesenheit ausgesagt: „Ich und der Vater sind eins.“ Der Sohn empfängt bei der Zeugung die Substanz des Vaters, aber der Vater behält auch die Substanz. Er gibt sie hin, und er verläßt sie nicht. Ähnlich ist es mit der Personenverschiedenheit. Sie ist begründet durch die Hervorgänge. Der Vater zeugt den Sohn, Vater und Sohn hauchen den Heiligen Geist. Zwei reale Hervorgänge, vier Relationen, vier Beziehungen. Die Personen werden konstituiert durch die gegensätzlichen Beziehungen. Vater ist ja schon eine Beziehung im Namen zum Sohn, und Sohn ist eine Beziehung zum Vater, und Heiliger Geist ist eine Beziehung zu Vater und Sohn durch die gemeinsame Hauchung.

Meine lieben Freunde, ich bin mir bewußt, dass ich unfähig bin, das Geheimnis der Dreifaltigkeit auszuloten. Es kommt darauf an, dass wir es festhalten, dass wir es bekennen, dass wir es leben, dass wir unser Leben vollziehen im dreifaltigen Gott. Durch den Vater, durch den Sohn und durch den Heiligen Geist leben wir, und durch die drei göttlichen Personen sollen wir den Aufstieg zum Himmel vollziehen. Es gibt zwei Gefahren, die wir vermeiden müssen. Die erste Gefahr besteht darin, dass man den Tritheismus vertritt, die Dreigottlehre. Sie tritt dort auf, wo die Einheit zugunsten des Unterschiedes der drei Personen unterbewertet wird. Sie tritt dort auf, wo die Eigenständigkeit der drei Personen so herausgestellt wird, dass die Einheit Gottes als eine nachträgliche, gewissermaßen kollektive Einheit gedacht wird. Das ist der erste Fehler. Der zweite besteht darin, dass man eine ökonomische Trinität der immanenten Trinität entgegensetzt. Das ist heute verbreitet. Was besagt ökonomische Trinität? Nun, sie besteht darin, dass man von einer absteigenden Vermittlung im Heilsgeschehen spricht. Der Vater bringt den Sohn als Schöpfungsmittler hervor und sendet ihn als Erlöser. Der Geist ist dessen Diener. Sohn und Geist sind demnach nur mindere Emanationen, Ausstrahlungen des Göttlichen. Diese ökonomische Trinität ist ein Versuch, das Geheimnis der Trinität aufzulösen. Das haben auch die Arianer getan und die Monarchianer. Nein, die ökonomische Trinität, also die Dreifaltigkeit in den Sendungen, ist dieselbe wie die Trinität im Schoße Gottes. Die ökonomische Trinität ist die immanente Trinität. Die kirchliche Lehre lehnt es ab, im Sohn und im Heiligen Geist Gestalten eines Abstiegs zu sehen, der sie vom Göttlichen entfernt. Sie sind selbst göttliche Wesenheiten. Sohn und Geist sind nicht Instrumente des göttlichen Handelns, sie sind Mitursache und Mitsubjekt alles göttlichen Handelns.

Meine lieben Freunde, Einheit der Natur und Dreiheit der Personen, das ist das Wesen der Trinität. Wir beten an den einen Gott in drei Personen, und wir verehren die Dreifaltigkeit im einen Wesen. „O heilige Dreifaltigkeit und ungeteilte Einheit.“ So sollten wir oft rufen und sollten uns begnügen mit

den jahrhundertelangen Ergebnissen des kirchlichen Nachdenkens und der Nachhilfe des Heiligen Geistes. Wir sollten weiter beten: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“
Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Zeugnis des Evangeliums über die Dreifaltigkeit Gottes

03.07.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Man kann die Dreifaltigkeit leugnen, aber man kann nicht sagen, dass sie sich in der Bibel nicht bezeugt findet. Die Bibel in allen ihren verschiedenen Schriften legt ein eindeutiges Zeugnis über den dreifaltigen Gott ab. Einer der deutlichsten Zeugen ist der Evangelist Johannes. Am Ende jeder heiligen Messe beten wir den Prolog, also das Vorwort, zum Johannesevangelium: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Das ist in nuce eine kleine Dreifaltigkeitslehre. Der Evangelist Johannes spricht, wenn wir das deutsche Wort gebrauchen, vom „Wort“. Der griechische Ausdruck heißt Logos. Logos kann man übersetzen mit „Wort“. Die Übersetzung ist nicht falsch. Aber man muss wissen, was in diesen Begriff „Logos“ alles eingegangen ist. Das ist ein reicher, mit Inhalt gefüllter Begriff. Er nährt sich aus zwei Strömen. Einmal ist in den Begriff „Logos“ eingegangen das Alte Testament. Einmal die Aussagen des Alten Testaments über Gottes Sprechen – das Wort ist ja ein gesprochenes Wort. Im Anfang der Heiligen Schrift, im Buche Genesis, ist die Rede von Gottes Sprechen. „Gott sprach, und es wurde Licht.“ „Gott sprach: Es bilde sich eine Feste innerhalb der Gewässer und scheidet Wasser von Wasser, und so geschah es.“ „Gott sprach: Es lasse die Erde grünende Pflanzen hervorbringen, und so geschah es.“ Das Wort ist also die Macht, mit der Gott schafft. Wenn Gott redet, wirkt er.

Wenn im „Faust“, der Dichtung von Goethe, die Rede ist, ob man nicht sagen soll: Am Anfang war die Tat, statt: Am Anfang war das Wort, so muss man sagen, das ist kein Widerspruch, denn das Wort ist bei Gott die Tat. Wenn Gott spricht, dann handelt er. Und sein Wort ist nicht nur am Anfang der Schöpfung tätig gewesen, sondern das Wort Gottes regiert auch die ganze Welt. Im Buche Isaias stehen die merkwürdigen Verse: „Wie der Schnee und der Regen vom Himmel niederfallen und nicht zurückkehren, bis die Erde getränkt und befruchtet ist, so geht es auch mit dem Worte Gottes. Es kommt aus dem Munde Gottes, und es kehrt nicht erfolglos zurück, sondern richtet alles das aus, was Gott von ihm ausgerichtet wissen will.“ Das Wort ist also kein ohnmächtiges Wort, ist keine kraftlose Rede, sondern mit dem Ausdruck „Wort“ bezeichnet Gott selbst die Macht und das Tun Gottes in der Natur und in der Geschichte. Sodann ist in den Begriff „Wort“ (Logos) im Prolog des Johannesevangeliums auch das Denken der griechischen Philosophie eingegangen. Das ist kein Widerspruch. Die heiligen Schriftsteller haben eben die Begriffe, die ihnen geeignet schienen, aus der Philosophie entnommen und sie auf den Christus und das Christusgeschehen angewandt. Das ist keine unerlaubte Weise des Umgangs mit der göttlichen Offenbarung, sondern das ist die Methode, mit der Gott will, dass sein Geheimnis begrifflich – begrifflich! – durchdrungen wird. Und so hat Johannes aus der stoischen und aus der platonischen Philosophie den Begriff Logos bezogen. In der stoischen Philosophie besagt er soviel wie die Weltvernunft, die Weltvernunft, von der ein Splitter in jedem Menschen ist. Und bei Plato ist der Logos die Weltidee, die Uridee, in der alle anderen Ideen beschlossen sind. Wenn also wir vom Logos sprechen, dann dürfen wir ohne Zögern das Ergebnis der griechischen Philosophie mitdenken, nämlich: der Logos ist die Weltvernunft und die Weltidee. Die beiden Gedankenströme sind in dem Begriff, in dem Ausdruck Logos (Wort) zusammengefloßen. Der Logos ist die Existenzmacht und die Weltidee des Christus.

Nun kommt etwas, was die griechische Philosophie nicht mitvollziehen kann. Denn von diesem Logos, von diesem Wort sagt Johannes, dass er ihn gesehen hat. „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Der Logos ist Fleisch geworden. „Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit

des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ In seinem ersten Brief wird er noch deutlicher. Da schreibt er: „Was von Anfang an war, was wir gehört und gesehen haben, was wir geschaut und mit unseren Händen betastet haben vom Worte des Lebens, das berichten wir euch. Denn das Leben ist erschienen, und wir künden euch als Augenzeugen das Leben, das ewige Leben, das beim Vater war und das uns sich geoffenbart hat.“ Der Logos ist also nicht ein Mythos, wie er von den Griechen vorgestellt wurde, nein, er ist eine geschichtliche Wirklichkeit. Er ist eine geschichtliche Gestalt, nicht ein mythisches Gebilde. Der Logos ist in leibhaftiger Wirklichkeit über die Erde geschritten. Wir nennen ihn Jesus von Nazareth.

Dieser Logos aber hat eine vorgeschichtliche Existenz. „Im Anfang“, heißt es, „war das Wort.“ Im Anfang. Das ist der Anfang vor allem Anfang, vor allem irdischen Anfang, vor allem geschöpflichen Anfang. Das ist der Anfang, den wir als Ewigkeit bezeichnen. Im Anfang war das Wort, das heißt, vor allem Sein ist der Logos in seinhafter Wirklichkeit existent gewesen. Wir nennen das die Präexistenz, die Vorexistenz, das Vordasein, bevor er nämlich auf Erden erschienen ist. Und dieser präexistente Logos, dieser präexistente ewige Gott hat in der Menschwerdung eine menschliche Natur angenommen. „Er blieb, was er war, aber nahm an, was er noch nicht hatte.“

Und dieser Logos ist personhaft. „Das Wort war bei Gott“, d.h. es steht ihm gegenüber. Es fällt also nicht zusammen mit dem Welterschöpfer, sondern es ist bei ihm, es ist von ihm unterschieden. Aber gleichzeitig ist es desselben Wesens. „Und das Wort war Gott.“ Es war bei ihm, und es war Gott. Hier finden wir angedeutet, was die Kirche dann erklärt hat, wenn sie sagt: „Einheit des Wesens und Verschiedenheit der Personen.“ Genau das ist hier im Prolog des Johannesevangeliums ausgesagt. Der Logos ist personhaft, und er ist göttlichen Wesens. Später spricht Johannes nicht mehr vom Logos in seinem Evangelium, sondern immer vom Sohn; und damit ist ja nichts anders ausgesagt, denn der Begriff Sohn beinhaltet zwei Aussagen, einmal die Personhaftigkeit und zum anderen die Naturgleichheit. Personhaftigkeit und Naturgleichheit sind die beiden entscheidenden Wesensmerkmale des Sohnes. In der Bezeichnung Sohn tritt sowohl das personale Selbst des Herrn wie seine Gottnatur hervor. Und von diesem Sohn berichtet dann Johannes so vieles, was wir kennen. „Niemand hat den Vater gesehen, nur der, der von Gott kommt, hat den Vater gesehen.“ „Ich rede, was ich vom Vater gehört habe.“ „Ehe Abraham ward, bin ich.“ In der Abschiedsrede betet der Heiland: „Jetzt verherrliche mich, Vater, mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war.“ Das ist Präexistenz. Er verdankt auch alles dem Vater. „Die Werke, die mir der Vater auszuführen gab, die Werke, die ich tue, sie geben Zeugnis über mich, dass mich der Vater gesandt hat.“ Der Vater hat das ganze Gericht dem Sohn übergeben. Er hat ihm Gewalt gegeben, Gericht zu halten, weil er der Menschensohn ist. „Alles, was der Vater hat, ist mein.“ Das ist Einheit der Natur.

Zugleich ist er mit dem Vater eins im Tun. Er ist eins mit ihm im Sein und im Tun. Einmal bat Philippus Jesus, er möge ihm doch den Vater zeigen. Er spricht immer vom Vater; er soll ihm einmal den Vater zeigen. Da antwortet Jesus: „So lange schon bin ich bei euch, und du hast mich noch nicht erkannt. Philippus, wer mich sieht, der hat auch den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeige uns den Vater? Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und dass der Vater in mir ist?“ Der Heiland bekundet damit seine Wesenseinheit mit dem Vater.

Sie werden vielleicht fragen: Wo bleibt denn der Heilige Geist? O, ihn wollen wir nicht vergessen. Der Heilige Geist wird im Johannesevangelium in dreifacher Weise geschildert, einmal, indem Johannes einzelne Züge des Heiligen Geistes uns vor Augen führt, zum anderen, indem er seinen personalen Charakter klar bezeugt, und schließlich, indem er uns über seine Wirksamkeit belehrt. Also eine dreifache Weise der Offenbarung des Heiligen Geistes, einmal, indem einzelne Züge vom Heiligen Geist uns unterbreitet werden. An erster Stelle fordert Johannes mit den Worten des Heilandes, dass man Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten müsse. Im Geist und in der Wahrheit. Das heißt, unser Beten muss vom Heiligen Geist formiert sein, es muss vom Heiligen Geist geprägt, durchdrungen sein. Das besagt nicht bloß innerlich beten, sondern in der Kraft und in der Macht des Heiligen Geistes beten. Beten im Geist und in der Wahrheit. Dann sagt Johannes aus, dass der Geist auf Jesus ruht. Er tauft im Geiste. Er selber hat ja nur die Wassertaufe gespendet zur Vergebung der Sünden, „aber es kommt einer, der wird im Heiligen Geiste taufen.“ Das heißt, er wird den Heiligen Geist entbinden, und er wird eine Taufe spenden, in der die Kraft des Geistes wirksam ist. Christus ist der Trä-

ger des Geistes. Er hat den Geist nicht nur teilweise, wie ihn andere Heilige gehabt haben, der Simeon und die Anna und Johannes der Täufer. Nein, er hat den Geist im Vollmaß. Gott gibt seinen Geist ihm ungemessen. Das Wort steht im griechischen Text. Er gibt seinen Geist ungemessen, d.h. in der Fülle.

Mit der Erhöhung Jesu wird der Geist entbunden. Einmal hat Jesus im Tempel den staunenden Zuhörern gesagt: „Wer dürstet, der komme zu mir und trinke.“ „Wer an mich glaubt, aus dessen Innerem werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Das war eine Rede, die den Zuhörern merkwürdig vorkam, verwunderlich. Aber Johannes erklärt sie gleich: Damit wollte er andeuten, dass diejenigen, die an ihn glauben, den Geist empfangen werden. Das sind die Ströme lebendigen Wassers, der Geist, der vom Herrn ausgeht und den die empfangen, die an ihn glauben. Und der Auferstandene hat ihnen ja den Geist vermittelt. Er hauchte sie an und sprach: „Wem ihr die Sünden nachlassen werdet, dem sind sie nachgelassen, wem ihr sie behalten werdet, dem sind sie behalten.“

Das sind Züge des Heiligen Geistes, wie sie uns Johannes schildert. Aber dann geht er auch über zu einer weiteren Erklärung und offenbart uns die personale Natur Geistes. Der Geist ist eine Person. Er sagt von ihm lauter Dinge aus, die nur von einer Person ausgesagt werden können. „Er wird bei euch bleiben.“ „Er wird dauernd in euch sein.“ „Er wird euch lehren.“ „Er wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ „Er wird Zeugnis geben von mir.“ Das ist alles ein Hinweis darauf, dass der Geist nicht bloß eine Kraft ist, sondern eine Person. Der Geist ist mit der Person Christi verbunden, und doch von ihm verschieden.

Im Kommentar über das Johannesevangelium von einem berühmten evangelischen Theologen wird das, was ich hier gesagt habe, auch erklärt. Aber für den Verfasser ist der Geist nichts anderes als die Kraft der Verkündigung, die Kraft der Verkündigung. Die Kraft der Verkündigung kann auch die Begeisterung sein oder die Überzeugung. Nein, der Geist ist eine Person, und seine Tätigkeiten sind personal. Das sind nicht bloße blinde Krafterweise, das sind Tätigkeiten, die aus einer Person hervorgehen. Und das wird auch bestätigt, wenn wir an seine Wirksamkeit denken. Die Wirksamkeit wird vom Evangelisten Johannes in einer fast überschwenglichen Weise geschildert. Der Geist bezeugt die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Wie tut er das? Nun, meine lieben Freunde, dass in unserer Kirche der Glaube an die jungfräuliche Empfängnis Jesu weiterlebt, nicht aufgegeben wird, wie es Frau Uta Ranke-Heinemann wollte, daß er noch lebt, dieser Glaube: Das ist die Wirkung des Heiligen Geistes. Menschlich, menschlich würden wir uns leichter tun, wenn wir uns der Welt anpassen. Nein. Der Geist bezeugt, dass der Logos Mensch geworden ist aus Maria der Jungfrau. Jesus Christus ist es, der durch das Wasser, das Blut und den Geist gekommen ist.

Der Geist ist auch unser Fürsprecher. Wenn einer sündigt, sagt Johannes, haben wir einen Fürsprecher beim Vater, Jesus, den Gerechten. Aber wir haben auch noch einen anderen Fürsprecher, denn der Heiland verspricht uns einen anderen Beistand. Solange er lebte, war er der Beistand. Als er in den Himmel auffuhr, hat er einen anderen Beistand verheißen, ebenfalls einen Fürsprecher, „den Geist, der ewig bei euch bleiben soll, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt“. Weiter wird vom Geist berichtet, „dass er euch alles lehren wird und euch an alles erinnern wird, was ich euch gesagt habe“. Der Geist sorgt dafür, meine Freunde, dass die Lehre Jesu nicht untergeht, nicht verstümmelt, nicht umgedeutet wird. Das geschieht durch die Wirksamkeit der Institution, die wir katholische Kirche nennen. Und in dieser Kirche lebt dieser Geist. „Er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ Kein Wort vom Evangelium fällt heraus aus unserer Verkündigung, kein Wort. „Der Geist wird euch auch in alle Wahrheit einführen. Er wird reden, was er hört und euch verkünden, was kommen wird.“ Der Geist ruht nicht. Er deckt die Wahrheit auf. Er läßt die Kirche immer tiefer schauen. Es gibt einen Fortschritt der Erkenntnis. Die Dogmengeschichte, meine lieben Freunde, ist eine Erfolgsgeschichte des Heiligen Geistes. Die Dogmen von 1870, die Unfehlbarkeit des Papstes und der Jurisdiktionsprimat über die ganze Kirche, das ist die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Zur rechten Stunde wurde diese Wahrheit uns offenbar gemacht. Dann sagt der Herr weiter: „Der Geist wird mich verherrlichen.“ Der Geist sorgt also dafür, dass Jesus nicht seiner Würde entkleidet wird, nicht ein bloßer Weisheitslehrer, ein Guru, nicht ein bloßer Prophet wie Johannes, nicht ein Bußprediger nur, nicht nur der Adoptivsohn Gottes, sondern der leibhaftige, der wirkliche Sohn Gottes, der naturhafte Sohn Gottes. Dafür sorgt der Geist,

indem er Jesus verherrlicht. Und dann schreibt Johannes mit den Worten Jesu dem Geiste noch eine besondere Wirksamkeit zu: „Wenn er kommt, wird er die Welt überzeugen, dass es eine Sünde gibt, eine Gerechtigkeit und ein Gericht.“ Also ist doch nicht alles Umwelt, Anlage, Erziehung, Erschöpfung. Nein, der Geist zerstört die Scheinberuhigung, dass es keine Sünde gibt. Er deckt auf, dass es >Schuld und Sünde und Verbrechen gibt, dass es himmelschreiende Sünden gibt, z. B. die homosexuelle Betätigung. Das deckt der Heilige Geist auf, auch wenn es dem Herrn Wowerit nicht paßt. Der Geist klärt darüber auf, dass die Kreuzigung des gesandten Messias ein Heimgang zum Vater war. Es gibt eine Gerechtigkeit. Auf Erden hat die Gerechtigkeit am Kreuze gehangen, aber in der Erhöhung Jesu wird offenbar, dass er der geliebte Sohn des Vaters war. Durch seine Erhöhung hat er Gerechtigkeit erfahren. Und es gibt ein Gericht, ein Gericht, nämlich Böses und Gutes bleiben in alle Ewigkeit geschieden. Zwischen Gott und Satan gibt es keine Gemeinschaft. Gott ist der Herr. Er richtet den Anführer des Bösen. Wowerit will mit dem Papst eine Diskussion über die katholische Sittenlehre führen. Meine lieben Freunde, über die katholische Sittenlehre wird nicht diskutiert, sondern sie nimmt man an. Es ist eine Lehre, die von oben kommt, vom Himmel. Sie haben nicht Menschen eronnen. Der Herr sagt seinen Jüngern voraus, dass sie um seinetwillen verfolgt und vor Gericht gestellt werden würden. Und das hat sich ja nun wahrhaftig in 2.000 Jahren Kirchengeschichte erfüllt. Aber er gibt ihnen einen Trost. Sie sollen sich nicht sorgen, wie oder was sie dann reden sollen, denn es werde ihnen in jener Stunde eingegeben, was sie reden sollen. „Denn nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist eures Vaters redet durch euch.“ Der Geist eures Vaters redet durch euch. Das hat sich nun wahrhaftig in 2.000 Jahren Kirchengeschichte erfüllt.

In der Französischen Revolution, meine lieben Freunde, wurden 2.000 Priester dem Tode überliefert, 2.000 Priester hingerichtet, ermordet von ungerechten Richtern. Ich erwähne Ihnen zwei Beispiele. Als ein angeklagter Priester gefragt wurde, ob er die katholische Religion liebe, antwortete er: „Von ganzem Herzen.“ Er wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Ein anderer wurde vom Richter gefragt: „Glaubst du an die Hölle?“ Er antwortete: „Wie sollte ich nicht an sie glauben, wenn ich euch sehe und das betrachte, was um mich geschieht?“ Wir spüren, hier sprach der Geist durch Menschen.

Wir können und dürfen uns, meine lieben Freunde, auf den Heiligen Geist verlassen. Er ist bei uns, und er bleibt bei uns. Er wirkt weiter in der Kirche und im einzelnen Christen. Er weicht nicht von uns. Der Geist ist stärker als alle Verlockung und Verführung. Er trotzt der Drohung und der Verfolgung. Es kommt nur darauf an, dass wir uns vom Geiste führen lassen, dass wir uns von ihm leiten lassen. Der Geist ist eine Kraft, eine personale Kraft der Bewegung und des Antriebs. Er erhebt uns über unsere Schwächen, über unsere Unlust und über unser Versagen. Wenn wir im Geiste leben, dann laßt uns auch im Geiste wandeln!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Kirche – Mittlerin der Gnade und Wahrheit

10.07.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im heutigen Kirchengebet fleht die Kirche, dass sie Gott ungestört und ruhig dienen möge. Diese Bitte ist verständlich, denn die Kirche findet bei ihrem Dienst mannigfache Widerstände. Es gibt einen zweitausendjährigen Kampf gegen die Kirche. Die Feindschaft gegen die Kirche zielt in letzter Linie immer auf Gott. Denn die Kirche ist ja nichts anderes als Gottes Herold. Was sie verkündet und was sie tut, ist ihr vom Herrn aufgetragen. Sie bringt nicht eigene Weisheit vor, sondern was Gott sie gelehrt hat. Die Feinde der Kirche sind sich einig im Kampfe gegen das Königtum Gottes. „Wir wollen nicht, dass dieser über uns regiert.“ Wir wollen mit Mehrheit regieren – wie im Bundestag. Und die Mehrheit kann alles. Sie verwerfen seine Lehre, sie verwerfen seine Gebote, sie wollen nach eigenen Gelüsten leben. Wer sie stört – wie die Kirche – der wird bekämpft. Wegen dieser Verkündigung: „Du sollst... du sollst nicht...“, wegen dieser Verkündigung wird die Kirche gehaßt, verbünden sich ihre Hassler, um sie zu erledigen, um sie aus der Öffentlichkeit zu verdrängen.

Die Feinde der Kirche besitzen zwei Methoden, um der Kirche zu schaden. Die erste besteht darin, dass sie ihr die Schwächen ihrer Glieder vorhalten, dass sie mit den Fingern zeigen auf diejenigen Kirchenglieder, die nicht nach ihren Geboten wandeln, vor allem auf die Kleriker, die sich gegen Gottes Gebot verfehlen. Einzelfälle unlauteren Verhaltens werden verallgemeinert, geringfügige Verfehlungen werden aufgebauscht. Ich weiß heute noch nicht, weswegen der Bischof von Augsburg zurücktreten mußte. Die zweite Weise, wie die Gegner der Kirche vorgehen, ist, dass sie historische Ereignisse heranziehen, um damit der Kirche zu schaden. Sie fahren mit dem Entsorgungskübel durch die Geschichte und sammeln alles auf, was jemals von Kirchengliedern an Schlimmem begangen worden ist. Dann führen sie diesen Schund den Menschen vor und sagen: Seht ihr, das ist die katholische Kirche!

Zu diesen Anwürfen, Vorwürfen, Anschuldigungen, Beschuldigungen ist folgendes zu sagen, meine lieben Freunde. Jedes Versagen einer Kirchenmannes ist beklagenswert. Jeder Fehltritt ist einer zuviel. In den Fehlritten der Kirchenglieder wird aber zuerst die Kirche getroffen. Sie wird ja geschmäht, ihr wird ja Schande bereitet durch das, was Glieder der Kirche tun. Wer sündigt, verfehlt sich nicht nur gegen Gott, er verfehlt sich auch gegen die Kirche. Er fügt ihr Schmerz und Schande zu. Es ist aber unredlich, eine Erscheinung wie die Kirche allein oder vorzugsweise nach den Fehlern oder dem Versagen einiger oder vieler Glieder zu beurteilen. Wer ihr gerecht werden will, muss ihr Wesen, ihre Aufgabe und ihr Wirken ins Auge fassen. Dann mag er urteilen.

Die Kirche ist der große Organismus des Heils, das Volk Gottes, die Gemeinde Christi, die hierarchische Institution, eine gottgestiftete Körperschaft. Sie ist von Gott gegründet, um die Menschheit zum Heile zu führen. Er hat sie dafür mit den Mitteln ausgestattet, die dazu erforderlich sind, und die Kirche hat diese Aufgabe immer ausgeführt, 2000 Jahre lang. Gewiß nicht immer mit Erfolgen, nicht immer auf der Höhe ihrer Berufung, aber immer konnte in der Kirche der Glaube Christi gefunden, konnte in ihr die Gnade Christi erlangt werden. Immer.

Die Kirche eröffnet den Menschen die Welt des Übernatürlichen. Das Natürliche liegt uns zur Hand. Wir haben die Kenntnis der Naturgesetze, wir schätzen die Wissenschaften, die Naturwissenschaften, und wir sind dankbar für das, was sie uns vermitteln. Aber keine Wissenschaft und keine Gelehrsamkeit ist imstande, uns die Welt des Übernatürlichen zu eröffnen, also den Weg zum dreifaltigen Gott, die Einheit mit Christus, das Leben in der Gnade. Das alles ist nur möglich, weil es eine Institution gibt, die wir katholische Kirche nennen. In ihr lebt die Wahrheit und die Gnade, die Christus auf diese Welt gebracht hat. Dass die Kirche dies tut und dies vermag, das zeigt ihre Unentbehrlichkeit. Sie gibt den Menschen Christus, den echten, den wahren, den ganzen Christus, nicht ein Zerrbild Christi. Ohne die Kirche wüßten wir nichts vom wirklichen Christus. Ohne die Kirche wür-

den wir ihn als einen bloßen Propheten oder als einen edlen Menschen ansehen. In der Französischen Revolution wurde Christus als der erste Sansculotte, als der erste Revolutionär vorgestellt. Christus der erste Sansculotte!

Die Kirche gibt uns den Glauben. Der Glaube, meine Freunde, ist Teilnahme am Wissen Gottes. Wo die menschliche Erkenntnis endet, da setzt der Glaube ein. Im Glauben eröffnen sich uns Horizonte, welche die Welt des Sichtbaren und Greifbaren hinter sich lassen und in die Wirklichkeit des Unsichtbaren und Transzendenten hineindringen. Glauben tut jeder und muss jeder. Wer den Glauben nicht aus der Hand der Kirche entgegennimmt, der macht sich ihn selbst zurecht und geht entsprechend in die Irre. Das gilt erst recht für die Sittenlehre. Wer die Gebote Gottes nicht aus der Hand der Kirche entgegennimmt, der bastelt sich eine Sittlichkeit nach eigenem Geschmack. Das ist der Grundirrtum der Demokratie, dass sie meint, mit Stimmenmehrheit alles beschließen zu können. Das ist ihr Grundirrtum, dass sie Grenzen des göttlichen Rechtes nicht anerkennt, wie wir soeben wieder im Bundestag erlebt haben.

Die Kirche gibt den Menschen den Glauben, den Glauben an das Recht Gottes und an die Rechte der Menschen. Der Glaube, den die Kirche lehrt, ist ein vernünftiger Glaube. Der Heilige Vater wird nicht müde, immer wieder hervorzuheben, dass Glaube und Vernunft zusammengehören. Der Glaube ist nicht gegen die Vernunft, er ist über der Vernunft, und er ist mit der Vernunft. Er widerspricht nicht der Vernunft, er übersteigt sie. Was dem Verstand nicht zugänglich ist, wo er seine Grenze findet, das wird im Glauben uns eröffnet. Die Kirche gibt den Glauben durch Schrift und Überlieferung, nicht durch Schrift allein, sondern durch Schrift und Überlieferung. Die Heilige Schrift ist ja ein Bestandteil der Überlieferung. Sie ist in der Gemeinschaft der Kirche entstanden, in welcher der Strom der Überlieferung fließt. Bevor es die Schrift gab, existierte die Überlieferung. Es gab einen Zustand der Kirche, in der es keine Schrift gab, wohl aber eine Überlieferung. Die Überlieferung garantiert uns das rechte Verständnis der Schrift. Nicht jede beliebige Interpretation der Heiligen Schrift ist zulässig und berechtigt, sondern nur jene, die der Heilige Geist in der Überlieferung uns vorlegt. Mit Schrift und Überlieferung bewahrt die Kirche den Glauben der Apostel. Deswegen ist sie die apostolische Kirche.

Die Kirche lehrt die Menschen beten. Durch das Gebet gelangen die Menschen zur Verbindung mit Gott. Gott ist das höchste Gut, Schöpfer und Erhalter des Lebens. Diese Tatsache muss der Mensch anerkennen. Die Anerkennung geschieht im Gebet. Das Gebet ist die Bejahung der Abhängigkeit des Menschen von Gott. Insofern ist das Gebet ein Ausdruck der Ehrlichkeit. Das Gebet lehrt den Menschen, sich seinsgerecht zu verhalten, nämlich als Geschöpf, das seinen Schöpfer anbeten muss. Mir ist angst vor Menschen, die nicht beten. Die Kirche lehrt auch, wie man beten soll: ehrfürchtig, ehrerbietig, gottergeben, demütig. Sie lehrt uns das Bittgebet, sie lehrt uns das Dankgebet. Durch das Gebet sind ungeheure Dinge in dieser Welt entschieden worden. Die Gläubigen von Österreich waren überzeugt, dass der Abzug der Russen im Jahre 1955 dem tausendfachen Rosenkranzgebet der katholischen Kirche zu verdanken war. Das Gebet ist unerlässlich für den, der sich seinsgerecht verhalten will.

Die Kirche gibt uns auch den Tag des Herrn. Sie schenkt uns an diesem Tag die Begegnung mit dem auferstandenen Heiland. Sie führt uns zur gemeinsamen Gottesverehrung. Der Kirche verdanken wir den Sonntag. Der Sonntag reißt die Menschen aus dem Arbeiten und aus dem Verdienen zur zweckfreien Verehrung Gottes – zur zweckfreien Verehrung Gottes. Sie führt die Menschen zum Gottesdienst. 2000 Jahre schon erfüllt sie den Auftrag des Herrn: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ So sorgt sie dafür, dass das Kreuzesopfer Christi nicht vergessen wird, sondern dass die Menschen sich mit dem geopfertem Christus im Messopfer verbinden. Der Sonntag, meine Freunde, ist auch von hoher sozialer Bedeutung. Der arbeitende Mensch soll Ruhe finden am siebenten Tage, er soll seine Kraft erneuern, er soll sich erholen können. Der Sonntag ist der Tag der Atempause. In der Französischen Revolution wurde die Zehntagewoche eingeführt, also ein Ruhetag immer erst nach 9 Tagen. Das Experiment ist fehlgeschlagen. Die gesamte französische Bevölkerung, ob gläubig oder ungläubig, hat sich gegen die Zehntagewoche gewehrt und sie abgelehnt. Sie sah darin eine Ausbeutung der Arbeitskraft.

Die Kirche lehrt den Wert und die Würde der Arbeit. Die Menschen sind berufen, Gottes Schöpfungswerk fortzusetzen. Das geschieht in der täglichen Arbeit. Wer arbeitet, ehrt die Gaben des

Schöpfers und gebraucht die empfangenen Fähigkeiten. Die Kirche lehrt die Arbeit als ein Mittel der Heiligung. „Alles, was ihr tut in Wort oder Werk, tut alles im Namen Christi“ mahnt der Apostel. Sie gibt uns die hervorragendsten Vorbilder der Arbeit. Jesus Christus, unser Herr, hat die Arbeit geheiligt, indem er selbst im verborgenen Leben Handarbeit geleistet hat. Joseph, sein Pflegevater, ist der Patron der Arbeiter. Über der Arbeit des Christen steht das Wort des Apostels: „Tut alles zur Ehre Gottes!“ Eine höhere Motivation für die Arbeit kann es nicht geben.

Die Kirche gibt den Menschen das Priestertum, nicht bloß den Prediger, nicht bloß den Religionsdiener, sondern den Priester. Priester sind Menschen, die seinsmäßig – ontologisch – die seinsmäßig Christus, dem Hohenpriester, verähnlicht sind und von ihm mit erhabenen Aufgaben und Vollmachten ausgestattet sind. Es muss Handwerker, es muss Gelehrte, es muss Techniker geben. Aber es muss auch Priester geben, die den Menschen den rechten Weg weisen, wenn alle anderen Wege sich als Irrwege erwiesen haben, die den Verbitterten Trost spenden, wenn jeder menschliche Trost versagt. Wir brauchen Priester, die den Dienst am Allerhöchsten zu ihrem Lebensberuf und zu ihrem Lebensinhalt machen. Die Kirche schenkt den Menschen den zölibatären Priester. Die Priester der katholischen Kirche sind Menschen, die dem Aufruf Christi folgen, Haus und Frau, Brüder, Eltern und Kinder zu verlassen und ihm nachzufolgen. Er selbst hat das Beispiel des zölibatären Lebens gegeben. Der zölibatäre Priester zeigt, dass die wahre Religion, dass der Dienst Gottes jedes Opfer wert ist, auch das Opfer der Ehe. Der Zölibat ist ein Zeichen des Glaubens. Wer Gott zum Inhalt seines Lebens macht, muss das Alltägliche irgendwie hinter sich lassen.

Der Verzicht auf die Ehe läßt die Menschen aufhorchen. Da ist einer, der um Gottes willen ein hohes Gut aufgibt, um ein noch höheres zu erwerben, die Angleichung Christi in der Lebensform. Die Kirche braucht den zölibatären Priester. Wenn es ihn nicht gäbe, müßte man ihn einführen.

Die Kirche schenkt den Menschen die Vergebung der Sünden. Christus hat die Gewalt, Sünden zu vergeben, der Kirche übertragen. Das Bußsakrament, meine lieben Freunde, ist eine Quelle des Segens und des Friedens. Durch die Vergebung der Sünden wird der Mensch innerlich geheilt. Er wird mit Gott und den Mitmenschen versöhnt. Ich habe nichts gegen Psychotherapeuten, ich habe nicht gegen psychotherapeutische Behandlung. Sie kann hilfreich sein, sie mag vielleicht sogar notwendig sein. Aber wenn alle Psychotherapie am Ende ist, dann bleibt immer noch ein Problem ungelöst, nämlich das Problem der Schuld. Auf der Couch wird keine Schuld vergeben. Die Schuld wird vergeben im Beichtstuhl der katholischen Kirche. Im Sakrament der Buße hat die Kirche unzähligen Menschen den inneren Frieden, die Aussöhnung mit den Feinden, die Harmonie in der Ehe und die Verständigung mit den Mitmenschen geschenkt. Es sähe anders aus in unserem Volke, wenn die Mitglieder der Regierung und die Abgeordneten des Bundestages vor Aufnahme ihrer Tätigkeit eine Generalbeicht ablegen würden.

Die Kirche hat die Verbindung, die wir Ehe nennen, geadelt. Wenn christliche Menschen sich zur Ehe verbinden, gehen sie eine lebenslange Liebesbeziehung in Christus ein. Ihr Leben miteinander soll ein Abbild des Lebens Christi mit der Kirche sein. Der bedeutende deutsche Dirigent Wilhelm Furtwängler hat einmal voll Bewunderung gesagt: „In der katholischen Kirche ist die Ehe ein Sakrament.“ Wahrhaftig, das ist sie. Kein bloßer bürgerlicher Vertrag, keine alleinige Arbeitsgemeinschaft, sondern ein Gnadenzeichen Gottes. Mit der Ehe lehrt die Kirche auch die Menschen den rechten Gebrauch der Geschlechtlichkeit. Die katholische Sexualmoral steht im Dienst der wahren Liebe. Wahre Liebe ist Liebe ohne Egoismus. Wahre Liebe ist eine Liebe, die schenkt und dient. Die Kirche hat die Menschen gelehrt, dass sexuelle Betätigung allein berechtigt ist in der gültigen Ehe. Wenn dagegen tausendfach verstoßen wird, um so schlimmer für die Menschen, die sich nicht an die Gebote Gottes halten. Die Kirche lehrt auch, dass die sexuelle Betätigung eine doppelte Bedeutung hat. Sie hat zwei Funktionen. Einmal soll sie die liebende Verbindung zwischen Mann und Frau ausdrücken und vertiefen – hoffentlich! hoffentlich! Sodann soll dieser Akt der Nachkommenschaft das Leben schenken. Wahre Liebe ist offen für Kinder. Die Kirche lehrt, dass diese beiden Funktionen nicht willkürlich getrennt werden dürfen. Sie fordert mit dem Apostel Paulus eine Liebe bis zu Hingabe des Lebens. „Ihr Männer“, schreibt Paulus im Epheserbrief, „ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegeben hat.“ O, ihr Männer, da wird viel verlangt! Liebet eure Frauen, so wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat. Wahre Liebe ist lebenslängliche Liebe. Die Kirche lehrt die Unauflöslichkeit der gültigen vollzogenen Ehe. Sie ist die einzige

unter Hunderten von Religionsgemeinschaften, die an der Unauflöslichkeit der Ehe festhält, die einzige.

Die Kirche ist auch stets den leidenden Menschen nahe. Ihr Herr und Meister hat sie die tätige Nächstenliebe gelehrt. Er setzt sich ja mit dem geringsten seiner Brüder oder Schwestern gleich. Er lehrt, dass das Gericht Gottes nach dem Maßstab der Zuwendung zum Mitmenschen ergehen wird. Die Kirche, meine lieben Freunde, die Kirche, die einen gepeitschten Sklaven auf die Altäre stellt, die versteht etwas vom Leiden. Die Kirche hat sich allezeit der Kranken angenommen. Der Herr und Heiland war allen Menschen nahe, aber besonders am Herzen lagen ihm die Kranken, die Gelähmten, die Gichtbrüchigen, die Tuberkulösen, die Aussätzigen. Er setzte seine Wundermacht ein, um sie zu heilen. „Er hat alles wohl gemacht. Den Tauben gibt er das Gehör und den Stummen die Sprache.“ Die Kirche hat sich auch immer der Kranken angenommen, zu denen niemand gehen mochte, nämlich der Aussätzigen. Im 19. Jahrhundert ging der kräftige Bauernsohn Damian Deveuster, ein Flame, auf die Insel der Aussätzigen nach Molokai und hat dort den Aussätzigen gedient. Als die Krankheit auch ihn überfiel, da hat er ausgeharrt und war glücklich, dass er noch mit den Händen den Heiland halten konnte. Von Albert Schweitzer spricht jeder Mensch, aber Damian Deveuster ist völlig unbekannt, wahrscheinlich weil er ein Katholik ist.

Die Kirche war immer den Sterbenden nahe. Sie versteht etwas vom Sterben, denn ihr Gründer ist selbst einen qualvollen und schimpflichen Tod gestorben. Er hat es vorgemacht, wie man sterben soll, nämlich in Ergebung in Gottes Willen: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Er hat gezeigt, dass man auch in der Todesstunde noch Segen spenden kann. „Heute noch, heute noch“, sagt er dem Schächer, „heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Am Kreuze hat uns der Herr eine Mutter geschenkt. Als er zum Johannesjünger sprach: „Siehe deine Mutter!“ da hat er allen Christen diese Frau zur Mutter gegeben. Die Kirche gibt uns die Mutter, die Hilfe der Christen, die Trösterin der Betrübten, das Heil der Kranken, die Zuflucht der Sünder. Wenn die katholische Kirche den anderen nichts voraus hätte außer der Marienverehrung, das wäre schon wunderbar.

Die Kirche hat zahllose Menschen in der Nachfolge Christi zur Heiligkeit geführt. Die Heiligen, meine Freunde, zeigen uns, dass es möglich ist, Triebe und Leidenschaften zu zügeln, zu überwinden, zu beherrschen, wenn man will und wenn man Gott zu Hilfe ruft. Die Kirche führt auch die Menschen zur Vollendung. Sie verspricht ihnen nicht bloß das Himmelreich, sie führt sie in das Himmelreich. Die Kirche spendet keinen billigen Trost, denn der Trost, den die Kirche spendet, ist gar nicht billig. Das Himmelreich wird nur dem versprochen, der seiner würdig ist. Es wird niemand gekrönt, der nicht gekämpft hat. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ Die Kirche gibt den Menschen das Himmelreich.

Wenn man also, meine lieben Freunde, sagt: Siehst du nicht die Flecken auf dem Kleid der Kirche?, dann antworte ich: Ich sehe diese Flecken, ich sehe sie mit Betrübnis und mit Schmerz. Aber diese Flecken vermögen nichts an der wahren Gestalt der Kirche zu ändern. Sie schreitet durch die Jahrhunderte als die heilige Kirche, die Segen spendet, die die Gnade vermittelt, die den Glauben an Christus uns schenkt in alle Ewigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Bernhard Lichtenberg – ein unerschrockener Kämpfer für Gott

17.07.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Was wir tun sollen, können wir dem Evangelium entnehmen. Die Botschaft des Herrn enthält alles Notwendige, was zu tun ist, um das Heil zu erlangen. Es gibt aber auch einen anderen Weg, um den Willen des Herrn kennenzulernen. Er besteht darin, dass wir uns nach dem Beispiel derer richten, die Gnade gefunden haben bei Gott. Die Heiligen haben das Evangelium nicht nur gehört, sie haben es im Leben bewährt. Es ist das Wort des Herrn nicht nur in ihr Herz gedrungen, sie haben es sich zu eigen gemacht. Deswegen können wir aus dem Leben der Heiligen ablesen, wie wir sein und wie wir handeln sollen.

Am 3. Dezember 1875 wurde in Ohlau, einem kleinen Städtchen in Schlesien, ein Knabe geboren, der den Namen hatte: Bernhard Lichtenberg. Lichtenberg war ein gewecktes, ein lernbegieriges, ein frommes Kind. Und so wollte er Priester werden. Er wurde es. Am 24. Juni 1899, also mit 23 Jahren, wurde er im Breslauer Dom zum Priester geweiht – mit 88 anderen Kandidaten!

Lichtenberg wurde dann als Kaplan in die Diaspora von Berlin geschickt, denn Berlin gehörte damals zum Bistum Breslau. Und dort hat er sein ganzes Priesterleben verbracht, in der Diaspora von Berlin. Lichtenberg war geeignet für den schweren Dienst in der Berliner Zerstreuung. Er war ein Mann des Glaubens. Der Glaube war in sein Herz gedrungen. Im Glauben lebte er, und aus dem Glauben lebte er. Den Glauben suchte er anderen zu vermitteln, und der Glaube war die Richtschnur und die Leitlinie seines ganzen Lebens. „Wenn man ihn hinter der Monstranz in der Fronleichnamspzession sah“, hat ein Zeitgenosse berichtet, „dann wußte man: Der da glaubt. Der ist so, wie wir Priester sein sollen, ganz ein geistlicher, von Gott erfüllter Mensch.“ Und ein anderer Zeitgenosse berichtet von ihm: „Ich hatte von ihm den Eindruck, dass er mit seinem ganzen Leben der Ewigkeit zufieberte.“

Lichtenberg besaß auch andere Eigenschaften, die ihn geeignet machten, in der Seelsorge tätig zu werden. Er war eifrig, entscheidungsfreudig, er hatte Durchhaltevermögen. Er besaß auch eine eiserne Selbstdisziplin. Lichtenberg hat von den Dingen dieser Erde wenig genossen. Er lebte spartanisch einfach. Seine Kleidung war verschlissen, schäbig. Er schnitt sich die Haare selbst, um das Geld zu sparen für die Armen. Lichtenberg war ein Mann der Seelsorge. Er wollte nichts anderes kennen als die Sorge für die Seelen. Er hatte keine Hobbies, er hatte keine Liebhabereien. Tag und Nacht war er tätig für seine Anvertrauten.

Er hatte auch Schwächen. Er selbst sagt es: „Meine größte Schwäche ist die Ungeduld.“ Schon im Abiturzeugnis wurde ihm geraten, er solle sich vor Übereilungen hüten, und er hat diese Schwäche sein ganzes Leben beibehalten, auch wenn er sie unermüdlich bekämpft hat. Er konnte auch schroff sein. Er hat ja in seinem Leben eine ganze Reihe von Kirchen gebaut, und das Geld bettelte er zusammen. Einmal schickte ihm ein Mann 5 Mark und schrieb dazu, er solle endlich mit der ewigen Bettelei aufhören. Was tat Lichtenberg? Er schickte ihm das Geld zurück und schrieb dazu: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“

Als Seelsorger war Lichtenberg zuerst ein Mann des Gebetes. Das Gebet ging ihm über alles. Er war der erste und der anhaltendste Beter seiner Gemeinde, und zum Gebet suchte er seine Gläubigen zu führen. Er wußte, wenn ein Mensch nicht beten lernt, ist er religiös verloren. Lichtenberg betrieb Individualseelsorge, d.h. er ging dem Einzelnen nach. Er hat nicht gewartet, bis die Menschen kommen, sondern er suchte sie auf. Er wußte, dass manche Menschen eben niemals zum Priester kommen. Er stieg in die Wohnungen der Armen. Der Katholizismus in Berlin war eine Sache der unteren Schichten. Ein Berliner Priester schrieb einmal: „Die anderen stellen den Direktor, wir stellen den

Portier.“ Und so war es. Das hielt Lichtenberg nicht ab, zu diesen unteren Schichten der Bevölkerung zu gehen, ihnen Trost zu spenden, ihnen Rat zu bringen, ihnen Hilfe zu gewähren, für sie vermittelnd tätig zu sein. Lichtenberg stieg in die Dachkammern der Armen wie in die Kellerwohnungen der Verstoßenen. Seine besondere Sorge galt den Kranken und den Kindern. Mit überströmender Liebe war er ihnen zugetan. Für ein Kind konnte er sich müde laufen, um es in die katholische Schule zu bringen.

Lichtenberg verstand etwas von missionarischer Seelsorge. Er wußte: Eine Kirche, die nicht hinzugewinnt, nimmt ab. Eine Gemeinde, die nicht wächst, stirbt – wie unsere Budenheimer Gemeinde. Sie stirbt. Aber Lichtenberg hat dazugewonnen. Er war unermüdlich tätig, Abständige, Abgefallene für die Kirche zurückzugewinnen. Er gewann durch seinen schonungslosen Einsatz die Achtung der Nichtkatholiken. Sie schätzten seine Furchtlosigkeit, seinen Mut, seine Nächstenliebe. Er hatte viele Konvertiten. Jeden Montag und Donnerstag hielt er Konvertitenunterricht.

Lichtenberg hat der Verwaltung des Bußsakramentes besondere Bedeutung zugemessen. Er hat jeden Tag im Beichtstuhl gesessen; er hat jeden Tag in der Bereitschaft gestanden, das Bußsakrament zu spenden. Übrigens: So habe ich es auch gelernt. Wir schlesischen Priester haben in unserer Seelsorgstätigkeit jeden Tag Beicht gehört, und es kamen jeden Tag Leute zum Beichten. Der Seelsorger Lichtenberg wußte, dass ein Katholik zugrunde geht, religiös zugrunde geht, wenn er keine Sonntagsmesse besucht. Und so war sein Bestreben, überall, wo es nur möglich war, Gottesdienststationen einzurichten. Er hat fünf Seelsorgestellen in Berlin errichtet und überall Kirchen gebaut mit Geld, das er zusammenbettelte. Eines Tages sagte ihm ein Eisenbahner, er könne am Sonntag nicht in die Messe kommen, denn sein Dienst beginne so früh. Was tat Lichtenberg? Er setzte eine Messe um 4.45 Uhr in der Frühe an und hielt sie selbst mit einer Predigt, auch wenn nur fünf Leute da waren.

Lichtenberg trug den Glauben in die Öffentlichkeit. Er hat sich stets als Priester in der weitgehend feindseligen Atmosphäre von Berlin gezeigt. Wenn er in eine Straßenbahn trat, dann grüßte er mit „Gelobt sei Jesus Christus!“ Wenn er zu den Kranken ging, dann im Talar mit Rochett und Stola. In der Hand hatte er ein kleines Glöckchen, das er läutete. Manche lachten über ihn, andere verspotteten ihn. Ein Kutscher hieb ihm die Peitsche ins Gesicht. Lichtenberg ging weiter, als ob nichts geschehen wäre. Ich kann mir denken, dass manche Priester, auch Gläubige, ihn für einen Spinner angesehen haben, dass sie über ihn im geheimen gelächelt und vielleicht auch gespottet haben. Aber das ist nun einmal der Preis, den die Tugend bezahlen muss. Der Preis der Tugend ist der Spott. Lichtenberg wußte, wieviel von der Politik abhängt. Ob ein Bauplatz für eine Kirche zur Verfügung gestellt wird, ob eine katholische Schule eingerichtet wird, ob regelmäßig Religionsunterricht erteilt wird, das hängt oft von den Parlamenten, von den Bürgermeister ab. Und aus dieser Überzeugung ging er in die Politik. Er wurde Abgeordneter im Berliner Bezirks- und Stadtparlament. Er hat dort für die Belange der Katholiken, aber auch für die allgemeinen Interessen sich eingesetzt. Er war ein schlagfertiger Debatte-redner. Er kreuzte seine Klinge mit einem Manne namens Joseph Goebbels. Lichtenberg trat für die Verfolgten, für die zu Unrecht Eingesperrten, für die Unglücklichen auf allen Gebieten ein. Vor allem aber kämpfte er für seine Kirche. Es gab damals in Deutschland einen Mann namens Erich Ludendorff. General Ludendorff war der Generalstabschef von Hindenburg im Ersten Weltkrieg gewesen. Nach dem Kriege betätigte er sich als weltanschaulicher Agitator gegen die katholische Kirche, die er mit Schmähungen überhäufte. Was tat Lichtenberg? Er schrieb dem Reichspräsidenten Hindenburg einen Brief, in dem er ihn um Schutz vor den Tiraden von Ludendorff bat.

Das war aber erst der Anfang. Als die Nationalsozialisten hochkamen, machte er sie sofort als Gegner aus. Er ist einer der wenigen, die das Buch Hitlers „Mein Kampf“ von Deckel zu Deckel gelesen haben, und nicht nur gelesen, sondern kommentiert haben. Diese Kommentierung wurde ihm später zum Verhängnis, denn sie wurde von der Polizei gefunden. Er hat also von Anfang an dem Nationalsozialismus als einer widerchristlichen Weltanschauung widerstrebt und trat für die verfolgte Unschuld ein. Als er hörte, welche Greuel in den Konzentrationslagern vor sich gehen, schrieb er dem Ministerpräsidenten von Preußen, Hermann Göring, einen anklagenden Brief. Als ihm bekannt wurde, dass in den Irrenanstalten Behinderte ermordet werden, richtete er ein flammendes Schreiben an den Reichsärztesführer Dr. Conti. Als er diesen Brief diktierte, sagte die Pfarrschwester, die den Brief aufnahm: „Herr Prälat, möchten Sie sich nicht etwas mäßigen? Sie werden noch ins Gefängnis kommen,

wenn sie so heftig sind.“ Da antwortete er: „Schwester, wenn es sein muss, gehe ich ins Gefängnis. Aber wir können die Leute nicht im Stich lassen. Wenn wir Priester schweigen, dann wissen sie überhaupt nicht, woran sie sind.“

Lichtenberg nahm sich auch der verfolgten Juden an. Sie wissen, dass am 9. November 1938 Hunderte von jüdischen Synagogen angezündet wurden. Lichtenberg stieg in Berlin auf die Kanzel des Domes, er war ja Dompfarrer und Domkapitular und Dompropst, er stieg auf die Kanzel des Domes und sagte: „Das ist auch ein Gotteshaus.“ Seitdem betete er jeden Abend für die verfolgten Juden, für die Konzentrationslagerhäftlinge und für die Bedrängten aller Art. Lichtenberg wollte das Regime nicht herausfordern. Es war ihm bekannt, wie rücksichtslos es gegen jeden Widerstand durchschlug. Er wußte vermutlich auch, dass er mit seinen Eingaben nichts erreichen würde. Aber es kam ihm nicht auf den Erfolg an. Er wollte Zeugnis geben und ein Zeichen setzen. Man kann fragen: Mußte Lichtenberg so handeln, wie er gehandelt hat? Und haben die Priester, die nicht so gehandelt haben, ihre Pflicht versäumt? Die Antwort kann nur lauten: Lichtenberg mußte nicht so handeln, um vor Gott und den Menschen bestehen zu können. Er hätte auch anders, vorsichtiger vorgehen können. Er hätte sich auch so verhalten können, dass er nicht ins Gefängnis und ins Konzentrationslager gekommen wäre. Und die Priester, die nicht so gehandelt haben wie Lichtenberg, haben sich nicht schuldig gemacht. Der Widerstand gegen das Regime konnte auch anders, auf weniger gefährliche Weise geleistet werden, die nicht ins Gefängnis und ins Konzentrationslager führte. Was Lichtenberg getan hat, war ein Fanal, ein Zeichen. Es war das Zeichen eines Priesters, der zum Bekenntnis gewillt und zum Martyrium bereit war.

Er hat nichts erreicht, was zu erwarten war. Er konnte nichts erreichen. In einem totalitären System werden Proteste lautlos erstickt. Ihre Träger werden durch Diffamierung und Einsperrung unschädlich gemacht. In einem Regime, das zu seiner Selbstbehauptung alle Mittel einsetzt, vermehrt Widerstand nur die Zahl der Opfer.

Aber damit war es noch nicht genug. Lichtenberg betete, wie gesagt, jeden Abend mit seiner Gemeinde im Dom zu Berlin, also in aller Öffentlichkeit, für die Verfolgten, für die Bedrängten, vor allem aber für die Juden. Am 29. August 1941 verrichtete er wieder dieses Gebet. Es befanden sich in der Kirche, aus Neugierde hereingeführt, zwei evangelische Studentinnen. Als sie ihn hörten für die Juden beten, waren sie empört, verließen das Gotteshaus und zeigten ihn an. Die Anzeige ging am 4. September bei der Gestapo (Geheime Staatspolizei) ein. Am 23. Oktober wurde Lichtenberg verhaftet. Man kann sich fragen: Mußte Lichtenberg so beten? Mußte er die Fürbitten so formulieren, wie er es getan hat? Ich kann wiederum nur sagen: nein. Er hätte sich die Anzeige ersparen können, wenn er die Fürbitten vorsichtiger formuliert hätte. Er hätte ja meinetwegen beten können: Für die Opfer der ungerechte Gewalt, für die unglücklichen und bedrängten Menschen, da wären die Juden auch dabei gewesen. Aber nein, er wollte mit seinen Fürbitten das Zeugnis der Nächstenliebe in einer konkreten Situation geben und beten für die, die am gefährdetsten waren. Und das waren damals ohne Zweifel die Juden. Er wurde also verhaftet und vernommen. Dabei konnte er einiges richtigstellen. Die Studentinnen hatten nämlich behauptet, er habe auch für die Bolschewisten gebetet. Das konnte er guten Gewissens abstreiten, denn er hatte es nicht getan. Aber er stritt es nicht ab aus Feigheit, sondern er fügte gleich hinzu: „Ich würde auch für die Bolschewisten beten, um Sie von ihrem Wahnsinn zu heilen.“ Bei der Vernehmung wurde er gefragt, ob er nicht wüßte, dass er durch seine Äußerungen und durch seine Fürbitten Unruhe in der Bevölkerung schaffe. Er antwortete: „Diese Beunruhigung kann nur vermieden werden, indem die falschen Maßnahmen abgestellt werden.“ Er verlor seinen Mut nicht. Am 22. Mai, also viele Monate später, fand sein Prozeß statt vor dem Sondergericht in Berlin. Sondergerichte wurden eingerichtet, um die Gegner des Regimes unschädlich zu machen. In der Verhandlung kamen seine angeblichen Verfehlungen zur Sprache. Lichtenberg nahm nichts zurück. Er stellte sich allem seinem Tun und, was zu erwarten war, wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Das war, wenn man die Umstände betrachtet, eine verhältnismäßig milde Strafe, denn wer im Gefängnis war, der war eigentlich gesichert vor den Schandtaten der Nationalsozialisten. Im Gefängnis waren die alten Beamten, die ihre Pflicht taten, und wo man einigermaßen anständig behandelt wurde. Freilich, das Gefängnis bedeutete Verzicht auf seine geliebte Seelsorgstätigkeit. Er konnte nicht mehr zelebrieren, er konnte nicht mehr Beicht hören, er mußte in seiner Zelle Briefumschläge kleben.

Lichtenberg wurde von Anfechtungen der Sorge, ja der Verzweiflung nicht verschont. Aber er überwand sie im Glauben an den Herrn Jesus Christus. Ja, er tat noch mehr. Er erklärte sich bereit, freiwillig in das Getto von Litzmannstadt in Polen zu gehen, um dort die Juden zu betreuen. Dieses Angebot versteht man nur, wenn man es vergleicht mit dem evangelischen Pastor Niemöller. Er war ja auch eingesperrt im Konzentrationslager Dachau. Aber ihm wurde kein Haar gekrümmt. Er erhielt die doppelte Ration der SS, er konnte Bücher bekommen, so viel er wollte, und er meldete sich, jetzt staunen Sie, er meldete sich aus dem Konzentrationslager zum Wehrdienst. Er wollte wieder zur Marine gehen, um am Kriege teilzunehmen. Lichtenberg wollte als Seelsorger ins Getto von Litzmannstadt, Niemöller wollte zur Marine.

„Wie Gott will, ich halte still.“ So war sein ständiger Wahlspruch, und den hat er bis zu seinem Ende behauptet. Kurz vor seiner Entlassung sagte er: „Was kann einem Besseres passieren, als dass man für den Glauben stirbt?“ Die Entlassung hätte erfolgen müssen am 23. Oktober 1943. Aber sie erfolgte nicht. Die Gestapo, die Geheime Staatspolizei, legte ihre Hand auf ihn. Er wurde überwiesen ins Konzentrationslager Dachau. Auf dem Transport kam er nach Hof in Bayern. Dort wurde er, der schon lange kränkelte, so schwer krank, dass man ihn ins Krankenhaus brachte. Am 5. November 1943 hat er seine Seele dem Schöpfer zurückgegeben.

Meine lieben Freunde, das ist das Leben und Sterben des schlesischen Priesters Bernhard Lichtenberg. Es ist ein exemplarisches Leben. Es ist ein Leben, das uns beschämt und zum Vorwurf wird. Wenn wir an unsere Armseligkeit, unseren geringen Mut, unsere wenige Tapferkeit denken, da kann man nur mit größter Hochachtung, mit Liebe und Beschämung das Leben von Bernhard Lichtenberg betrachten. Es siegte in ihm, der in ihm lebte. Bernhard Lichtenberg hat den Glauben bis zum Tode bewährt. Als man ihn fragte, was er denn tun wolle nach seiner Freilassung, da sagte er: „Ich will meinen priesterlichen Beruf bis zum letzten Atemzug ausüben.“ Und er hat ihn ausgeübt, nicht in der Seelsorge, sondern im Leiden und im Sterben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Taufe – das Sakrament der Begnadung und des Heiles

24.07.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am gestrigen Samstag las ich in der Mainzer Zeitung eine Anzeige, wie ich sie noch nie gelesen hatte. Es zeigte eine Familie die Geburt und Taufe ihrer Tochter Mathilde an, am 7 Juli geboren, am 16. Juli getauft. Und der kundige Vater hatte über diese Anzeige geschrieben: „Dieses Bad wäscht das Gefäß nicht einfach ab, sondern schmilzt es vollständig um.“ Ein Wort des heiligen Johannes Chrysostomus. Dieses Bad wäscht das Gefäß nicht einfach ab, sondern schmilzt es vollständig um.

Die Geburt zu dem irdischen Leben ist nicht zugleich die Geburt zum ewigen Leben. Es braucht eine Wiedergeburt, und diese gewährt das Bad der Taufe. Diese Anzeige paßt gut zu der Epistel des heutigen Sonntags, denn sie spricht ja von der Taufe. Sie ist eine Epistel der Tauftheologie. Es ist wichtig, sich zu erinnern, was die Taufe ins uns bewirkt: Sie macht aus einem Kind Evas ein Kind Gottes, aus einem Nichtbegnadeten einen Begnadeten. Sie ist das Sakrament der Begnadung. Sie ist das Sakrament des Heiles. Niemand kann gerettet werden, der nicht durch dieses Tor in das Christusgeheimnis eingegangen ist.

Die Menschen des Alten Bundes erwarteten ihr Heil von der Beobachtung des Gesetzes. Viele haben das Gesetz ernst genommen, haben sich bemüht, es zu halten. Aber dieses Heilmittel ist abgetan durch Jesus Christus. Das alttestamentliche Gesetz ist gefallen mit dem Christusereignis. Christen werden des Heiles nicht teilhaftig durch das alttestamentliche Gesetz, sondern durch den Anschluß an Christus, durch die Hineinnahme in das Leben Christi. Durch Christus gelangen sie zum himmlischen Vater. Aber zu Christus kommt man nur durch den Glauben und durch die Taufe. Der Christ ist also frei vom alttestamentlichen Gesetz.

Aber diese Freiheit konnte mißdeutet werden, und sie ist mißdeutet worden. Es sind in der frühen Kirche Menschen, Sektierer aufgestanden, die die Freiheit als Ungebundenheit deuteten. Sie meinten, man könne in sittlichen Fragen nach eigenem Gutdünken entscheiden, weil man ja nicht mehr unter dem Gesetz stehe. Der Apostel Paulus wehrt diese verkehrte Auffassung entschieden ab. Er sagt: Es ist unmöglich, dass der Christ noch sündigt. Es ist Falsch, was ihr sagt, nämlich dass man durch reichliches Sündigen Gott Gelegenheit gibt, viel Gnade zu erweisen. Das ist eine unmögliche Formel. Ein Verbleib in der Sünde ist für den Christen unmöglich, denn er ist in der Taufe der Sünde gestorben und zu einem neuen Leben auferweckt worden.

Das ist der Erklärung bedürftig, meine lieben Freunde. Das müssen wir uns erklären lassen. Die Sündenmacht hat einen Anspruch auf den Sünder, denn durch die Sünde begibt er sich in ihre Gewalt. Sie kann über ihn verfügen, und sie hat über ihn verfügt, nämlich durch den Tod. Sie hat den Tod beauftragt, mit dem Sünder so zu verfahren, wie er es verdient, nämlich er muss sterben, er muß ewig sterben. Der Apostel Paulus erkennt diesen Anspruch der Sündenmacht an. Jawohl, die Sündenmacht hat das Recht, den Tod des Sünders zu fordern. Aber diese Forderung ist beglichen, diese Forderung ist abgetan. Sie ist beglichen durch den Sühnetod Christi. Er hat das, was die Sünde zu Recht fordern konnte, nämlich den Tod, er hat diesen Schuldschein an das Kreuz geheftet und ihn dadurch zerrissen. Der Tod Jesu ist ein stellvertretender Sühnetod. Jesus starb nicht für sich, sondern er starb für uns. Er büßte nicht eigene Schuld, er büßte die Schuld der Menschen.

Nun erhebt sich die Frage: Wie kommen wir jetzt in die Nähe des Sühnetodes Christi, wie werden wir mit ihm bekleidet? Wie erfahren wir seine Wirkmacht? Die Antwort lautet: Der Tod Christi wird uns übertragen in der Taufe. Im Sakrament der Wassertaufe wachsen wir zusammen mit Christus, mit Christus, dem Gestorbenen und mit Christus, dem Auferstandenen. Das Wasser überträgt mystisch-sakramental, wirklich und nicht bloß gedacht, überträgt mystisch-sakramental die Wirkung des Todes

Christi auf den Getauften. Wir sind getauft auf seinen Tod. Es ist ein wirkliches Sterben, nicht ein gedachtes. Es ist aber ein Geschehen in der Tiefe, das der Erfahrung nicht zugänglich ist. Wir wissen, sagt Paulus, dass unser alter Mensch mitgekreuzigt worden ist, denn der Tod Christi war ja ein Kreuzestod. So sind wir also als Kreuzesangehörige mit Christus gekreuzigt worden. Wenn wir aber tot sind für die Sünde, dann kann die Sünde nichts mehr fordern. Ein toter Leib rührt sich nicht mehr. Mit einem toten Leib kann man nichts mehr anfangen. Wir sind also frei geworden von der Sündenmacht. Die Sündenmacht hat ihren Sklaven verloren.

Wir wachsen aber in der Taufe nicht nur zusammen mit dem sterbenden, mit dem gestorbenen, mit dem gekreuzigten Christus, wir wachsen auch zusammen mit dem auferstandenen Christus. Wir werden nicht bloß von seinem Tode erfaßt, sondern auch von seinem Leben. Das ist die gewaltige Wirkung der Taufe: Der Christ, der Getaufte, ist durch die Taufe ein neuer Mensch geworden und als solcher zu einem neuen Leben befähigt und verpflichtet. Das ist es, was wir zuerst sehen wollen, die Verpflichtung, die Verpflichtung, zu dem Taufgeschehen zu stehen. Wir sind der Sünde tot und sollen also dem Leben dienen, dem Leben in Christus, dem Gnadenleben, dem sittlich einwandfreien Leben. Wir sollen jetzt unsere Glieder Christus zur Verfügung stellen. Wir sollen dem jetzt Dienst leisten, mit dem wir zusammengewachsen sind, nämlich mit dem auferstandenen Christus. Also: Freiheit vom Gesetz heißt nicht Ungebundenheit, sondern heißt Eingehen eines neuen Dienstverhältnisses, jetzt nicht ein Dienstverhältnis gegenüber der Sündenmacht, sondern ein Dienstverhältnis gegenüber Christus. Das alttestamentliche Gesetz hört unwiderruflich auf als Heilsfaktor. Christen werden nicht durch die Beobachtung des alttestamentlichen Gesetzes des Heiles teilhaftig. Sie werden gerecht gemacht und gerettet durch den Glauben an Christus und die Gnade, die Christus uns am Kreuze verdient hat. Die Christen sind frei, aber ihre Freiheit darf nicht mißverstanden werden. Der Kollege des Apostels Paulus, der heilige Petrus, schreibt in seinem ersten Brief: „Ihr seid frei, aber ihr dürft die Freiheit nicht als Deckmantel der Bosheit gebrauchen.“ Nicht als Deckmantel der Bosheit gebrauchen.

Die Taufe bringt also die Verpflichtung, in einem neuen Leben zu wandeln. Neue Menschen müssen in einem neuen Leben wandeln. Sie bringt aber auch die Befähigung, in diesem neuen Leben zu wandeln. Die sittlichen Gebote bestehen ja weiter und sind zu beobachten, aber sie sind jetzt gleichsam eine Selbstverständlichkeit geworden. Wer ein neuer Mensch ist, der muss auch neu leben. Die Beobachtung der Gebote entspringt jetzt dem neuen Leben der Gnade. Die Gebote treten geichsam nicht mehr von außen an den Menschen heran, sondern sie quillen aus seinem Inneren. Er sieht es als selbstverständlich an, dass er jetzt heilig leben muss, nachdem er heilig gemacht wurde. Die Beobachtung der Gebote ist für den Getauften nichts anderes als eine Folgerung aus seinem neuen Leben.

Der Apostel Paulus hat das nicht allein gelehrt. Johannes sagt dasselbe. In seinem ersten Briefe schreibt er: „Wer in Christus bleibt, sündigt nicht.“ Wer in Christus bleibt, sündigt nicht. Das ist ausgeschlossen, das paßt nicht zueinander. Im Getauften sind nämlich die Kräfte der Auferstehung wirksam. Der Christus, mit dem der Getaufte in der Taufe zusammengewachsen ist, überträgt ihm seine Macht, über die Sünde zu herrschen, die Macht, mit der er den Tod überwunden hat.

Auch wir, meine lieben Freunde, werden auferstehen. Wir bekennen nicht als leere Formel im Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an die Auferstehung der Toten“ oder „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches.“ Die Auferstehung ist eine notwendige Folge unseres Zusammengewachsenseins mit Christus. Denn Christus stirbt nicht mehr, und wer mit ihm zusammengewachsen ist, auf den gehen auch die Kräfte der Auferstehung über. Wie Christus nicht im Tode geblieben ist, so werden auch die zu Christus Gehörigen nicht im Tode bleiben. Sie werden leibhaftig auferstehen, am Jüngsten Tage gewiß, aber diese Hoffnung ist gesichert. Wodurch? Durch das Angeld. Das ist ein interessanter Begriff, den der Apostel Paulus hier in die Theologie eingeführt hat. Der griechische Ausdruck heißt arrabon, Angeld. Angeld ist soviel wie die Anzahlung. Man macht, wenn man einen Gegenstand erwirbt, eine Anzahlung; die volle Summe wird dann später entrichtet. Aber die Anzahlung gibt schon das Recht auf den Gegenstand. So ähnlich-unähnlich hält es Paulus mit der Taufe. Wir haben die Anzahlung erhalten. Die volle Auszahlung steht noch aus. Und was ist nun die Anzahlung? Die Anzahlung ist eine dreifache. Das Angeld ist nämlich einmal die sittliche Auferstehung, von der ich schon sprach, der Wandel in einem neuen Leben. Die Christen als neue Menschen wandeln in einem neuen

Leben. Sie haben Christus angezogen und sie sind deswegen auch zu einem Wandel in Gerechtigkeit und Heiligkeit befähigt und verpflichtet. Wer Christus angezogen hat, ist ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden. Die Vergangenheit war dunkel, die Gegenwart ist hell. Ihr wart eins Finsternis, jetzt aber seid ihr Licht, Licht im Herrn. Christen sagen deswegen nicht, die Gebote sind zu schwer, man kann sie nicht halten. Nein, Christen beobachten die Gebote. Wenn unsere Feinde uns höhnisch fragen: Wo sind denn die neuen Menschen, die Christus angezogen haben? Dann verweisen wir auf das Heer der Heiligen, auf alle die Männer und Frauen, deren Name mit S anfängt: Sankt Johannes, Sankt Petrus, Sankt Paulus, Sankt Johannes Bosco, Sancta Cäcilia, Sancta Hildegardis, Sancta Theresia, Sancta Maria Goretti. Wir verweisen auf das Heer der Martyrer und Bekenner, auf das Heer der Frauen und Jungfrauen. In allen Jahrhunderten gab es Menschen, viele Menschen, unzählige Menschen, die in der Kraft der Gnade heroische Tugend bewiesen haben. Menschen, die aus dem Glauben gelebt haben wie Bernhard Lichtenberg, Menschen, die das Fleisch und die Welt besiegt haben. Dem Lamme folgt ein Heldengeschlecht von Männern und Frauen, die niemand zählen kann. Wir haben die neuen Menschen. Und nicht nur die kanonisierten Heiligen gehören dazu, nein, auch die zahllosen unbekanntenen Christen, die Stillen im Lande, die lauter und ohne Tadel leben, die Gott die Ehre geben und den Menschen Gutes tun, die vielen, die beten und arbeiten, die helfen und schenken, die ein schweres Leben geduldig aushalten, die ein Kreuz tragen, das sonst niemand tragen mag. Jawohl, wir haben die neuen Menschen, und wir haben sie in großer Zahl.

Dann fragen wir aber auch unsere Gegner: Wo sind denn eure Heiligen? Sind sie in den Verbänden der Gottlosen oder in den Vereinen der Schwulen und Lesben? Sind es jene, die Gott nicht gehorchen, die Gott nicht ehren, die Gott nicht danken, deren unverständiges Herz verfinstert ist, die den wahren Gott mit Götzen vertauschen, die Geschöpfe verehren, die Macht, das Geld und die Lust? Sind das eure Heiligen? Wo sind denn eure Heiligen, ihre Feinde Christi? „Sind es jene, die den natürlichen Verkehr mit dem widernatürlichen vertauschen? Die Männer, die den natürlichen Umgang mit der Frau aufgeben und in wilder Gier gegeneinander entbrennen?“ wie Paulus im Römerbrief schreibt. Wir haben das Angeld des neuen Lebens. Wir haben die Menschen, die das neue Leben auch tatsächlich verwirklichen.

Ein zweites Angeld, das uns Gott gegeben hat, ist der Heilige Geist. Den Getauften wird der Heilige Geist verliehen. Die Getauften sind Geistempfänger, Geistträger. In Taufe und Firmung sind sie geisterfüllte Menschen geworden. „Wißt ihr nicht, dass ihr Tempel des Heiligen Geistes seid, der in euch wohnt?“ ruft Paulus den Korinthern zu. Wir haben den Geist der Kindschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, lieber Vater. Wir haben ihn empfangen, wir haben seine Gaben erhalten: Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Wir kennen seine Früchte: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Mäßigkeit, Enthaltensamkeit, Keuschheit. In diesem Geiste leben wir. Von diesem Geiste lassen wir uns treiben. Das sind die Kinder Gottes, die sich vom Geiste Christi treiben lassen. Wenn wir durch den Geist die Regungen des Fleisches töten, werden wir leben. Diese kostbare Gabe macht uns gewiß: Der uns seinen Geist schenkt, wird uns auch die Vollendung gewähren. Der Geist ist die Erstlingsgabe. Der Erstlingsgabe folgen die weiteren Gaben. Und wem Gott die Erstlingsgabe gibt, dem gibt er auch die ganze Ernte. Wenn der Geist dessen in uns ist, der Christus belebt hat, dann wird auch Gott den sterblichen Leib in uns beleben, eben durch den Geist, der in uns wohnt. Der Geist ist das zweite Angeld.

Es gibt aber noch ein drittes Angeld auf die einstige Auferstehung. Das ist die Einkehr der Seele in den Himmel, die Heimkehr zu Gott. Der Christ, der stirbt, versinkt nicht im Nichts. Der unsterbliche Teil seines Wesens, die geistige Seele, kehrt heim zu Christus. Christus erwartet sie und nimmt sie auf. Er ist vorangegangen als Quartiermacher. Er hat eine Wohnung im Himmel für uns bereitet. Christen hoffen also nicht nur auf die Auferstehung des Fleisches am Ende der Tage, Christen hoffen auch auf die Aufnahme der Seele in die Herrlichkeit Gottes, in die Seligkeit des Himmels. Gewiß, das ist eine Teilerlösung, aber diese Teilerlösung macht uns der Vollerlösung am Ende der Tage gewiß. Paulus ist der Zeuge dieser untrüglichen Hoffnung. „Ich habe das Verlangen“, schreibt er im Gefängnis, „aufgelöst zu sein und mit Christus zu sein.“ Ja, warum will er denn aufgelöst sein, also sterben? Ja, damit er mit Christus ist. Er weiß, wenn er stirbt, kommt er zu Christus. Danach sehnt er sich. In dieser Gewißheit jubelt er: „Für mich ist das Leben Christus und das Sterben Gewinn.“ Nanu, das Sterben Ge-

winn? Wieso denn? Ja, weil es ihn mit Christus vereinigt. Der Christus, an den er hier glaubt, wird ihn drüben ihn schauen lassen. Wenn seine irdische Zeltwohnung abgebrochen wird, dann wartet auf ihn ein unvergängliches Haus, eine unvergängliche Behausung im Himmel. Und was Paulus für sich erhofft, das gilt auch für uns.

Deswegen, meine lieben Freunde, lassen Sie sich nicht irremachen durch die Leugner des ewigen Lebens. Es ist und es bleibt wahr: Dem Menschen wird das ewige Leben geschuldet, soweit er ein Kind Gottes ist. Das wird er dadurch, dass er Christus ähnlich wird. Diese Verähnlichung aber verdanken wir der Taufe. „Wenn wir bloß in diesem Leben auf Christus gehofft hätten, dann wären wir die bejammernswertesten Menschen“, schreibt Paulus im 1. Korintherbrief. Aber unsere Hoffnung geht auf das Leben jenseits des Todes. Christus ist von den Toten erstanden, und zwar als Erstling, als Erstling der Entschlafenen. Dem Erstling folgen die anderen. Das sind jene, die zu Christus gehören, das sind wir.

„Getrost, nach dieses Lebens Sorgen durchschlummern wir des Grabes Macht, bis an dem ew'gen Frühlingsmorgen unsterblich jeder einst erwacht.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wahre und falsche Propheten

31.07.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das heutige Evangelium ist den falschen Propheten gewidmet. Um zu erkennen, wer ein falscher Prophet ist, muss man wissen, wer ein wahrer Prophet ist. Propheten gab es im Alten wie im Neuen Bunde. Propheten sind immer charismatische Gottesboten; sie werden von Gott berufen. Der Gott des Alten Bundes, mit Namen Jahwe, belegt sie mit Beschlag und bereitet sie für ihren Dienst. Ihr Amt ruht also nicht auf einem Beruf, den sie wählen, sondern auf der Berufung, die Gott ihnen schenkt. Sie drängen sich nicht zu ihrem Amt. Im Gegenteil: sie suchen ihm zu entfliehen – wie Jonas. Sie fürchten sich vor dem Auftrag Gottes, und sie ringen mit Gott, um sich dann schließlich doch seinem Willen zu beugen. Das ist das Wahrheitskriterium der echten Propheten.

An die Propheten ergeht Gottes Wort. Sie haben Aufträge im Namen Gottes auszurichten. Sie treten als Heils- und als Unheilspredigern auf. Als Heilspropheten verkünden sie die segensreiche Hand Gottes, als Unheilspredigern seine strafende Hand. Sie deuten die Geschehnisse in Natur und Geschichte im Lichte Gottes. Oft lenken sie den Blick aus der Gegenwart in die Zukunft, in die Heilsgeschichte am Ende der Tage. Wenn sie zur Tagespolitik Stellung nehmen, und das tun sie auch, dann geschieht das aus dem Anspruch des überzeitlich gültigen Heilsplans Gottes. Kennzeichen des echten Propheten ist, dass er den Willen Gottes in seiner geschichtlichen Stunde erkennt und unbeirrt für die Belange Gottes eintritt. Das können nur Männer, die wirklich von Gott erfüllt sind, und das waren die Propheten. Sie sind von der Wirklichkeit und von der Majestät Gottes gleichsam durchdrungen. Sie verkünden Gott als den sittlich Erhabenen, den heiligen, den unumschränkten Herrn aller Zeiten und aller Völker.

Die Propheten haben eine anspruchsvolle Predigt, denn sie fordern viel von den Menschen. Sie verlangen das, was Gott von ihnen getan wissen will. Sie fordern vor allem eine unbedingte Hingabe zu Gott. In der Zeit des religiösen und sittlichen Niederganges reden sie als die unerschrockenen Verteidiger der Rechte und des Gerichtes Gottes!

Die Propheten sind Kämpfer. Sie führen einen dreifachen Kampf. Einmal sind sie religiöse Kämpfer. Sie kämpfen gegen die fremden Götter für die alleinige Verehrung Jahwes, des Gottes des Alten Testaments. Sie wenden sich gegen die Vermischung mit fremden Kulturen, gegen den Synkretismus. Sie nehmen auch Stellung gegen die Überschätzung des äußeren Gottesdienstes, des äußerlichen Gottesdienstes zugunsten des wahren, inneren Gottesdienstes. Der zweite Kampf der Propheten gilt dem moralischen Niedergang. Sie nehmen Stellung gegen die sittliche Verwilderung ihrer Zeit. Sie bringen Gottes Anspruch über den Menschen zu Gehör. Sie wenden sich gegen Eigennutz und Unsittlichkeit. Sie verkünden Gottes Absichten über dem Einzelmenschen und über den Gemeinschaften, wie der Ehe und dem Volk. Die Propheten haben auch, im Alten Bunde jedenfalls, eine politische Aufgabe gehabt und einen politischen Kampf geführt. Sie wandten sich gegen die falsche Bündnispolitik, die die Könige betrieben. Sie fürchteten von dem Zusammengehen mit heidnischen Mächten eine Vermischung mit der falschen Religion. Ja, sie fürchteten den Abfall zu der fremden Religion, wie es ja oft genug auch in der Geschichte Israels der Fall gewesen ist. Dieser Kampf der Propheten gilt der Rettung des Volkes vor dem unausweichlichen Gericht Gottes. Er gilt auch der Bereitung des heiligen Restes, der übrig bleiben wird, wenn alles in Unsittlichkeit versunken ist, des heiligen Restes als des Trägers des kommenden Heiles. Ihre schönste Aufgabe ist, hinzuweisen auf das Erscheinen eines Retters. Die Propheten sind messianische Künder. Sie halten die Hoffnung wach auf den Heiland, auf den Erlöser, der einmal kommen wird.

Wegen ihrer Wahrhaftigkeit und wegen ihrer Ermahnungen, wegen ihrer Ankündigung von Unheil und Strafe und Gericht sind die Propheten unbeliebt. Man peitscht sie aus, man bestraft sie, man tötet sie, wie zuletzt den Propheten Johannes den Täufer. Er wurde getötet, weil er prophetisch verkündet hatte: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ Die wirklichen, die echten Propheten machen sich unweigerlich unbeliebt.

Auch in der christlichen Kirche der Urzeit gab es Propheten. Sie werden neben den Aposteln und Lehrern genannt. Die Propheten des Neuen Bundes werden ebenfalls von Gott berufen. Ihre Funktion in der Gemeinde beruht auf dem Besitz des Heiligen Geistes. Was sie sagen, das wird ihnen eingegeben. Ihre Worte beziehen sich auf die Zukunft oder auch auf die Gegenwart. Sie kennen die Geheimnisse Gottes. Sie spenden Trost, sie mahnen, sie warnen. Sie sagen das, was die Stunde verlangt. Die Propheten dienen dem Aufbau der Gemeinde. Im Laufe der Kirchengeschichte hat Gott immer wieder prophetische Männer und Frauen erwirkt. Einer in unserer Zeit war der Fuldaer Bischof Johannes Dyba.

Das Alte Testament wie das Neue Testament kennen aber auch falsche Propheten. Falsche Propheten sind Personen, die behaupten, Propheten zu sein, obwohl sie es nicht sind. Die falschen Propheten sind Orakelpropheten, Hofpropheten, wie sie die Heilige Schrift nennt. Sie reden um Geldes willen dem Volk nach dem Sinne. Sie verkünden Heil, wo kein Heil ist. Beim Propheten Jeremias heißt es: „Die Propheten lieben den Betrug. Sie sagen, es ist Friede, und es ist doch kein Friede.“

Maßstab für den echten Propheten ist die Übereinstimmung mit dem Glauben. Ein Prophet muss lehren, was der Glaube gebietet. Er muss sich zu Christus bekennen. Er muss die Art des Herrn an sich haben. Und deswegen mahnt der Apostel Johannes: „Trauet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, denn viele falsche Propheten sind in die Welt ausgegangen. Daran erkennt man den Geist Gottes: Jeder Geist, der bekennt, dass Jesus Christus im Fleische gekommen ist, der ist aus Gott. Jeder, der Jesus nicht bekennt, ist nicht aus Gott.“

Nun treten aber falsche Propheten auf, die äußerlich gesehen auch Christus bekennen. Da gibt es ein zweites Kriterium, um sie zu durchschauen, nämlich: man muss auf ihren Wandel achten. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Was von ihnen ausgeht, was sie bewirken, das ist ein Kriterium für die Unterscheidung der Geister, die notwendig ist, um den echten vom falschen Propheten zu unterscheiden. Und falsche Propheten sind schon in der Urzeit der Kirche aufgetreten. Der heilige Petrus schreibt in seinem zweiten Briefe: „Es gibt falsche Propheten und falsche Lehrer. Sie führen verderbliche Irrlehren ein, weil sie den Herrn, der sie erkaufte, verleugnen.“ Und der Herr selber hat es ja vorherverkündet: „Es werden falsche Propheten und falsche Messiasse auftreten und Zeichen und Wunder wirken, Scheinzeichen, Scheinwunder, um, wenn es möglich ist, auch die Auserwählten in den Irrtum zu führen. Seht, ich habe es euch vorhergesagt!“

Die Art der falschen Propheten wird vom Herrn beschrieben. Es sind Wölfe in Schafskleidern. Was ist der Wolf? Der Wolf ist die einzige Gefahr für die Schafherden Galiläas. Er dringt in die Herde ein, er jagt sie, er reißt sie, er tötet sie, alles zum eigenen Nutzen. Das ist die Art des Wolfes. Und warum legt er Schafskleider an? Das Schaf ist ein harmloses, gutartiges Tier. Vor ihm braucht man sich nicht zu fürchten. Und wenn der Wolf in Schafskleidern kommt, dann erweckt er den Anschein, man kann ihm trauen, man braucht sich nicht vor ihm in acht zu nehmen.

Jetzt aber, meine lieben Freunde, die entscheidende Frage: Gibt es auch heute falsche Propheten? Wer sind sie, die in Schafskleidern daherkommen, inwendig aber reißende Wölfe sind? Ganz allgemein ist zu sagen: Falsche Propheten sind jene, die erklären, die Kirche müsse sich an die Welt anpassen, sie müsse mit der Zeit gehen, also sie müsse den katholischen Glauben abbauen und vor allem die Sittenlehre der Kirche ändern. Das sind die falschen Propheten, von Alois Glück in München angefangen bis zu den Memorandisten von Kirche 2011. Mit diesen falschen Propheten möchte ich mich heute beschäftigen, meine lieben Freunde. Was fordern diese Memorandisten, 311 Theologen, 311. Für schlechte Sachen kriegt man immer eine Mehrheit zusammen. Sie fordern erstens die Änderung der kirchlichen Strukturen. Es brauche mehr synodale Strukturen auf allen Ebenen, also mehr Räte, mehr Gremien, Foren, Zentralkomitees. Es zeugt von der Verblendung dieser falschen Propheten, dass sie der Kirche aufhelfen wollen mit derartigen Mätzchen. Eine solche Forderung ist geradezu eine Aufforderung zum Selbstmord. Die hier vorgestellte Rätekirche der Zukunft macht die Kirche zu einem

Schilfrohr, das von den Meinungen der Mehrheit hin und her getrieben wird, macht die Amtsträger der Kirche zu Angestellten von Versammlungen. Das Memorandum dieser 311 zielt auf eine andere Kirche! Sie wollen den hierarchischen Organismus durch einen Debattierklub ersetzen. Was die Memorandisten wollen, ist nicht die Kirche Jesu Christi. Er hat gewußt, weshalb er seiner Gründung ein Lehramt einstitfete und nicht die Herrschaft von Mehrheitsmeinungen aufgerichtet hat. Wer Abstimmungen in der Kirche organisieren will, der ist sich gewiß, dass sich stets eine satte Mehrheit für die bequeme Meinung ergibt. Wenn Wesen und Wirken von Mehrheitsmeinungen abhingen, wäre die Wahrheit und die Gnade in der Kirche längst zugrunde gegangen.

Die Memorandisten fordern zweitens, die Gläubigen sollen an der Bestellung der Bischöfe und der Pfarrer beteiligt werden. Was wäre die Folge dieser Beteiligung, meine lieben Freunde? Gewählt wird, wer die Religion am billigsten macht. Gewählt wird, wer sich am besten darzustellen vermag. Gewählt wird, wer den Menschen nach dem Mund redet. Wenn es auf Mehrheitsmeinungen ankäme, wäre Keteler niemals Bischof von Mainz geworden. Wenn es auf die Mehrheitsmeinung ankäme, hätten wir auf den deutschen Bischofsstühlen lauter Lehmänner. Ich meine, einer reicht uns! Wenn die Gemeinden die Pfarrer wählen könnten, dann wäre der heilige Johannes Vianney niemals Pfarrer von Ars geworden, und Bernhard Lichtenberg wäre niemals Dompfarrer in Berlin geworden, denn sie waren zu streng. Die Mehrheit der Leute will bequeme Seelsorger.

Drittens: Die Memorandisten haben auch Forderungen an den Gottesdienst der Kirche. Die Liturgie soll noch mehr als bisher dazu dienen, ein Spiegelbild des Alltagslebens zu werden. Ich habe hier den Text dieses Papiers. In der Liturgie sollen „Erfahrungen und Ausdrucksformen der Gegenwart“ Platz finden. Ein Spiegel des Alltagslebens soll sie werden, ein Mittel der Selbstdarstellung. Das heißt, Liturgie wird veränderlich nach den Vorstellungen der Teilnehmer. Das Memorandum weiß offenbar nicht mehr, was Liturgie ist. Liturgie ist das Kommen des Himmels auf die Erde. Liturgie ist Berührung des Menschen durch Gott. Liturgie ist keine Spielwiese für Wichtigtuer. Liturgie ist der Aufbruch aus dieser Welt und die Hinkehr zu Gott.

Die Memorandisten fordern viertens Gewissensfreiheit. Ich kann nicht sehen, wo sie fehlt oder bedroht ist. Jeder Christ kann jederzeit die Kirche verlassen, wenn sie ihm nicht paßt, und viele tun es ja. Gewissensfreiheit besagt aber nicht, dass jeder machen kann, was er will unter Mißachtung der Gebote Gottes und der Gesetze der Kirche. Gott entläßt niemanden aus seiner Bindung, auch wenn er ein falsches Gewissen hat. Die Kirche hat die unaufgebbare Verpflichtung, die Menschen zu Gott zu führen. Sie bindet die Gewissen, das ist ihre Aufgabe. In der Kirche versammeln sich die, denen das Gewissen gebietet, in dieser Kirche zu sein und zu bleiben. Gewissensfreiheit kann nicht darin bestehen, in der Kirche gegen die Kirche zu arbeiten, wie es die Memorandisten tun. Es muss in der Kirche Freiheit geben, aber Freiheit im Rahmen von Glaube und Recht, Freiheit zur Verwirklichung der Sendung der Kirche, Freiheit zum Aufbau des Reiches Gottes. Diese Freiheit muss es geben. Auch Freiheit der Lehre, aber nicht Freiheit für die Irrlehre. Jede Freiheit hat ihre Grenze an der Wahrheit. Wer im Namen des Gewissens Freiheit gegen die Lehre und Ordnung der Kirche fordert, der hat einen falschen Begriff des Gewissens. Das Gewissen, das die Memorandisten hier vorstellen, ist nicht die Empfangsstelle des Willens Gottes, sondern die Erhebung des eigenen Gutdünkens zum Maßstab des Handelns.

Fünftens stoßen sich die Memorandisten an der Sittenlehre der Kirche. Sie wollen – wie immer, wir wissen es ja – die Lehre über die geschlechtliche Sittlichkeit ändern Sie ist ihnen lästig, ist zu beschwerlich. Sie nennen das Befreiung von der „Bevormundung“ durch die Kirche. So war es immer, dass alle, die von der Kirche weggingen, Anstoß genommen haben an der Sittenlehre der Kirche. Sie wollen eine billigere Moral haben, also Freigabe der Empfängnisverhütung, Freigabe der Scheidung, Freigabe der Wiederverheiratung. Die Memorandisten wissen offenbar nicht mehr, dass es eine Moral gibt, die von Gott stammt, dass es moralische Dogmen gibt, die unumstößlich sind wie die Gesetze der Mathematik.

Zu den alten, bekannten Forderungen kommt eine neue, nämlich Zulassung aktiver homosexueller Betätigung – Zulassung aktiver homosexueller Betätigung. Ein widernatürliches Laster, eine himmelschreiende Sünde soll als erlaubt ausgegeben werden. Das ist der „Aufbruch“ der Memorandisten. Wir alle wissen, dass die Homosexualität der Heiligen Schrift widerspricht. „Habt keinen Umgang mit Un-

züchtigen“, mahnt der Apostel, „Unzüchtige, Ehebrecher, Weichlinge und Knabenschänder werden das Reich Gottes nicht erben.“ Die Memorandisten fordern ein Ende des moralischen Rigorismus, also der sittlichen Strenge in der Kirche, die angeblich für die Verfehlungen von Kirchengliedern mit Kindern verantwortlich ist. Darauf hat der Spiegel-Journalist Matthias Matussek schon die Antwort gegeben. „Sollte“, so schreibt er, „die moralische Sperre nicht eher noch viel rigoroser werden? Würden sich Pädophile mit einer weniger rigiden Moral eher dem Briefmarkensammeln zuwenden, als sich an Schutzbefohlenen auszutoben?“

Die Memorandisten wollen – wen wundert es? – sechstens Kommunionunwürdige zur Kommunion zulassen. Menschen, die in schwerer Sünde leben, im Zustand der schweren Sünde, wollen sie zum Tisch des Herrn führen. Sie haben offensichtlich vergessen, was der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief schreibt: „Wer unwürdig das himmlische Brot isst oder den Kelch trinkt, der isst und trinkt sich das Gericht, denn er ist schuldig am Leibe und Blute des Herrn.“ Die Aufforderung, Unwürdige zuzulassen, ist eine Einladung zur Vergiftung. Es ist unbegreiflich, wie jemand meinen kann, dass die Normen dem Verhalten der Menschen angepaßt werden sollen, statt dass die Menschen sich den Normen anpassen. Das ist die totale Perversion der sittlichen Aufgabe der Kirche.

Die Memorandisten fordern, und das ist uns ja vertraut, siebtens die Aufhebung des Zölibats des Priesters. Sie wissen nicht mehr, wer der katholische Priester ist. Die Ehelosigkeit des katholischen Priesters steht in der Nachfolge des ehelosen Herrn Jesus Christus. Sie ist eine Opfergabe an den Herrn des Himmels und der Erde. Der Zölibat ist die Lebensform, die dem katholischen Priester angemessen ist. Er ist seinsmäßig seinem Herrn gleichförmig gemacht. Der nichtkatholische Religionsdiener braucht den Zölibat nicht, denn er ist nicht Jesus Christus ontologisch angenähert. Der Zölibat ist ein unaufgebbarer Bestandteil der Identität der katholischen Kirche.

Achtens fordern die Memorandisten die Weihe von Frauen zu Priestern. Auch diese Forderung kommt aus ihrer Unwissenheit. Sie wissen nicht, was ein Priester ist. Der Priester ist der Repräsentant des Logos, der auf Erden erschienen ist. Der Logos aber ist als Mann erschienen, und diese Tatsache ist für die Kirche des Logos maßgebend. Sie ist für die Kirche verbindlich. Die Zulassung von Frauen zum Priestertum hat die Heilige Schrift und die Überlieferung von 2000 Jahren gegen sich. Johannes Paul II. hat noch einmal abschließend und endgültig erklärt, dass die Kirche keine Vollmacht hat, Frauen zu Priestern zu weihen.

Meine lieben Freunde, die genannten Forderungen werden mit dem Hinweis auf den Priestermangel begründet. Der Priestermangel ist eine Tatsache, aber er wird nicht dadurch behoben, dass man verheiratete Männer und Frauen zu Priestern weiht, sondern indem das Wesen des katholischen Priestertums lichtvoll dargestellt und durch das Leben heiligmäßiger Priester anziehend gemacht wird. Es wird wieder Priesterin Fülle geben, wenn die Krise der Kirche überwunden ist.

Die falschen Propheten sind die Hauptverantwortlichen für die heutige Krise der Kirche. Das, was sie beklagen, haben sie selbst hervorgerufen. Die Unterzeichner sind die Hauptschuldigen für das, was wir heute in unserer Kirche erleben. Sie haben seit Jahrzehnten falsch gelehrt. Die Unsicherheit im Glauben ist von ihnen verursacht worden. Ihr Verhalten hat die skandalösen Zustände hervorgerufen, unter denen wir heute leiden.

Die Memorandisten ermangeln des rechten Glaubens und der rechten Moral. Sie haben sich von der Glaubens- und Sittenlehre der Kirche entfernt. In ihrer Hand wird das Evangelium zu einer Manövriermasse von Menschen. Das Memorandum ist ein Zeichen religiöser Dekadenz. Seine Unterzeichner haben nur ein Ziel: es sich und den Menschen bequem zu machen. Sie sind falsche Propheten, die die Spaltung der Kirche betreiben. Ihre Forderungen laufen darauf hinaus, dass sich die Kirche in Deutschland von der Papstkirche absondert. Sie bedienen die Abrißbirne gegen die Kirche. Sie wollen die Institutionen der Kirche niederreißen. Sie zerstören die katholische Identität. Sie wollen die Kirche ihres Wesens berauben. Sie wollen fort aus dem apostolischen Ursprung der Kirche. Sie sind Miesmacher, die eine miese Stimmung erzeugen. Sie verunglimpfen die Institution, die sie bezahlt. Sie verleugnen ihren Arbeitgeber, die Kirche.

Der bekannte Dominikanerprofessor in Trier, Wolfgang Ockenfels, schrieb über diese Memorandisten, es handele sich „um den grotesken Aufstand theologischer Zwerge, die sich als Koryphäen aufspielen“. Wahrhaftig, hier stehen theologische Zwerge gegen die Kirche auf. Hier wird die Selbstäku-

larisierung der Kirche verlangt. Was sie treibt, ist der Wunsch nach Anpassung an den Protestantismus. Es ist ein Unverschämtheit, die Anpassung an den Protestantismus als Reform auszugeben. Mögen sie sich doch dem Protestantismus anschließen, wohin sie gehören. Es ist keine Schande, Protestant zu sein.

Der heilige Johannes sagt uns, wie wir diese falschen Propheten einzuschätzen haben: Die Memorandisten gehören nicht mehr zu uns. Sie haben sich von unserer Kirche verabschiedet. Von ihnen gilt das Wort des heiligen Johannes: „Sie sind aus unserer Mitte hervorgegangen, aber sie gehörten nicht zu uns. Hätten sie zu uns gehört, so wären sie bei uns geblieben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Neuevangelisierung – missionarische Seelsorge

07.08.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In unserer Kirche ist seit geraumer Zeit die Rede von der Neuevangelisierung. Die Neuevangelisierung setzt die Evangelisierung voraus. Evangelisierung ist die Verkündigung der Botschaft Christi an die Menschen durch das Zeugnis des Lebens und des Wortes. Neuevangelisierung ist das Bemühen, die Menschen, die einmal evangelisiert waren, aber sich vom Evangelium getrennt haben, wieder zum Evangelium zu führen. Man könnte auch von Rechristianisierung sprechen, von Wiederverchristlichung. An der Notwendigkeit der Neuevangelisierung, also an dem dringenden Bedürfnis, Menschen für Christus zu gewinnen und zur Kirche zurückzuführen, besteht kein Zweifel. Im Jahre 1948 fand in Mainz der erste Katholikentag nach dem Kriege statt. Auf diesem Mainzer Katholikentag wurde die Botschaft laut: „Deutschland ist ein Missionsland.“ Das heißt: Deutschland hat Mission notwendig. Das war 1948. Seit dieser Zeit hat sich die religiöse Lage in unserem Lande enorm verschlechtert. Verglichen mit heute waren damals idyllische Zeiten.

Die Entkirchlichung, die Entchristlichung ist weiter fortgeschritten. Millionen katholischer Christen haben sich vom Glauben losgesagt, haben sich von der Kirche getrennt. Die Gottesdienste sind leer geworden, die Priesterseminare bergen nur noch ganz wenige Alumnen, die Orden sind vom Aussterben bedroht. Jahr für Jahr trennen sich Hunderttausende von unserer Kirche. Im Jahre 2009 123.000 Kirchnaustritte, im Jahre 2010 181.000 Kirchnaustritte in Deutschland. 181.000 Kirchnaustritte in einem Jahr. Unsere Kirche schrumpft. Zusammen mit den Todesfällen und den geringen Geburtenzahlen ist unsere Kirche eine sterbende Kirche. Daran führt kein Weg vorbei.

Mit diesen Verhältnissen kann sich ein Christ, der Christus und seine Kirche liebt, nicht abfinden. Es muss etwas geschehen, um die Menschen bei der Religion, bei der Kirche zu halten und sie wieder zur Religion und zur Kirche zurückzuführen. Was zu geschehen hat, das sagt der Begriff „Neuevangelisierung“. Früher sprachen wir von „missionarischer Seelsorge“, aber damit ist dasselbe gemeint. Neuevangelisierung und missionarische Seelsorge sind ein und dieselbe Sache. Der Heilige Vater hat das Problem erkannt. Er hat eine eigene neue Behörde eingerichtet, die sich mit der Neuevangelisierung befassen soll. Es erhebt sich die Frage: Haben wir die Menschen und haben wir die Mittel, um die Neuevangelisierung zu bestreiten? Denn das ist keine Frage: Neuevangelisierung setzt Menschen voraus, die bereit und gewillt, die fähig und ausgerüstet sind, andere für den Glauben und für die Kirche zu gewinnen.

Das erste Erfordernis ist ein unerschütterliches eigenes Glaubensleben. Nur wer sicher im Glauben der Kirche ruht, kann andere für den Glauben gewinnen. Es gibt nur eine Kirche, denn Christus hat nur eine gestiftet, und in diese Kirche müssen wir alle Menschen hineinführen. „Schleppt herbei, wen immer ihr könnt“, ruft der heilige Augustinus uns zu, „ihr führt sie zu dem, der nur beseligen kann.“ So ist es. Neuevangelisierung oder missionarische Seelsorge kann nur betreiben, wer von Eifer für Gottes Sache erfüllt ist. Also Menschen brauchen wir, die vom Heiligen Geist getrieben sind, die alle eigenen Interessen und Liebhabereien hintansetzen, die einzig und allein für Gott leben und arbeiten. Es darf uns keine Ruhe lassen, dass Menschen Christus nicht kennen und den Weg zu seinem Volk nicht gefunden haben. Es darf uns keine Ruhe lassen, dass sich Getaufte von Christus abwenden und seine Kirche verlassen. Es darf uns keine Ruhe lassen, dass unsere Gemeinden unaufhörlich schrumpfen, dass wir zu einer sterbenden Kirche geworden sind.

Zur missionarischen Seelsorge braucht es Mut. Viele abständige und abgefallene Menschen wehren sich dagegen, wieder zum Glauben zurückgeführt zu werden. Wer Menschen fürchtet, der ist für missionarische Seelsorge nicht geeignet. Zur missionarischen Seelsorge braucht es auch Ausdauer. Schnell-

le Erfolge stellen sich nicht ein. Missionarische Seelsorge betrieb ein Mann, den ich noch selbst kennengelernt habe, der Bischof von Ermland, Maximilian Kaller. Er war vor dem Ersten Weltkrieg Pfarrer auf Rügen, auf der Insel Rügen. Als er dort ankam, lag das religiöse Leben völlig darnieder. Was tat Maximilian Kaller? Er besuchte unermüdlich die Menschen in ihren Wohnungen, treppauf, treppab. Er ließ nicht nach, sich um jeden einzelnen anzunehmen. Er ging auch jeden Samstag in den Beichtstuhl. Niemand kam. Zwei, drei, vier Monate: niemand kam. Endlich nahm sich einmal eine alte Frau das Herz und beichtete, und sie sagte: aus Mitleid für den Pfarrer. Aber damit war der Bann gebrochen. Maximilian Kaller hat die Insel Rügen zu einer blühenden katholischen Pfarrei geformt. Ausdauer braucht es für missionarische Seelsorge.

Es braucht noch etwas anderes. Um Menschen für Gott zu gewinnen, muss man ihnen beweisen, dass Gott sie liebt. Und um ihnen zu beweisen, dass Gott sie liebt, muss man sie selber lieben. Es muss einem etwas an den Menschen liegen, wenn man missionarisch tätig sein will, sonst soll man es bleiben lassen.

Wer Christus zu den Menschen bringen will, muss auch das gehörige Wissen haben. Viele Gläubige beten viel, und das ist ja nicht schlecht, aber sie erwerben zu wenig Wissen. Es gibt so viele Bücher, gute Bücher, moderne Bücher, die auf die brennenden heutigen Fragen eingehen. Aber sie müssen auch erworben, und ihr Inhalt muss angeeignet werden, meine lieben Freunde.

Das kirchliche Gesetzbuch macht die Evangelisierung, die Neuevangelisierung, die missionarische Seelsorge den Amtsträgern der Kirche zur Pflicht. Dem Bischof wird aufgetragen, sich der Menschen in seinem Bistum anzunehmen, welche die religiöse Praxis aufgegeben haben. Das ist der Auftrag zur Neuevangelisierung. Ich erlaube mir die Frage: Welcher Bischof tut das? Der Pfarrer wird im Gesetzbuch der Kirche aufgefordert, dafür Sorge zu tragen, dass die Botschaft des Evangeliums zu denen kommt, die von der religiösen Betätigung abgewichen sind und die den wahren Glauben nicht bekennen. Das ist wiederum die Aufforderung zur missionarischen Seelsorge. Und ich frage abermals: In welchen Pfarreien geschieht das?

Die Kirche hat Mittel ausgebildet, um die Fernstehenden und die Abgewichenen wieder zur Kirche zurückzuführen. Die Älteren unter Ihnen wissen noch, dass früher Volksmissionen gehalten wurden. Es kamen Missionare, zwei, drei, vier Priester in eine Pfarrei. Sie hielten Predigten für jeden Stand, für die Kinder, für die Frauen, für die Männer, für die Jugendlichen. Sie boten Beichtgelegenheit, sie gaben die Chance zum Gespräch mit ihnen. Dadurch wurde das religiöse Leben neu belebt, gefestigt und vertieft. Außer den Predigten wurden auch Hausbesuche gemacht. Die Seelsorger gingen zu den Christen, vorzugsweise zu den abständigen, und suchten sie zurückzubringen zur Kirche. Sie suchten ihre Probleme anzusprechen, sie zur heiligen Beicht zu führen, ungültige Ehen gültig zu machen. Die Volksmissionen sind ersatzlos gestrichen! Es gibt keine Volksmissionen mehr.

Ein nachdenklicher und eifriger Seelsorger hat immer schon daran gedacht, die Abgewichenen, die Abgefallenen, die Abständigen in seiner Gemeinde zurückzuholen. Und er hat auch Anstalten getroffen, um dieses Bemühen zu unternehmen.

Gelegenheit zu missionarischer Seelsorge waren und sind Ereignisse wie Taufe, Eheschließung, Beerdigung. Hier finden sich in der Regel Menschen ein, die sonst wenig oder gar nicht religiös praktizieren. Hier hat man Menschen vor sich, die gewöhnlich nicht mit dem Priester in Berührung kommen. Sie nehmen an den zugehörigen Gottesdiensten teil, sie hören das Wort Gottes, sie begegnen wieder einmal, endlich wieder einmal der Religion. Taufe und Eheschließung sind in der Regel freudige Ereignisse. Die Menschen, die dazu kommen, sind normalerweise festlich gestimmt und aufgeschlossen. Man kann bei ihnen die Geneigtheit voraussetzen, das Wort des Glaubens zu hören. Für noch wichtiger halte ich die Beerdigung. Der Tod ist stets eine Mahnung. „Sterblicher, denk ans Sterben!“ Das Leid und die Erschütterung über den Tod eines Angehörigen, eines Bekannten, eines Kameraden können die Seelen bereiten für die Saat des Wortes Gottes. Voraussetzung dafür ist freilich, dass Taufen, Beerdigungen, Eheschließungen in würdiger Weise gehalten werden, dass die Wortverkündigung sorgfältig vorbereitet wird, dass nicht bloß unverbindliche Worte gesprochen werden, sondern überlegt und eindringlich das Wort des Heils verkündet wird. Es muss den Menschen zu Herzen gehen.

Ein unentbehrliches Mittel zu missionarischer Seelsorge sind Hausbesuche. Es ist statistisch erwiesen, dass der Gottesdienstbesuch sofort in die Höhe geht, wenn systematisch Hausbesuche gemacht

werden. Viele Menschen fühlen sich angesprochen und geehrt, wenn der Seelsorger sie aufsucht. In der persönlichen Begegnung können Spannungen abgebaut werden, Vorurteile widerlegt werden, Unwissenheit beseitigt werden, falsche Ansichten richtiggestellt werden. Im persönlichen Gespräch lösen sich Verkrampfungen und Abwehrhaltung. In der Mainzer Neustadt, in der Pfarrei St. Josef, gab es, die Älteren von Ihnen werden es vielleicht noch wissen, einen Pfarrer, der unermüdlich Hausbesuche machte, der würdige Priester Siebchen. Er ging in diese riesigen Wohnblocks, die ja in der Neustadt stehen, treppauf, treppab. Ihm war kein Weg zu lang und keine Mühe zu viel. Jahrzehntlang hat er durch Hausbesuche seine Gemeinde zusammengehalten oder wieder zusammengeführt.

Es ist völlig verkehrt, Menschen, die aus der Kirche ausgetreten sind, aufzugeben. Den bürgerlichen Kirchenaustritt kann man vornehmen, man kann ihn aber auch zurücknehmen. Die evangelische Kirche hat eigene Stellen eingerichtet für die Zurücknahme des Kirchenaustritts. Davon können wir etwas lernen. Die Ausgetretenen dürfen nicht bloß registriert werden, sondern sie müssen Gegenstand unverdrossener Seelsorge sein. Ich kenne einen Herrn, der sagte: „Wenn ein Priester zu mir käme, würde ich wieder in die Kirche eintreten.“

Freilich, missionarische Seelsorge kann nicht allein die Aufgabe des Priesters sein. Schon rein kräftemäßig ist der Priester nicht imstande, die Riesenaufgabe der Rückgewinnung der Abseitsstehenden zu schultern. Laien müssen ihm zu Hilfe kommen. Nun haben wir in Deutschland, meine lieben Freunde, ein ganzes Heer gut ausgebildeter und gut bezahlter Laien im kirchlichen Dienst, Pastoralassistenten, Gemeindereferenten. Es ist die Frage zu stellen: Wie viele von ihnen betreiben missionarische Seelsorge? Ich wage zu behaupten: Fast überhaupt keiner! Die allermeisten beschäftigen sich nur mit denen, die sowieso schon kommen. Missionarische Seelsorge fällt aus. Sie dienen ihre Stunden ab, und damit ist es getan. Der Diakon in dieser Gemeinde, der Herr Kost, hat sich neulich bei mir beklagt, dass die Gemeindereferenten nicht einmal in die Werktagmesse kommen.

Wenn die beamteten Seelsorger es nicht schaffen, dann müssen die nichtbeamteten Laien einspringen. Sagen Sie mir nicht, meine lieben Freunde, man kann nur beten. Das kann ich nicht mehr hören. Man kann mehr als beten, und man muss mehr tun als beten. Wir können die große Welt nicht ändern, aber wir können in unserer Umgebung etwas tun, um dem Prozeß der Schrumpfung Einhalt zu gebieten, um einen Verwandten im Glauben zu halten, um einen Nachbarn für die heilige Religion zu werben. Es ist notwendig, dass dafür Initiativen ins Werk gesetzt werden. Ich habe immer die Mormonen bewundert. Sie setzen zwei junge Männer, tadellos gekleidet, mit vorbildlichen Manieren ein, um Besuche bei den Menschen zu machen und sie für die Botschaft, die sie für die Botschaft Christi halten, zu gewinnen. Ich habe große Hochachtung vor diesen Mormonen. Es gibt vereinzelt Versuche, es ihnen nachzumachen. In Paris haben Studenten der Technischen Hochschule zu zweit oder zu dritt sich in die Bannmeile begeben, also in die Außenbezirke, und haben dort versucht, missionarische Seelsorge zu betreiben. Sie haben die Kinder versammelt, sie haben mit ihnen gespielt, aber auch natürlich gebetet. Sie haben sie zusammengeführt. Sie haben ihre Freizeit geopfert, um auf diese Weise einen Beitrag zur Evangelisierung, zur Neuevangelisierung zu leisten.

Die Unwissenheit über religiöse Dinge ist enorm. Die Menschen wissen häufig über die einfachsten Prinzipien der Religion nicht Bescheid. Unaufhörlich strömt bissige Kritik, gehässige Satire, bösartige Unterstellung auf sie ein. Dagegen muss etwas unternommen werden. Wenn die Menschen nicht zu uns kommen, müssen wir zu ihnen gehen. Ich habe im Hyde Park in London gesehen, wie an den Ecken Männer stehen, die das Evangelium verkünden. Im Hyde Park zu London. Warum wird nicht bei uns auf öffentlichen Plätzen oder in leicht zugänglichen Räumen das Evangelium verkündet? Warum werden nicht apologetische Vorträge gehalten, Filmvorführungen veranstaltet, in denen die gängigen Vorurteile gegen die Kirche abgebaut werden? Warum geschieht das nicht? Die Zeitung ist immer noch ein wichtiges Medium der Vermittlung von Nachrichten und zur Verbreitung von Wissen. Die Kirche könnte sie benutzen, um ihre Botschaft zu den Menschen zu bringen. Warum erscheinen in den Zeitungen keine Annoncen, in denen die Leser über religiöse Gegenstände, über aktuelle Fragen, über schlimme Vorkommnisse aufgeklärt werden – von kirchlicher Seite? Presseapostolat ist missionarische Seelsorge. In vielen Städten, auch in Budenheim, stehen Litfaßsäulen. Es sind tonnenförmige Gebilde, die zum Anschlag von Plakaten benutzt werden. Firmen pachten diese Säulen, um ihre Werbung zu betreiben, kulturelle Veranstaltungen werden angezeigt, politische Parteien werben

um Wähler. Warum geht die Kirche nicht an die Litfaßsäulen? Warum werden dort nicht Plakate angebracht, die die Botschaft Jesu den Menschen vermitteln?

Nicht jeder kann alles, was ich hier an missionarischer Seelsorge vortrage, selbst leisten. Aber jeder kann das leisten, was ich jetzt sagen werde. Es fehlt nicht an Broschüren und Büchern, die geeignet sind, den katholischen Glauben lichtvoll darzustellen und die Anwürfe gegen ihn zu widerlegen. Sie müssen aber zu den Menschen gebracht werden. Ich kenne einen Lokomotivführer, der jedes Mal, wenn er auf die Lokomotive steigt, katholische Zeitungen mitnimmt und sie an den Haltestellen anderen verteilt. Ich kenne einen Postbeamten, der durch ein Buch über die heilige Kommunion zur öfteren Kommunion geführt wurde und darüber so glücklich war, dass er von nun an beschlossen hat, das Buchapostolat zu betreiben. Er kauft Bücher und verteilt sie. Das Gespräch ist ein Mittel der missionarischen Seelsorge. Man muss nur es zu lenken verstehen. Man darf sich nicht mit banalen Dingen begnügen, sondern muss vorsichtig und geschickt das Gespräch auf religiöse Gegenstände bringen und ein eindeutiges Zeugnis für den eigenen Glauben und für das Glück, in diesem Glauben zu stehen, ablegen. Man kann andere einladen, den Gottesdienst zu besuchen, eine Predigt anzuhören. Auf diese Weise werden die Blockaden beseitigt, die oft bei den Abständigen vorhanden sind, es wieder einmal in die Kirche zu schaffen. Auch Briefe können ein Mittel missionarischer Seelsorge sein. Da sollten nicht nur alltägliche Begebenheiten ausgetauscht werden, sondern Briefe sollten Zeugnis geben von dem persönlichen Glauben des Absenders und von seinem Bemühen, den Empfänger des Briefes wieder für den Glauben zu gewinnen. Unser Bischof Piontek lehrte uns, Briefe nicht mit einer Floskel, sondern mit dem Versprechen zu beenden: „Gebet versprechend und erbittend grüßt Ihr...“ „Gebet versprechend und erbittend grüßt Ihr...“

Ein ganz wichtiger Beitrag zur missionarischen Seelsorge, meine Freunde, den jeder leisten kann, sind Briefe an die Redaktionen von Rundfunk, Fernsehen und Presse. Dadurch wird den Managern der öffentlichen Meinung der Glaube der Kirche zu Gehör gebracht. Sie werden, ob sie wollen oder nicht, mit der Überzeugung des gläubigen Teils der Bevölkerung konfrontiert und müssen dazu Stellung nehmen. Häufig werden solche Briefe unterschlagen, aber nicht immer. Manchmal erscheinen sie, und dann hat man die Freude, dass Zehntausende, ja Hunderttausende von Menschen, diese Briefe, die ein Zeugnis des Glaubens sind, lesen. Sie finden sie unter den Leserbriefen, die die Zeitung in gewissen Abständen veröffentlicht.

Missionarische Seelsorge betreibt, wer sich gegen Schmähungen der Kirche und der gläubigen Christen zur Wehr setzt. Soeben haben wir ein Beispiel erlebt, dass Widerstand erfolgreich sein kann. Die Geschäftekette Spar warb bei Shell-Tankstellen Käufer mit dem Plakat „Kauf ein, wenn Mutti in die Kirche geht“. Gegen diese Werbung haben so viele Christen protestiert, dass der Edeka-Konzern die Plakate absetzen ließ.

In den Gräbern von Gerasa am See Genesareth hauste zur Zeit Jesu ein Besessener. Er schrie und schlug sich selbst mit den Fäusten. Man legte ihm Ketten an, aber er zerriß die Ketten. Als Jesus in seine Nähe kam, lief er auf ihn zu, warf sich vor ihm nieder und schrie mit lauter Stimme: „Jesus, was habe ich mit dir zu schaffen?“ Jesus heilte den Besessenen. Dieser ging hin und verkündete im Gebiet der Zehn Städte, was Jesus Großes an ihm getan hatte. Auch an uns, meine lieben Freunde, hat Gott Großes getan. Er hat uns in seine heilige Kirche geführt. Er hat uns aus dem Schlamm der Sünde errettet. Er hat uns vor schweren Krankheiten bewahrt. Er hat uns aus Lagen, die aussichtslos schienen, herausgerissen. Gehen wir hin und künden wir das Lob Gottes!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die verschmähte Liebe des Herrn

14.08.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus kommt nach Jerusalem. Er steigt über die Hügel die Stadt hinauf; er nähert sich der Stadt und rastet eine Weile, und sein Blick geht über die Stadt. Und da erleben wir erschütternd: Er weint. Unser Herr weint über die Königsstadt Jerusalem, er weint über ihr künftiges Schicksal. Denn er sieht es voraus: Die ganze Herrlichkeit Jerusalems wird dahinfliegen. Er sieht vor sich diese Paläste, die Burg, er sieht den Tempel, diesen wunderbaren Tempel, den Herodes der Große errichtet hatte, aber er sieht weiter und tiefer. Er sieht die Zerstörung voraus, die die Truppen des Feldherrn Titus im Jahre 70 anrichten sollten. Am 3. September des Jahres 70 drangen sie in die Stadt ein, zerstörten, was zu zerstören war, zündeten den Tempel an, und die ganze Herrlichkeit versank. Das alles sieht Jesus vor sich, und er weint.

Er weint, weil er erkennt, dass Jerusalem seine Stunde, die Stunde, auf die es jahrhundertlang geharrt hatte, nicht erkannt hatte. In den Zeiten der Not hatten die Propheten die Hoffnung auf den Messias wachgehalten, und das Volk hatte sich daran geklammert, war aber immer mehr auf die irdische Seite abgeglitten, hatte eine nationale Befreiung statt eine Befreiung von der Sündenschuld erwartet. Es war abgewichen auf Irrwege und jetzt, als die Erfüllung herankam, jetzt hat es den Erlöser verschmäht.

Der tiefste Schmerz, meine lieben Freunde, den es geben kann, ist der Schmerz der verschmähten, der mißachteten, der zertretenen Liebe. Das ist der tiefste Schmerz, den es geben kann. Die Liebe, die erlösen wollte und nicht erlösen konnte, weil sie verschmäht wurde. Zwei Jahrtausende lang hat das Volk auf den Erlöser geharrt, und jetzt, als er kam, hat es ihn verworfen. Jesus hat gelehrt, wie kein anderer vor ihm gelehrt hat. Die Menschen staunten: Was ist das? Das ist eine neue Lehre mit Vollmacht. Jesus hat geheilt, wie niemand vor ihm geheilt hat. Es ging eine Kraft von ihm aus und heilte alle. Jesus hat die Dämonen besiegt wie keiner vor ihm. Er gebietet sogar den bösen Geistern, und sie gehorchen ihm. Das alles haben die Menschen erlebt. Sie haben es gesehen mit ihren eigenen Augen. Und was war der Erfolg? „Ich halte meine Arme ausgestreckt den ganzen Tag nach einem widerspenstigen Volke, das seinen eigenen Gedanken nachgeht auf unheilvollen Wegen.“ „Mein Volk, was habe ich dir getan? Womit betrübte ich dich? Antworte mir!“ So heißt es in den Improperien der Karfreitagsliturgie. „Was hätte ich noch mehr dir tun sollen und habe es nicht getan? Ich habe dich gepflanzt als einen Weinberg, du aber hast mich mit Essig getränkt und mit einer Lanze mein Herz durchbohrt.“

Was Jerusalem widerfuhr, ist für uns nicht unbeachtlich. „Alles, was ehemals geschrieben wurde“, sagt der Apostel Paulus, „alles, was ehemals geschrieben wurde, ist zu unserer Belehrung geschrieben.“ Die Geschehnisse Israels haben sich in der Geschichte wiederholt, wenn auch in anderer Weise und in verschiedener Gestalt. Aber sie haben sich wiederholt auch bei der Menschheit, die heute lebt. Wir haben in den letzten hundert Jahren einen nicht für möglich gehaltenen Abfall des christlichen Abendlandes erlebt, einen Abfall von Christus und Gott, vom Glauben und von der Kirche. Man spricht von Säkularisierung. Ich meine, man spräche besser von Rückfall ins Heidentum. Überall auf Erden haben sich Millionen von Christus und seinem Erlöserrufe abgewandt. Sie sagen: Wir brauchen keinen Erlöser, wir sind nicht erlösungsbedürftig.

Die Gläubigen wissen, wann und wodurch die Erlösung geschah. Das war, als um die sechste Stunde unser Herr und Heiland das Kreuzesholz bestieg. Seitdem ist das Kreuz das Zeichen der Erlösung. Seitdem tobt aber auch der Kampf um das Kreuz. Er ist besonders heftig in unseren Tagen.

„Das Kreuz muss weg! Wir wollen kein Zeichen der Erlösung, denn wir brauchen keine Erlösung!“ So sprechen die Feinde unseres Herrn.

Ich habe hier vor mir, meine lieben Freunde, eine private Zusammenstellung, wie heute von den Feinden des Kreuzes Christi mit dem Kreuz umgegangen wird. Die Grünen/Alternativen wollen durch die Entfernung des Kreuzes im Rat der Stadt Münster einen ihrer Meinung nach unwürdigen Zustand beenden. Ein Landtagsabgeordneter der Grünen in Nordrhein/Westfalen richtete eine parlamentarische Anfrage an die Landesregierung. Er hält Kreuze „mit oder ohne daran befestigte Le-gendengestalt“ in Gerichtssälen und Unterrichtsräumen für nicht zumutbar. Die Grüne Claudia Roth wertet das Kruzifixurteil als ersten richtigen Schritt zur Trennung von Kirche und Staat. Dazu gehöre auch die Abschaffung der Kirchensteuer und des Religionsunterrichtes. Mehrere grüne Abgeordnete stellen im bayerischen Landtag den Dringlichkeitsantrag, dem Kruzifixurteil Folge zu leisten. Vor den Gesprächen vor Ort sollten erst einmal sämtliche Kreuze abgenommen werden. Der Umweltminister von Bündnis 90/Die Grünen, Jürgen Trittin, wünscht die Kreuze in den Klassenzimmern „zum Teufel“. Im Sitzungssaal 119 M des hessischen Landtags ist ein Kreuz angebracht. „Das Kreuz muss weg“, fordern SPD und Grüne. Die rotgrüne Mehrheit beschließt, dass das Kreuz nur noch bei Sitzungen der CDU-Fraktion bleiben darf, ansonsten müsse es verschwinden. Die Humanistische Union zeichnet einen Mann der PDS öffentlich aus. Er geht seit 4 Jahren gerichtlich gegen den von ihm sogenannten „Balkenheini“ – unser Herr Jesus Christus ist damit gemeint – in einem oberbayerischen Schulzimmer vor. Hauptschullehrer Konrad Rickenmann, Mitglied des Bundes für Geistesfreiheit, zieht gegen das Kreuz im Klassenzimmer seiner Schüler vor Gericht. Dort höhnt er, dass das Kreuz das richtige Zeichen sei, um Kadavergehorsam der Lehrer zu produzieren. Grüne unterstützen den Kläger, der gegen das Dankgebet der Kinder vor dem Frühstück und gegen christliche kultische Handlungen im Kindergarten „Sonnenschein“ im hessischen Bad Endbach vorgeht. Die Humanistische Union schreibt dem Bad Endbacher Bürgermeister einen offenen Brief und fordert ihn auf, das Beten im gemeindeeigenen Kindergarten „Sonnenschein“ unverzüglich zu beenden. „Grün mit dir, du Land der Bayern“ anstelle von „Gott mit dir, du Land der Bayern“ lautet der Leitspruch der Grünen beim Politischen Aschermittwoch in Passau. Grün anstelle von Gott! Nach einem Beschluß des hessischen Verwaltungsgerichtshofes besteht ein Anspruch von Kreistagsmitgliedern, dass ein im Sitzungssaal des Kreistages angebrachtes Kreuz auf ihr Verlangen hin während der Dauer der Sitzungen abgehängt wird. Mit überwältigender Mehrheit der Basis wird auf dem Landesparteitag der bayerischen Grünen beschlossen, dass christliche Kreuze in der Schule nichts zu suchen haben. Der Abgeordnete des nordrhein-westfälischen Landtags Markert von Bündnis 90/Die Grünen beanstandet, dass der Rechtsausschuß in einem Saale tagt, in dem ein Kreuz hängt und fordert, das Kreuz abzuhängen. Die Grüne Jugend Regensburg ergreift Partei für einen Atheisten, der das Kreuz in der Klasse 7b des Albertus-Magnus-Gymnasiums entfernen ließ. „Es ist sein gutes Recht, das Kreuz abhängen zu lassen, wenn es ihn stört.“

Das ist der Kampf gegen das Kreuz in unseren Tagen. Das ist der Kampf gegen den Erlöser. Das ist der Kampf gegen die Erlösung. „In Christus besitzen wir die Erlösung durch sein Blut“, schreibt Paulus im Brief an die Epheser. „Er hat sich als Lösegeld für uns alle hingegeben“, bemerkt er gegenüber Timotheus. „Wir wurden durch seinen Tod mit Gott versöhnt“, heißt es im Römerbrief. „Sein Blut macht uns von allen Sünden frei“, wiederholt der Apostel Johannes in seinem ersten Briefe.

Christus, meine lieben Freunde, steht auch vor uns, vor einem jeden einzelnen von uns. Für uns hat er ja sein Erlösungswerk vollbracht. Jedem von uns gilt auch sein Gnadenruf. Wir müssen uns fragen: Welches Bild bietet ihm die Christenheit unserer Tage dar? Gott wirbt um den Menschen mit äußeren und inneren Gnaden, mit Ereignissen und Begegnungen, mit seinen Heimsuchungen. Gott nötigt niemand. Auch wenn er ruft, läßt er dem Menschen die Freiheit. „Ganz leise, ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust; ganz leise, ganz vernehmlich zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“ So hat einmal Johann Wolfgang von Goethe geschrieben. Es gilt, die leise Stimme Gottes zu hören, sie nicht zu überhören, zu fragen: „Was willst du, Herr, das ich tun soll?“ wie Paulus vor Damaskus gefragt hat. Es gilt, auf Gottes leises Werben zu hören. In der Litanei vom heiligsten Namen Jesu gibt es die Anrufung: „Von der Vernachlässigung deiner Einsprechungen erlöse uns, o Herr.“ Von der Vernachlässigung deiner Einsprechungen erlöse uns, o Herr.

Wieviel hat Gott für jeden von uns getan! Wir haben zu ihm gerufen, und er hat uns gehört. Wir haben gefleht, und er hat uns Hilfe zuteil werden lassen. Wer haben um Gnade gebeten, und er hat uns Gnadengaben und Wohltaten über die Maßen geschenkt. Haben wir uns seiner Hilfe und Fürsorge würdig erwiesen? Haben wir ihm den Dank abgestattet, den er dafür erwarten darf? Haben wir uns in seiner Gnade zu dem Grad der Heiligkeit emporgeschwungen, den er an uns sehen will? Wir werden einmal gefragt werden: Verwalter, gib Rechenschaft von deiner Verwaltung! Gib Rechenschaft von den Gaben und Gnaden, die du empfangen hast! Gib Rechenschaft von den Gebeten, die andere für dich verrichtet haben! Was hast du damit gemacht? Haben wir die Gnaden genutzt?

Der Apostel Paulus ermahnt uns, dass wir nicht vergeblich die Gnade Gottes empfangen. Er schreibt an seinen Schüler Timotheus: „Vernachlässige nicht die Gnadengabe, die in dir ist!“ Aus dem Gefängnis mahnt er die Philipper: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern!“ Sind wir um unser Heil besorgt? Was tun wir dafür, es zu erlangen? Haben wir in der Sünde verharrt? Haben wir die Bekehrung aufgeschoben? Gilt auch von uns, was im Brief an die Hebräer steht: „Noch habt ihr nicht bis aufs Blut widerstanden“? Muss Gott vielleicht auch von uns sagen, was im Buch der Apokalypse der Seher von Patmos geschaut hat: „Ich kenne deine Werke. Ich weiß, du bist weder kalt noch warm Wärest du doch kalt oder warm. Aber weil du lau bist, spucke ich dich aus aus meinem Munde“?

„Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht!“ Hören wir Gottes Stimme in der Verkündigung der Kirche, in den Heimsuchungen unseres Lebens, in den erschütternden Ereignissen von Japan bis Haiti! Der heilige Pfarrer von Ars hat einmal gepredigt: „Wenn man die Verdammten in der Hölle fragen würde: Warum seid ihr in der Hölle? dann würden sie antworten: Weil wir dem Heiligen Geist widerstanden haben. Und wenn man die Heiligen des Himmels fragen würde: Warum seid ihr im Himmel? dann würden sie antworten: Weil wir auf den Heiligen Geist gehört haben.“ „Weißt du nicht“, fragt der Apostel Paulus im Römerbrief die Gemeinde, „dass die Güte Gottes dich zur Bekehrung treibt?“

Wie lange wird Gott noch zusehen, meine lieben Freunde? Wie lange wird er noch warten, bis er andere Mittel anwendet als Geduld und Nachsicht? Auch in Jerusalem ist dem Weinen des Herrn sein Zorn gefolgt. Auf den weinenden Herrn folgt der zürnende Herr, der mit geschwungener Peitsche die Händler aus dem Tempel treibt. Die Lehre vom Zorn Gottes ist eine der vielen vergessenen Wahrheiten in der nachkonziliaren Kirche. Wer will noch etwas vom Zorn Gottes wissen? Und doch ist er in der Bibel hundertfach bezeugt, hundertfach! Die Lehre vom Zorn Gottes gehört zur Heilsbotschaft. Der Zorn Gottes bezeichnet natürlich nicht eine seelische Erregung, wie wir Menschen sie haben, sondern er bezeichnet die Wirkung des Zornes, die über den Sünder verhängte Strafe. Zorn Gottes bedeutet die Gerechtigkeit seiner Strafe. Der Zorn Gottes ist also nichts anderes als die vom gerechten Gott verhängte Strafe und Ahndung für das, was der unbekehrte Sünder verdient hat. Wird Gott den Haß gegen das Kreuz, das Zeichen seiner Liebe bis zum Tode, wird Gott den Haß gegen das Kreuz auf unbegrenzte Zeit hinnehmen? Werden solche Herausforderungen Gottes wie die Love-Parade und der Gay-Street-Day ungestraft bleiben? Wird Gott die Schmähungen gegen seinen Stellvertreter ungeahndet lassen? Ich bin überzeugt: Einmal kommt die Stunde, da der Erlöser die Geißel zur Hand nimmt und zum Richter wird. Einmal kommt die Stunde, wo Gott jedem, der seine Liebe verschmähte und seine Gnade mißbrauchte, das Wort des Propheten Jeremias entgegenhalten wird: „Ich habe dich gerufen, du aber hast nicht gehört. Jetzt will ich dich dem Verderben überliefern. „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“ Auch das ist ein Wort der Schrift des Neuen Bundes.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Hochpreiset meine Seele den Herrn“

15.08.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel Versammeltel!

Der heutige Tag ist wahrlich ein Freudentag. Es freut sich die Erde; es freut sich die Kirche, die streitende Kirche auf Erden, weil eine aus ihr das Ziel erreicht hat, dem sie nachstrebt. Maria ist angekommen. Es freut sich der Himmel, es freut sich die triumphierende Kirche des Himmels, denn die Tore des Himmels, wenn ich so bildlich sprechen darf, die Tore des Himmels haben sich geöffnet, um die einzulassen, die wie keine andere würdig war, den Eingang ins Reich Gottes zu finden.

Da hat sie erneut ihren Lobgesang angestimmt, der von Anfang an ihr Leben begleitete. Als sie die Botschaft des Engels empfing, da frohlockte sie im Geiste, denn Großes hat der Herr an ihr getan. „Hochpreiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heiland.“ So jubelte sie, als sie die Mutter des Herrn werden sollte. Und so sprach sie auch am Schluß ihres Lebensweges, als das Werk, das Gott ihr aufgetragen hatte, getan war.

Ihr Leben war ein einziger Gottesdienst. Sie war die Magd des Herrn, und als Magd des Herrn, als Dienerin des Herrn ist sie durch das Leben geschritten. Sie kannte keinen anderen Willen als den Willen Gottes. Das war ihre Größe, und das war ihr Verdienst. Der Herr stand im Mittelpunkt ihres Lebensweges. Maria hat den Willen Gottes im Leben und im Leiden als ihr Vermächtnis angenommen und gelebt.

Maria hat ihrem Herrn und Gott gedient wie keine andere vor ihr. Weil sie dem Herrn so nahe steht, ist der Marienkult vom Christuskult untrennbar. Wir rauben Jesus nicht die Ehre, wenn wir Maria verehren, denn er selbst ist ein Marienverehrer. Jawohl, Gott selbst ist ein Marienverehrer. Er hat sie erhöht über alle anderen Geschöpfe. Wenn man ein Kunstwerk lobt, dann lobt man auch den Künstler. Und so ist es auch mit dem Kunstwerk, das wir in Maria verehren. Wir loben Gott, der sie schrecklich herrlich ausgestattet hat. Christus und Maria sind im Glauben und in der Liturgie der Kirche verbunden. Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen.

„Denn er hat angesehen seine kleine, niedrige Magd.“ Angesehen mit dem Blick der Liebe, mit dem Blick der Größe, mit dem Blick der Macht. Maria ist die Ersterlöste und die Vollerlöste. Sie blieb von der Erbsünde bewahrt, und sie hat die Vollendung, die wir Menschen noch erwarten, erreicht, da sie mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen wurde. Das ist das Herabsehen Gottes. Das ganze Leben über hat er auf sie herabgesehen und sie geleitet. Wir erkennen an Maria ein Gesetz im Gottesreiche: Gott erwählt das Kleine, um Großes zu vollbringen. Er benutzt die Demütigen, um seine Werke aufzubauen. Nur die Demut erreicht Großes bei Gott. Und wenn wir groß sein wollen im Reiche Gottes, dann müssen wir uns tief neigen in die Knechtsgestalt unseres Herrn hinein. Nur die Demut erreicht bei Gott alles, weil sie alles von Gott empfängt, weil sie alles auf Gott zurückführt.

„Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Sie schaut die Zukunft. Maria war eine Prophetin. Sie hört die Gotteslieder, die Christuslieder, sie hört aber auch die Marienlieder, die durch alle Zeiten gehen. „Selig bist du, weil du geglaubt hast.“ Wie Christus als Gottessohn verehrt wird, so wird Maria als Gottesmutter verehrt. Wer eine Gottesmutter bekennt, der bekennt die Gottheit ihres Sohnes, und wer eine Gottesmutter bekennt, der bekennt die Menschheit ihres Kindes. „Wer Maria nicht als Gottesgebäerin bekennt, der ist fern von der Gottheit“, hat einmal der heilige Gregor von Nazianz geschrieben. Wer die Jungfrau nicht als Gottesgebäerin bekennt, der ist fern von der Gottheit. Maria, der Marienglaube, die Marienverehrung sind ein Bollwerk gegen den Unglauben. Die Mariendogmen schützen die Christudogmen, sie sind Schutzdogmen. Wer sie bekennt, ist gegen

Irrtum in bezug auf Jesus Christus gefeit. In diesem Sinne gilt das schöne Wort: „Alle Häresien, Maria, hast du allein überwunden.“

Maria war eine prophetische Frau. Sie hat vorausgesehen, dass alle Geschlechter, alle Zeitalter, alle Völker sie seligpreisen werden. Die Marienverehrung ist eine Selbstverständlichkeit, ja sie ist, ich wage es zu sagen, eine Notwendigkeit für jeden katholischen Christen. Aber über den Bereich unserer Kirche tönt das Lob Mariens. Im 19. Jahrhundert lebte der evangelische Dichter Novalis, mit seinem eigentlichen Namen ein Herr von Hardenberg. Er hat das wunderbare Gedicht geschrieben: „Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt. Doch keins von allen kann dich schildern, wie meine Seele dich erblickt. Ich weiß nur, dass der Welt Getümmel seitdem mir wie ein Traum verweht und ein unendlich süßer Himmel mir ewig im Gemüte steht.“ So begeistert hat Novalis Maria gepriesen.

„Selig preisen mich alle Geschlechter.“ Jawohl, das tun sie. Aber nicht nur die Beglückten, nicht nur die Entzückten, auch die Bedrängten. Auf einem Höhepunkt seiner Faust-Dichtung läßt Goethe die unglückliche Margarete beten: „Ach, neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz meiner Not. Das Schwert im Herzen mit tausend Schmerzen blickst auf zu deines Sohnes Tod. Zum Vater blickst du und Seufzer schickst du hinauf um seine und deine Not. Wer fühlet, wie wühlet der Schmerz mit im Gebein! Was mein armes Herz hier banget, was es zittert, was verlangt, weißt nur du, nur du allein. Wohin ich immer gehe, wie weh, wie weh, wie wehe wird mir im Busen hier. Ich bin auch kaum alleine, ich wein', ich wein', ich weine, das Herz zerbricht in mir. Die Scherben vor meinem Fenster be-taut' ich mit Tränen, ach, als ich am frühen Morgen dir diese Blumen brach. Schien hell in meine Kammer die Sonne früh herauf, saß ich in allem Jammer in meinem Bett schon auf. Hilf, rette mich von Schmach und Tod, ach neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz meiner Not!“

So geht, meine lieben Freunde, zu Maria unsere Liebe, unsere Verehrung, aber auch unser Jammer und unsere Not. Heute grüßen wir sie als die Gebenedeite unter allen Frauen. Heute preisen sie die Dome, die Statuen, die Bildstöcke, die Wallfahrtsstätten, die Maialtäre, die Rosenkränze, die Tausende von Marienbildern, sie alle preisen Maria. Sie grüßen sie, und sie rufen sie an. Die Gebete aller Kinder strömen zu ihr empor. Es grüßen sie auch die himmlischen Heerscharen, die Chöre der Engel: „Du, unsere Königin, du unsere Mutter, sei begrüßt!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wesen und Bedeutung der Demut in der Heilsordnung

21.08.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zwei Männer gingen zum Tempel hinauf, denn der Tempel liegt hoch in Jerusalem. Es waren zwei sehr ungleiche Männer. Der eine ein Pharisäer aus der angesehenen Kaste der Notablen in Jerusalem, der andere ein Zöllner aus dem verworfenen Stande derer, die den Leuten das Geld abpressen. Beide gingen, um zu beten, und beide haben gebetet. Beider Gebet war auch ehrlich. Und doch war ein großer Unterschied. Das Gebet des Pharisäers leidet an einem schweren Mangel. Er stellte sich hin, vorn, dort, wo man gesehen wird, denn er ist eine stadtbekannt Persönlichkeit. Er weiß um sein Ansehen, und er weiß, welcher Platz ihm gebührt. Alle sehen: Hier ist ein Auserwählter, hier ist einer der Lieblinge Gottes. Und er beginnt, wie die Juden es gelehrt wurden, das Gebet mit einem Dank. Er dankt Gott, und zwar für all das, was ihm an verdienstvollen Leistungen gelungen ist. Er dankt im Grunde eigentlich nur für seine eigenen Taten. Er ist zufrieden mit sich selbst. Er vergleicht sich mit den anderen Menschen und auch mit dem Zöllner, und da schneidet er sehr gut ab. Er weiß sich als ein Gerechter. Er findet an sich überhaupt nur Gutes. Nichts von all dem, was die Sünder sich vorzuwerfen haben, hat er begangen. Im Gegenteil, er hat nur Gutes getan, überdurchschnittlich viel Gutes. Moses hat einen Fasttag im Jahre angeordnet; er fastet zweimal in jeder Woche. Moses hat befohlen, dass man den Zehnten gibt von allen Hauptfrüchten; er überschreitet diese Menge. Er gibt von seinem ganzen Einkommen, also auch von den Nebenfrüchten den Zehnten. Der Pharisäer hat Grund, seine guten Taten zu erwähnen. Aber sie sind nur ein Ausdruck seiner stolzen Selbstzufriedenheit. Er schreibt sie sich selbst zu und nicht Gott, der sie in ihm gewirkt hat.

Anders der Zöllner. Es werden vier, vier verschiedene Angaben gemacht zu seinem inneren Zustand, nämlich erstens er geht nicht nach vorn, er bleibt hinten stehen. Er fühlt sich nicht würdig, bei den Vornehmen und bei den Reinen, bei den Heiligen zu stehen. Er vergleicht sich zweitens nicht mit Menschen, wie der Pharisäer es tut. Nein, er vergleicht sich mit Gott. Er getraut sich drittens nicht nach oben zu schauen; er fühlt sich nicht würdig, seinen Blick zum Himmel zu erheben. Er schaut nach unten, er hat den Blick gesenkt. Und er schlägt viertens an die Brust. Das ist ein Zeichen dafür, dass er Strafe verdient hatte. Er will ausdrücken: Ich, der hartherzige Zöllner, habe Strafe verdient. Und schließlich: Er fleht. Er fleht um Barmherzigkeit. Er rühmt nicht seine Taten, sondern er fleht nur um das Erbarmen Gottes.

Dann aber gehen beide nach Hause. Die Augen der Menschen blicken voll Bewunderung, voll Achtung, voll Anerkennung auf den Pharisäer. Auf dem Zöllner ruhen ihre Augen voll Verachtung. Das ist ihr Feind, das ist ein Ausbeuter; von dem wollen sie nichts wissen. Aber das Auge Gottes, das Auge dessen, der Herzen und Nieren durchforscht, folgt ihnen, und Gottes Auge sieht ein anderes Urteil. „Dieser“, nämlich der Zöllner, „ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht.“ Gerechtfertigt, das heißt: Gott hat ihn freigesprochen, er hat ihm die Schuld vergeben, weil er eine reuige Haltung angenommen hat. Das Gebet des Pharisäers war wertlos vor Gott, denn er hat sich darin nur in selbstgefälliger Weise bespiegelt. Er hat Gott an den Lohn erinnert, den er für seine Guttaten fordern zu können meint. Ihm fehlt völlig das Bewußtsein, dass er bei all seinem frommen Eifer doch ebenfalls ein Sünder ist und auf das Erbarmen Gottes angewiesen.

Mit diesem Gleichnis hat der Herr uns zweierlei gelehrt: Das Wesen der Demut und die Bedeutung der Demut in der Heilsordnung. Beim Pharisäer sehen wir den ausgesprochenen Gegensatz zur Demut. Er gibt sich selbst die Ehre, und er legt ein falsches Maß an. Er vergleicht sich nämlich mit den Menschen, statt sich an Gott zu messen, an der Heiligkeit Gottes. Der Zöllner dagegen hat das richtige Maß. Er mißt sich nicht an anderen Menschen, sondern er mißt sich an den Geboten Gottes. Und

er gibt Gott die Ehre. Das Gebet des Pharisäers gerät zum Selbstlob, das Gebet des Zöllners wird zum Schuldbekentnis.

Die Demut, meine lieben Freunde, ist jene Tugend, durch die der Mensch in unbestechlicher Selbsterkenntnis klein wird in seinen Augen. Demütig sein heißt sich selbst so erkennen und so erkannt sein wollen, wie es die Wirklichkeit verlangt, also nicht klüger, nicht vornehmer, nicht einflußreicher, nicht gebildeter, nicht besser scheinen wollen, als man selbst ist. Sich selbst gleichsam mit Gottes Augen sehen und beurteilen. Das ist Demut.

Die Gaben, welche den Menschen zuteil werden, sind verschieden. Wir wissen, dass nach dem Gleichnis von den Talenten den Menschen sehr verschiedene Geschenke von Gott zuteil werden, dem einen mehr, dem anderen weniger. Wer mehr und größere Gaben empfangen hat, der muss wissen, dass das Gottes Geschenke sind, nicht seine eigenen Verdienste. Der Apostel Paulus fragt; „Was hast du, das du nicht empfangen hast? Hast du es aber empfangen, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ An einer anderen Stelle schreibt er: „Wer glaubt, etwas zu sein, da er doch nichts ist, betrügt sich selbst.“ Vielfach gehen wir in die Irre, meine lieben Freunde, wenn wir uns mit den anderen Menschen vergleichen. Wissen wir, wie groß und wie zahlreich die Gaben und die Gnadenhilfen sind, die unser Mitmensch empfangen hat? Vielleicht sind ihm viel weniger Zuwendungen von Gott zuteil geworden. Vielleicht hätte er mit den Gaben, die wir empfangen haben, viel besser gearbeitet als wir. Vielleicht hätte er viel intensiver mitgewirkt mit der Gnade Gottes. Vielleicht wäre er zu einem höheren Stand der Frömmigkeit und der Tugend gelangt, als wir es sind. Das eigene Versagen kennen wir nur zu gut. Das Zurückbleiben des anderen können wir wegen Mangels des Einblicks in sein Inneres nicht beurteilen.

Ähnlich ist es mit der Leistung. Die Leistungen der Menschen sind sehr verschieden, das wissen wir alle. Und wenn wir uns sagen dürfen, dass wir mehr geleistet haben als andere, so ist das kein Grund zur Selbstüberhebung; denn auch bei unseren Leistungen, bei unserem Tun hat Gott uns beigegeben. Wir haben günstige Voraussetzungen vorgefunden, wir haben wohlwollende Vorgesetzte gehabt. Vielleicht haben andere mehr und Besseres geleistet als wir oder hätten es jedenfalls leisten können, wenn sie unter denselben Voraussetzungen gearbeitet hätten wie wir. Die Leistung des anderen kann innerlich größer sein als die unsere, denn wir wissen nicht, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, welche Anstrengungen er machen mußte. Wir wissen nicht, wieviel Kraft, wieviel guten Willen er hat aufbringen müssen, um das Wenige zu vollbringen, das er vollbracht hat. Das wissen wir nicht. Nichts führt uns deshalb zu einem falscheren Urteil über den Mitmenschen, als wenn wir nach äußeren Kriterien ihn zu bewerten versuchen.

„Gott sei mir Sünder gnädig.“ Das ist ein Gebet, das wir uns merken wollen und das wir oft und oft sprechen wollen. Der rechte Christ, meine lieben Freunde, gibt Gott die Ehre. Er leugnet nicht seinen eigenen Anteil, er leugnet nicht die gute Absicht, wenn sie vorhanden war, er bestreitet nicht die eigene Arbeit, er sieht nicht ab von dem mühevollen Schaffen, das es ihn gekostet hat. Aber er weiß: An Gottes Segen ist alles gelegen. Der Erfolg unserer Arbeit ist Gott zu verdanken. Niemand hat das deutlicher ausgedrückt als der Apostel Paulus. Er spricht von der Mission, die er betrieben hat und neben ihm Apollo, ein Mitapostel. „Ich habe gepflanzt, Apollo hat gegossen, das Wachstum aber hat Gott gegeben. Darum kommt es weder auf den an, der pflanzt, noch auf den der begießt, sondern auf Gott, der das Wachstum gibt.“

Gott will, dass wir demütig sind, denn er will, dass wir wahrhaftig sind. Gott will, dass wir unsere Bedürftigkeit anerkennen. Gott will, dass wir uns ehrlich zum Spender aller Gaben bekennen. Der Demütige ist Gott angenehm, der Hochmütige mißfällt Gott. „Demütige dich, und Gott wird dir nahen. Überhebe dich, und Gott entfernt sich von dir“, schreibt einmal der heilige Augustinus. „Dem Hochmütigen widersteht Gott, dem Demütigen aber gibt er seine Gnade.“ So steht es im Brief des Jakobus.

Es gibt zwei Gegensätze, zwei besondere Gegensätze, zwei häufige Gegensätze zur Demut. Der erste Gegensatz ist die Selbstgefälligkeit. Sie besteht darin, dass ein Mensch sich etwas einbildet auf seine Vorzüge, seine Herkunft, seine Bildung, seine Stellung, auch seine Gestalt, sein Äußeres. Der Selbstgefällige gefällt sich selbst. Er ist mit sich und seinem Tun zufrieden, ja, er rühmt sich seines Könnens und seiner Leistung. Er ehrt sich selbst; er gibt sich selbst die Ehre. Das kann so weit gehen, dass er

sich selbst anbetet. Sich selbst anbeten ist der häufigste Götzendienst. Gegen Selbstgefälligkeit ist niemand gefeit, vor allem diejenigen nicht, die in der Öffentlichkeit arbeiten, Ärzte, Lehrer, Priester. In meiner Heimat, in Schlesien, steht der Annaberg. Auf diesem heiligen Hügel versammelten sich in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zu hunderttausend Männer, bis zu hunderttausend Männer aus Schlesien. An diesen Festtagen wurden Predigten gehalten. Einmal hat ein Franziskanerpater die Predigt gehalten, und er war stolz auf seine Predigt. Beim Mittagessen sagte er: „Sogar ein Häslein ist gekommen und hat zugehört.“ Er wurde aber sehr ernüchtert, als der dabeisitzende Kardinal Bertram sagte: „Ja, das Häslein wird halt den Kohl gerochen haben.“

Ein zweiter Gegensatz zur Demut ist die Gefallsucht. Das ist das unlautere Streben, von Menschen anerkannt, geschätzt, gelobt, ausgezeichnet zu werden. Der demütige Mensch arbeitet sachlich. Er sucht den sachlichen Anforderungen des Lebens gerecht zu werden. Er schielt nicht nach Beifall und zielt nicht auf das Lob von Menschen. Es geht ihm um das Werk, das ihm Gott aufgetragen hat. Der gefallsüchtige Mensch arbeitet für seine eigene Erhöhung, für seinen eigenen Ruhm, für den Anklang in der Gesellschaft. Dadurch wird die Lauterkeit seines Tuns getrübt. Dadurch wird die Verdienstlichkeit seiner Werke zerstört. Es geht ihm nicht um die Aufgabe, es geht ihm um sich selbst. Der Apostel Paulus wußte um diese Gefahr. „Suche ich noch Menschen zu gefallen? Wenn ich Menschen gefallen wollte, wäre ich nicht Christi Diener.“ Das eine und das andere ist unverträglich miteinander. Es kann nicht zugleich bestehen.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ein jeder hat das Recht auf Ehre. Ehre ist die praktische Anerkennung des Wertes einer Person durch die Mitwelt, die praktische Anerkennung des Wertes einer Person durch die Mitwelt. Die Ehre ist von großer Bedeutung, denn sie ist gewissermaßen die soziale Atmosphäre, in der wir uns entfalten können. Ein Mensch, der keine Ehre hat, ist in der Gesellschaft unfähig, etwas zu leisten. Er wird von allen gemieden. Die Ehre stützt aber auch die eigene Sittlichkeit. Wer Ehre hat, wer anerkannt wird, der wird sich bemühen, dieser Anerkennung gerecht zu werden. Er wird sich anstrengen, so zu handeln, dass alles Schöne von ihm fernbleibt. Also die Ehre hat eine hohe Bedeutung. Jemandem Ehre zu bezeigen, ist gestattet, ja ist sogar gefordert. „Ehre deinen Vater und deine Mutter!“ „Ehre den Greis!“ So steht in der Schrift des Alten Bundes. Ehre, wem Ehre gebührt. Und der heilige Petrus schreibt: „Ehret alle, fürchtet Gott, ehret den König!“ Nichts also sei gegen die dankbare Würdigung einer Person aus einsehbarem Anlaß gesagt. Ich habe mich immer gefreut, wenn ich gelesen habe, wie in Essen die Veteranen der Arbeit von Krupp, die 40, 50 Jahre treu gearbeitet haben, öffentlich von dem Leiter der Firma geehrt werden. Sie haben es verdient. Und diese Ehrung ist ein Ansporn für andere.

Aber die Ehrung darf nicht überhand nehmen. Einmal müssen derartige Anlässe selten sein. Ihre Häufung ist ungesund. Zum anderen muss die Anerkennung bei der Wahrheit bleiben. Man darf Menschen nicht Verdienste zuschreiben, die sie gar nicht erworben haben, und man sollte die Schwächen, die sie haben, nicht ganz unterschlagen. Es ist kein Mensch ohne Schatten. Ich kann mich nicht des Eindruckes erwehren, dass in unserer Kirche seit geraumer Zeit Anerkennung und Lob unzeitgemäß und in übertriebenem Maße ausgestreut werden. Männern und Frauen, die am Anfang ihrer Laufbahn stehen, werden Beifall und Bewunderung zuteil, obwohl sie doch überhaupt noch nichts geleistet haben. Man soll bei einer Primiz Würde und Aufgabe des Priesters lehren, aber man soll nicht so tun, als habe der Primiziant schon Anspruch auf Anerkennung und Lob. Beim Stellenwechsel in der Kirche werden Verdienste der abgehenden Person aufgezählt, über die Kenner der Verhältnisse nur den Kopf schütteln können. Wer kann sagen, er habe alles getan, was ihm möglich war? Wer kann sagen, er habe mit verzehrendem Eifer gearbeitet? Wer kann das sagen? Bei Geburtstagen und Jubiläen werden Person und Werk der Jubilare in Tönen gefeiert, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun haben. Eine einfache Überlegung lehrt uns, dass das nicht stimmen kann. Wenn alle diese Lobsprüche verdient wären, warum ist dann die Kirche in einen solchen Zustand geraten, wie sie sich heute befindet? Wenn diese Lobsprüche alle zuträfen, wäre der erschütternde Niedergang der Kirche überhaupt nicht zu erklären. Es müssen Fehler, schwere Fehler, unermesslich schwere Fehler begangen worden sein. Ganz schlimm wird es, wenn die Ehrungen von Personen in den Personenkult ausarten. Darunter ist die Überbewertung von Personen und ihrer Leistung zu verstehen, die Schmeichelei, die Speichelleckerei, die Lobhudelei. Der Personenkult sucht immer neue Gelegenheiten, um die Qualitäten, die angeblichen Qua-

litäten und die Verdienste, die angeblichen Verdienste bestimmter Persönlichkeiten hervorzuheben. Im Personenkult wird die Wahrhaftigkeit verletzt. Es werden einer Person Eigenschaften und Leistungen zugeschrieben, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Solchen Personenkult haben wir ja alle erlebt. Denken Sie etwa an den Kult um Hitler, in der Sowjetunion an den Kult um Stalin. In früheren Jahrhunderten war es um den Personenkult nicht besser bestellt. Napoleon wurde gefeiert wie ein Gott. Der neue Cyrus, so hieß es, der neue Karl der Große. „Die Asche Karls des Großen wird wieder lebendig“, schrieb jemand, als Napoleon Aachen besuchte.

Besonders widerlich ist der Personenkult, wenn er geweihten oder nichtgeweihten Gliedern der Kirche erwiesen wird, und das noch während des Gottesdienstes. Man darf Gott die Ehre nicht stehlen. Man darf nicht Menschen zuschreiben, was von Gott kommt. Ihm gebührt die Ehre und der Dank. Er hat das Wollen und das Vollbringen gegeben. Paulus wußte um diesen Zusammenhang. Er schreibt einmal an die Gemeinde in Korinth: „Ich habe mehr gearbeitet als die anderen.“ Das ist zweifellos ein großes Lob. Aber dann folgt gleich der Satz: „Nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir.“ Das ist die katholische Haltung. Ich habe mehr gearbeitet als alle anderen, aber nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir. Der katholische Christ, der demütig ist, spricht immer: „Herr, nicht uns, nicht uns, sondern deinem heiligen Namen gib die Ehre!“

Über die Bedeutung der Demut für unser inneres Leben läßt der Herr keinen Zweifel. „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden. Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.“ Das heißt: Der Herr blickt auf das Endgericht. Das letzte Wort über unser Tun und Lassen spricht kein Mensch und schon gar nicht das eigene Ich, sondern das letzte Wort spricht Gott. Er spricht das einzig gültige und endgültige Wort über unser Tun und Lassen. Am Tage des Gerichtes werden unsere Werke uns entweder zu Hilfe kommen, wenn sie in Gott getan waren, oder sie werden uns in die Tiefe ziehen, wenn wir sie für uns verrichtet haben. Willst du wissen, wer dich lohnen wird, so frage dich, für wen du deine Werke tust. Das Wort bitte ich Sie, meine Freunde, sich zu merken. Willst du wissen, wer dich lohnen wird, so frage dich, für wen du deine Werke tust. Ach, dass wir sie doch für unseren Herrn und Heiland tun möchten! Ach, dass wir doch aus ganzem Herzen die Verse nachsprechen könnten, die wir in dem ergreifenden Kirchenlied singen: „Alles meinem Gott zu Ehren in der Arbeit, in der Ruh. Gottes Lob und Ehr' zu mehren ich verlang' und alles tu'. Meinem Gott allein will geben Leib und Seel', mein ganzes Leben. Gib, o Jesus, Gnad' dazu. Gib, o Jesus. Gnad' dazu!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus – das personale Wort Gottes

28.08.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Taubstumme sind gehörlose Menschen, denen der Erwerb der Sprache infolge der Taubheit unmöglich ist. Wegen der fehlenden Sprecherziehung können sie nicht reden. Sie können sich nur über Gebärdensprache und Mienenspiel äußern. Einen solchen Taubstummen führte man Jesus zu, und der Herr erbarmte sich seiner. Er gebrauchte für seine Heilung merkwürdige Praktiken. Er stieß den Finger in das Ohr, er berührte seine Zunge, er blickte auf zum Himmel und sprach das Wort, das uns in hebräischer Sprache überliefert ist: „Ephetha - Tu dich auf!“

Wozu hat der Herr das getan? Vermutlich, um dem kranken, um dem behinderten Menschen zu zeigen, wer der ist, der ihn von seinem Leiden befreit. Die Kirche hat in dem Tun Jesu immer ein Vorbild für ihre eigenen Handlungen gesehen. Was der Herr bei dem Taubstummen vornahm, das tut die Kirche bei der Taufe. Auch da legt sie auf die Zunge des Täuflings Salz, und der Priester, der Taufspender, berührt die Ohren und spricht: „Ephetha – Tu dich auf!“ Er soll das Wort Gottes hören mit seinen Ohren, und er soll es verkünden mit seinem Munde.

Die Evangelisten berichten: „Der Mann redete recht.“ Das wird zunächst besagen, er sprach, wie ein normaler Mensch eben spricht. Aber es kann auch etwas anderes bedeuten. Es kann auch besagen, er machte den rechten Gebrauch von der Sprache. Er benutzte die Sprache dafür, wozu sie eingesetzt ist. Die Volksmenge, die dabei war, spürte das Unerhörte des Vorgangs. „Sie gerieten ganz außer sich“, berichtet Markus, „und sagten: Er hat alles wohl gemacht. Den Tauben gibt er das Gehör und den Stummen die Sprache.“

Die Heilung des Taubstummen von seiner Gehörlosigkeit und von seiner Sprachunfähigkeit gibt uns Anlaß, über die Bedeutung des Wortes nachzudenken. Worte, meine lieben Freunde, sind Mittel der Verständigung und der Bildung. Worte deuten auf die ausgesagte Wirklichkeit hin. Worte bezeichnen die Wirklichkeit und deuten sie. Durch die Worte werden uns Erkenntnisse zuteil und werden Vereinbarungen getroffen. Auch die Offenbarung Gottes im Alten und im Neuen Bunde bedient sich des Wortes. Wir sprechen von einer Wortoffenbarung, obwohl sie natürlich mehr ist als nur Wortoffenbarung, denn Gott handelt auch durch Taten, durch Zeichen, durch Machterweise. Aber sie ist vordringlich und hauptsächlich eine Wortoffenbarung.

Im Alten Bunde bediente sich Gott der Propheten. Im Neuen Bunde rief er seinen Sohn auf die Erde, um die Offenbarung den Menschen zu bringen: „Zuletzt sprach er durch seinen Sohn.“ Jesus Christus ist das personale Wort Gottes. Deswegen beten wir am Ende jeder heiligen Messe: „Gott war das Wort.“ Der Sohn Gottes, der Logos, ist das Wort. Sein ganzes Leben ist Aussprache, ist Offenbarung. Er macht Gott offenbar, sichtbar, hörbar in seinem Reden und in seinem Tun, in seinem Leiden und in seiner Verherrlichung. Das ist vor 2000 Jahren geschehen. Wenn Herr Wowereit in Berlin meint, deswegen, weil es vor 2000 Jahren geschehen sei, sei es hinfällig, dann irrt er sich. Was Gott gebietet, das veraltet nicht. Gott bleibt derselbe im Wechsel der Zeiten, und auch das Wesen des Menschen ändert sich nicht. Deswegen fallen die sittlichen Normen, die Gott aufgestellt hat, nicht weg im Wechsel der Zeiten. Wenn Gott die gleichgeschlechtliche Unzucht verbietet, dann ist sie auch heute verboten, auch für Herrn Wowereit.

Die Rede Jesu war von besonderer Art. Jesu Wort war das Wort des lebendigen Gottes. Er war nicht bloß Diener des Wortes, wie wir es sind, nein, er war Herr des Wortes. Er konnte sprechen: „Den Alten ist gesagt worden: ‚Du sollst nicht ehebrechen!‘ Ich aber sage euch: Jeder, der eine Frau lüstern ansieht, hat mit ihr im Herzen schon die Ehe gebrochen.“ Er ist der Gesetzgeber des Neuen Bundes. Die Hörer haben das begriffen. Sie haben verstanden, dass hier einer spricht, der Autorität

besitzt. „Und es geschah, als Jesus diese Rede vollendet hatte“, so schreibt der Evangelist Matthäus, „da staunten die Volksmassen über seine Lehre, denn er lehrte wie einer, der Macht hat.“ Und nicht wie ihre Schriftgelehrten. Der Evangelist Lukas fügt hinzu: „Sie erschrakten über seine Lehre, denn sein Wort war mit Macht ausgerüstet.“

Das Wort Jesu vermittelt Erkenntnisse. Aber es kann auch zur wirkenden Tat werden. In der Synagoge zu Kapharnaum war ein Mann, der hatte den Geist eines unreinen Dämons. Man nimmt an, dass es sich um Epilepsie handelte. Als er Jesus sah, schrie er laut auf: „Ha, was willst du mit uns Jesus von Nazareth? Bist du gekommen, uns zu verderben? Ich weiß, wer du bist: Du bist der Heilige Gottes.“ Auf diesen Anfall hin gebot Jesus ihm streng: „Schweig und fahr aus von ihm!“ Da schleuderte ihn der böse Geist mitten unter sie und fuhr aus, ohne ihm Schaden zuzufügen. Da überfiel alle Schrecken, und sie sagten zueinander: „Was ist denn das? Mit Macht und Kraft gebietet er, und die unreinen Geister fahren aus.“ Dieses Vermögen Jesu, mit einem Wort zu wirken, zeigt sich auch bei anderer Gelegenheit. Es kam ein Aussätziger zu ihm. Er fiel vor ihm nieder und sagte: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Der Mann hat keinen Zweifel daran, dass Jesus ihn heilen kann; es geht nur darum, ob er will. „Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Voll Erbarmen streckt Jesus seine Hand aus und rührt ihn an, den Aussätzigen, und spricht: „Ich will, sei rein!“ Und da wich sogleich der Aussatz von ihm, und er war gesund.

Die machtvolle Rede, die Jesus eigen ist, ist nicht verstummt, meine lieben Freunde. Sie dauert an. Sie lebt in seiner Stiftung, die wir katholische Kirche nennen, weiter. Unsere Religion kennt das heilige Wort, die rituelle gebundene Rede beim Vollzug kultischer Handlungen, die das bewirkt, was sie aussagt. In unserer Kirche existieren Vorgänge, die von dem Machtwort Gottes geprägt sind, ja in denen Gottes Wort aktuell handelt – freilich durch einen menschlichen Diener. Aber es ist Gott, der die Wirkung hervorbringt. Diese Vorgänge nennen wir Sakramente. Die Sakramente sind äußere Zeichen, welche die Gnade, die sie bezeichnen, enthalten und denen verleihen, die kein Hindernis entgegensetzen. Noch einmal: Die Sakramente sind äußere Zeichen, welche die Gnade enthalten, die sie bezeichnen, und denen verleihen, die kein Hindernis entgegensetzen. Das äußere Zeichen zerfällt wieder in zwei Bestandteile, nämlich in Ding und Wort. Ding und Wort. Das Ding ist die Materie, das Wort ist die Form der Sakramente. Niemand hat das besser ausgedrückt als der heilige Augustinus. Er sagt von der Taufe: „Nimm das Wort weg, und was ist das Wasser anderes als Wasser? Es tritt aber das Wort zum Element (Wasser), und dadurch entsteht das Sakrament.“

Die Sakramente sind wirksame Zeichen. Sie bringen das hervor, was sie anzeigen. Wer das Taufsakrament empfängt, der ist von der Erbsünde befreit. Über wen das Wort des Priesters ergeht: „Deine Sünden sind dir vergeben“, dem sind sie vergeben. Diese Wirkung der Sakramente stammt von Gott. Er handelt durch die Worte der Menschen. Die Kraft der Sakramente stammt von Gott. Wenn die Sakramente richtig gespendet werden, haben wir die Gewißheit, dass in diesem Augenblick Gott mit dem menschlichen Diener mitwirkt, durch ihn wirkt und in ihm wirkt. Das ist die erschütternde Wahrheit über die Sakramente unserer Kirche.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich die Ehrfurcht, mit der wir die Sakramente behandeln müssen. Daraus ergibt sich auch die Notwendigkeit, dass wir sie würdig empfangen und dass wir sie würdig spenden. Das Wort des Spenders der Sakramente hat seine Kraft aus der Macht Gottes. Nicht die Fähigkeit, nicht die Tugend, nicht die Geschicklichkeit des Menschen macht das sakramentale Wort wirkmächtig, sondern die göttliche Allmacht. Das ist ein großer Trost angesichts der Schwäche der Menschen, sonst müßten wir ja Angst haben, bei einem unwürdigen Spender nicht den vollen Inhalt des Sakramentes zu empfangen. Zur gültigen Spendung der Sakramente ist erforderlich, dass der Spender das sakramentale Zeichen in der rechten Weise vollzieht. Dazu gehört, dass er die wesentliche Materie und die wesentliche Form anwendet und sie zu einem einheitlichen Zeichen verbindet. Es wäre zum Beispiel eine Taufe ungültig, wenn jemand zuerst das Wasser aufgießen würde und danach die Taufformel sprechen würde. Eine solche Taufe wäre ungültig, weil hier das Element und das Wort nicht verbunden wird.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich, wie notwendig, ja wie unentbehrlich die Sprache für den Spender der Sakramente ist. Das ist ein Gedanke, der mich immer wieder erschreckt. Wenn der Priester die Stimme verliert, kann er die Sakramente nicht mehr spenden, kann er das Messopfer nicht

mehr vollziehen. Ich hatte ja schon zweimal Kehlkopftzündung, schlimme Kehlkopftzündung. Ohne Sprache ist der Priester unfähig, die Sakramente zu spenden und das heilige Messopfer zu vollziehen. Ein Gedanke, der uns dankbar machen soll für das Geschenk der Sprache, und vorsichtig beim Gebrauch der Sprache. Aber nicht nur den Priester, sondern alle Gläubigen.

Es ist etwas Eigenartiges um das Sprachvermögen, um die Sprachfähigkeit, um das Sprechen des Menschen. Fünfhundert Jahre vor Christi Geburt lebte in Griechenland ein Philosoph namens Pittakus. Er war berühmt wegen seiner Weisheit. Der König von Ägypten sandte eines Tages einen Boten zu ihm, er möge ihm das Nützlichste und das Schädlichste auf Erden nennen. Der Bote kam zurück, uns was brachte er? Er brachte eine Zunge. Die Zunge war nach der Meinung des weisen Pittakus das Nützlichste und das Schädlichste auf Erden. Damit hat er nur vorweggenommen, was der Apostel Jakobus in seinem Briefe schreibt, nämlich: „Ein kleines Feuer kann einen Wald in Brand setzen. Auch die Zunge ist ein Feuer, voll von Bosheit. Aus demselben Munde gehen Segen und Fluch hervor.“ Ja, so ist es. Es ist etwas Erschreckendes um unsere Zungensünden, meine lieben Freunde. Sie sind die zahlreichsten Sünden, die wir überhaupt begehen. Man muss nicht immer nur an die Lüge denken, obwohl sie ja auch nicht gerade selten ist, sondern auch an die Sünden aus Schwatzhaftigkeit, aus Klatschsucht, an die Ehrabschneidungen, an die freventlichen Urteile, an die heimlichen Zuträgeereien und Ohrenbläsereien. Wie oft wird ein Wort schnell hingeworfen, das einem Menschen ein Stück Ehre, ein Stück Frieden, ein Stück Lebensglück raubt! Wie oft halten wir unbefugt Gericht über Menschen! Der geheilte Taubstumme redete recht. Er machte den richtigen Gebrauch von seiner Sprache. Möchten das doch auch wir von uns sagen können: wir reden recht!

Dafür gibt es drei Regeln, die ich Ihnen jetzt vortragen möchte. Erstens: Übe dich im Schweigen! Unsere Zeit ist ja so redselig, so geschwätzig. Heute wird alles zerredet, heute wird alles zerschwätzt. „Heute fällt alles ins Wasser und nicht mehr in tiefe, tiefe Brunnen“, hat einmal Friedrich Nietzsche gedichtet. So ist es. Geschwätzigkeit in den Zeitungen, im Fernsehen, im Rundfunk, Geschwätzigkeit in den Vereinen, bei Zusammenkünften. Und doch sagt die Heilige Schrift: „Vieles Reden geht nicht ohne Sünden ab.“ Vieles Reden geht nicht ohne Sünden ab. Die Orden haben in ihrer Regel das Silentium, die Schweigepflicht, und das mit Recht. Wir haben im Priesterseminar das Silentium, die Schweigepflicht, gelernt. Wir mußten schweigen bis nach der heiligen Messe, und wir mußten schweigen vom Abendgebet bis zur Nachtruhe. Wie war das heilsam, dieses heilige Schweigen, diese Disziplin im Reden! Im Buch von der Nachfolge Christi heißt es: „Es ist leichter, überhaupt nichts zu sagen, als zu reden und nicht zu fehlen.“ Es ist leichter, überhaupt nichts zu sagen, als zu reden und nicht zu fehlen. An einer anderen Stelle sagt dasselbe Buch: „Niemand kann ohne Gefahr den Mund zum Reden auf tun, der nicht zu schweigen versteht.“ Niemand kann ohne Gefahr den Mund zum Reden auf tun, der nicht zu schweigen versteht.

Die zweite Regel heißt: Sage grundsätzlich nicht ohne zwingende Gründe etwas Nachteiliges über deine Mitmenschen. Ich wiederhole noch einmal: Sage grundsätzlich nicht ohne zwingende Gründe etwas Nachteiliges über deine Mitmenschen. Wir können nicht immer über die Fehler des Nächsten schweigen. Manchmal ist es notwendig darüber zu reden, manchmal drängt uns das Herz dazu. Aber es müssen zwingende Gründe sein, um über den Nächsten etwas Nachteiliges zu sagen. Es muss sich um wirkliche Fehler handeln. Das Verschweigen ist häufig weniger gefährlich als das Reden. „Sprich nie Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt“, schrieb einmal der Theologe Lavater. Sprich nie Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt. „Und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: Warum erzähle ich es?“ Aus Gehässigkeit, aus Schadenfreude? Aus Wichtigtuerei? Aus Geschwätzigkeit? Ich möchte nicht mißverstanden werden. Es gibt Gelegenheiten, wo wir reden müssen, wo wir nicht schweigen dürfen, wo hohe Werte auf dem Spiele stehen, wo wir die Gefahr sehen, die Menschen oder einer Institution drohen. Dann müssen wir reden. Wenn wir hier nicht reden würden, dann würde für uns das Wort des Propheten Isaias gelten: „Die Wächter sind blind. Sie nehmen nichts wahr. Sie sind stumme Hunde, die nicht bellen. Träumend liegen sie da und schlafen am liebsten.“

Die dritte Regel, die ich empfehlen möchte, lautet: Meide die Gesellschaft der Schwätzer und der Klatschbasen! Es ist auf die Dauer nicht möglich, mit solchen Menschen zu verkehren, ohne dass man selbst zum Schwätzer wird. Die Schwäche wirkt ansteckend. Von Seneca, dem Lehrer Neros, ist das

Wort überliefert: „Sooft ich unter Menschen gewesen, bin ich als geringerer Mensch heimgekehrt.“ „Sooft ich unter Menschen gewesen, bin ich als geringerer Mensch heimgekehrt.“ Warum? Weil man der Redseligkeit, der Geschwätzigkeit sich ergeben hat. Und im Buch von der Nachfolge Christi steht des bedenkenswerte Wort: „Ich wünschte, dass ich öfter geschwiegen und nicht unter Menschen gewesen wäre.“ „Ich wünschte, dass ich öfter geschwiegen und nicht unter Menschen gewesen wäre.“ Von Matthias Claudius, dem Dichter, den manche von Ihnen kennen, stammt das Wort, das er an seinen Sohn Johannes schrieb: „Sage nicht immer, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst!“ Sage nicht immer, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst!

Im Buche des heiligen Evangeliums nach Matthäus steht das Wort: „Ich sage euch, dass die Menschen über jedes unnütze Wort, das sie reden, am Tage des Gerichtes werden Rechenschaft legen müssen.“ Über jedes unnütze Wort! Nicht nur über jedes sündhafte, sondern auch über jedes unnütze Wort müssen wir Rechenschaft legen.

Ach, meine lieben Freunde, dass wir doch die Gabe der Rede benutzen möchten, um zu trösten, um zu erfreuen, um zu ermuntern und zu ermutigen, um zu beruhigen und zu begütigen! Ach, dass wir doch mit unseren Worten Frieden bringen und Frieden stiften möchten! Wenn der Priester im Hochamt den Altar beräuchert, da spricht er die schönen Worte: „Setze, Herr, eine Wache vor meinen Mund und einen Riegel vor meine Lippen!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Den Sonntag heiligen

02.10.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Sabbat war der heilige Tag des israelitischen Volkes. Die Ordnung Gottes bestimmt, dass ein Tag innerhalb von sieben Tagen der Heiligung, der Anbetung, der Verehrung Gottes vorbehalten ist. Wir halten nicht mehr den Sabbat, denn der Alte Bund ist vergangen. Eine Schulkollegin von mir, die zu den Adventisten gehört, meinte mich rügen zu müssen, weil wir katholischen Christen nicht den Sabbat, sondern den Sonntag halten. Ja, das muss so sein, denn der Alte Bund hat ein Ende, und der Neue Bund ist gekommen. Der Neue Bund ist geheiligt durch die Auferstehung des Herrn an einem Sonntag. An einem Sonntag ward auch der Heilige Geist gesandt. Unser Erlösungswerk ist mit dem Sonntag untrennbar verknüpft. Deswegen ist der Sonntag der heilige Tag der Woche.

Die Heiligung des Sonntags ist uns von Gott aufgetragen. Der Sonntag ist der Tag Gottes. Die Kirche weiß ganz genau, was im alttestamentlichen Gesetz zeitbedingt ist, also wegfallen kann, was aber unveränderlich bewahrt werden muss. Dazu gehört die Heiligung eines von sieben Tagen in der Woche. „Den siebten Tag sollst du heiligen!“ Der Neue Bund ist mit neuem Inhalt gefüllt, und deswegen begehen wir an diesem Tag nicht so sehr die Vollendung der Schöpfung, sondern die Vollendung der Erlösung. Sonntagsheiligung ist Gottes Gebot, ist Gottesdienst. Wer den Sonntag heiligt, dient Gott; wer den Sonntag heiligt, ehrt Gott. Wer ihn nicht heiligt, entehrt Gott und dient ihm nicht.

Der Sonntag, meine lieben Freunde, schlägt die Tore der Welt für Gott auf. Der Sonntag verkündet Gottes Herrschaftsrecht. Der Sonntag ist Ausdruck unserer Gottgehörigkeit. Nicht Gott benötigt die Sonntagsheiligung, sondern wir, wir Menschen. Wie brauchen die Sonntagsheiligung. Wenn der Mensch nämlich nicht mehr Gott anbetet, dann betet er irdische Dinge an: das Geld, die Macht, die Lust, den Besitz, das Vergnügen. Der Mensch verkommt, wenn er keine Feierkleider mehr anzieht.

Die Heiligung des Sonntags ist für uns katholische Christen mit der Feier der heiligen Messe verbunden. Hier wird das Kreuzesopfer erneuert, gegenwärtig gesetzt, uns zugewandt. Hier ereignet sich eine Epiphanie von Golgotha. Höheres, Erhabeneres kann es nicht geben. Aber auch Notwendigeres, Dringenderes kann es nicht geben. Der katholische Christ kann ohne das Eingehen in das Opfer Christi nicht bestehen. Das religiöse Leben des katholischen Christen, der den Besuch der Sonntagsmesse aufgibt, geht unweigerlich den Bach hinunter. Ich habe noch keinen geistlich zugrunde gehen sehen, der regelmäßig die Sonntagsmesse besuchte. Aber ich habe Grund, um das Heil vieler besorgt zu sein, die Gott nicht am Sonntag die Ehre geben und den Besuch der Sonntagsmesse vermeiden. Die Kirche hat ein eigenes Gebot erlassen: „Du sollst jeden Sonntag eine heilige Messe andächtig mitfeiern!“ Ein heiliges Gebot, ein wichtiges, ein unerlässliches Gebot. Der Sonntag ist der Tag des Herrn.

Der Sonntag ist aber auch der Tag des Menschen. Der Mensch ist keine Maschine, sondern ein vernünftiges Wesen, ja ein Gotteskind. Er braucht eine Arbeitspause; er braucht eine Atempause, auch für die Seele. Und so ist die Sonntagsheiligung mit der Sonntagsruhe verbunden. Am Sonntag soll das Schaffen und Werken unterbrochen werden. Am Sonntag soll der Mensch sich regenerieren, erholen, neue Kräfte sammeln. Gott, der das Gebot der Sonntagsruhe gegeben hat, ist ein sozialer Gott. Er gönnt dem Menschen eine arbeitsfreie Zeit. Er will, dass er einhält mit der Arbeit. Das Sonntagsgebot ist der biblische Arbeitsschutz. Die Seele und der Leib brauchen diese Atempause, Man soll nicht allzu ängstlich sein, was die körperliche Arbeit angeht. Die Dinge, die erledigt werden müssen, kann man auch am Sonntag erledigen. Wir wissen, dass viele unserer Mitmenschen auch am Sonntag arbeiten müssen, um das Leben der Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Mein Vater war Eisenbahner, und er konnte ganz selten am Sonntag die heilige Messe nicht besuchen. Damals gab es ja noch keine Vorabendmesse und auch keine Abendmesse. Es gibt also Menschen, die am Sonntag notgedrungen die

heilige Messe nicht besuchen können. Aber auch sie können und sollen am Sonntag den Tag heiligen durch Gebet, durch Lesung der Heiligen Schrift, durch Besuchung einer Kirche, wenn auch zu einer anderen Zeit als zur Gottesdienstzeit. Die Seele soll sich am Sonntag erfrischen in Gott, sie soll sich geistig kräftigen und erneuern.

Der Mensch, meine Freunde, hat immer gewußt, dass er mehr ist als der Leib. Der erste Mensch war genauso mit Geist ausgestattet wie wir, er hatte denselben Verstand und denselben Willen wie wir, und er hat gearbeitet und geruht. Er hat die Zeit einzuteilen verstanden. Er hat Stunden und Tage gehabt, an denen er sich Gott zuwandte. Auch wenn wir in den Gräbern nur noch Faustkeile entdecken, der Mensch war immer mehr als ein Erfinder von Werkzeugen. Seine Gebete konnte man nicht in seine Grabkammer legen.

Der Angriff auf den Sonntag ist ein Angriff auf den Menschen, auf sein körperliches und geistiges Wohlbefinden. In der Französischen Revolution hat man die Siebentagewoche und den Sonntag zu ersetzen versucht durch die Zehntageweche und den Dekadi. Den zehnten Tag hat man als Feiertag auszeichnen wollen. Da wurden Reden gehalten, da wurden Hochzeiten geschlossen. Das französische Volk hat fast ohne Ausnahme diese Verkehrung abgelehnt, und so mußte am Schluß die Zehntageweche mit dem Dekadi wieder aufgehoben werden.

Der Sonntag ist der Tag der Familie. An den Wochentagen sind die einzelnen Glieder der Familie oft auseinandergerissen. Die Arbeit führt den einen dahin, den anderen dorthin. Am Sonntag soll die Familie sich wieder zusammenfinden und soll ihre Einheit leben, bekräftigen, von neuem weihen durch gemeinsames Gebet, gemeinsamen Besuch des Gottesdienstes, gemeinsame Mahlzeiten, gemeinsame Gespräche. Am Sonntag sollen die Glieder der Familie füreinander Zeit haben, sollen sich füreinander Zeit nehmen, Besuche machen. Ich kenne Ehepaare, die an verschiedenen, weit auseinander liegenden Orten dem Broterwerb nachgehen. Notgedrungen sind sie die ganze Arbeitswoche über getrennt. Am Sonntag aber gestattet und gebietet Gott die Vereinigung, das Zusammenleben. Da sollen sie erfahren, dass sie zusammengehören und dass sie zusammenbleiben wollen, dass sie sich nicht einander entfremden und verlieren und vergessen dürfen. Der Sonntag ist der Tag der Familie.

Der Sonntag ist aber auch der Tag der Gesellschaft. An ihm legt die Gemeinschaft Zeugnis ab von ihrem Glauben an Gott, macht sie ein Bekenntnis, dass sie einen Gottesglauben hat und dass sie sich nach Gottes Geboten richtet. Es zeichnet alle Kulturen aus, meine lieben Freunde, dass die Menschen ihren Alltag in Festtage und Arbeitstage einteilen. Aus selbstgewählten Intervallen schaffen sie sich einen Rhythmus, auch einen Rhythmus der Gemeinschaft. Es hat Individualisten gegeben, die meinten, man könne es jedem selbst überlassen, wann er ruhen, wann er feiern wolle. O, meine Freunde, ohne solche gemeinsame, festgelegte Zeiten der Ruhe ist eine wahre Feier und eine wahre Rekreation nicht zu erreichen. Ohne Bindungen, ohne Sitten, ohne Ordnungen kommt der Mensch nicht aus. Es soll nicht nur das individuelle Verhalten geordnet werden, sondern auch das soziale Verhalten. Die Menschen sollen gemeinsam feiern, so wie sie gemeinsam arbeiten. Sie sollen gemeinsam Gott verehren, nicht nur allein im stillen Kämmerlein. Das ist der Irrglaube des Sozialismus: die Religion ist Privatsache. Nein, die Religion ist öffentliche Sache!

Die Weimarer Reichsverfassung von 1919 bestimmte in Artikel 139: Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt. Arbeitsruhe – seelische Erhebung. So hat die Verfassung damals in erbittertem Ringen gegen die atheistischen Kräfte in der Nationalversammlung festgelegt. Dieser Artikel gilt heute noch. Er ist durch Art. 140 des Grundgesetzes zu einem Bestandteil unserer jetzigen Verfassung geworden. Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt. Arbeitsruhe und seelische Erhebung. Das ist die Anerkennung des biblischen Gebotes. Das ist Bejahung der Sonntagsheiligung. Das ist Freihalten der Gottesdienstzeit.

Es gibt ein schönes Sprichwort, das lautet: „Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag.“ Wer den Sonntag immer heiliggehalten hat, der wird auch am Sterbetag heimkehren können zu Gott. Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag. Wenn wir den irdischen Sonntag heiligen, dann werden wir auch in die ewige Sonntagsruhe des Himmels eingehen dürfen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Vom rechten Gebrauch der menschlichen Sprache

09.10.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein wunderbares Geschenk Gottes an den Menschen ist die Sprache. Die Tiere haben auch die Möglichkeit, sich zu verständigen, aber sie ist beschränkt auf Nahrungssuche und Fortpflanzung. Das Tier ist nicht imstande, mit seiner Sprache, kraft seiner Sprache eine Kultur zu bilden. Der Mensch ist durch die Sprache befähigt, Gedanken zu vermitteln, Fakten auszutauschen, Ansichten und Wünsche zu äußern. Im Rahmen der Gesellschaft besitzt die Sprache kommunikative und identitätsstiftende Funktion. Wenn der Mensch die Sprache erwirbt als Kind, dann wird er eingegliedert in die Gesellschaft. Der Spracherwerb macht ihn fähig, der Gesellschaft als vollgültiges Glied anzugehören. Das Sprechen ist tatsächlich ein Teil der Würde des Menschen.

Diese große Gabe Gottes bedarf der Ausbildung und der Pflege. Wie für alle Äußerungen trägt der Mensch Verantwortung für das, was er spricht und wie er es aussagt. Die Sprache kann ein Segen sein oder Schaden stiften. Vor kurzem bezeichneten Feinde der Religion unseren Herrn und Heiland als den „Balkenheini“. Jesus Christus der „Balkenheini“! Und Sie haben es ja eben erlebt vor einigen Tagen, wie der Kanzleramtsminister Pofalla seinen Fraktionskollegen Bosbach zurechtwies: „Ich kann deine Fresse nicht mehr sehen. Du redest ja doch nur Scheiße.“ So spricht der Kanzleramtsminister, der Vertraute von Frau Merkel, zu seinem Fraktionskollegen Bosbach.

Die Sprache will eingeübt werden, und die erste und notwendigste Einübung in die Sprache besteht im Schweigen. Man muss schweigen können, um zur rechten Zeit reden zu dürfen. Wer nicht schweigen kann, ist in Gefahr, die Sprache zu mißbrauchen. Die Heilige Schrift fordert an vielen Stellen den vorsichtigen Umgang mit der Sprache. „Wer seine Zunge hütet, bewahrt sein Leben“, heißt es im Buch der Sprichwörter. Wer unbedachtsam im Reden ist, dem droht Gefahr. Bei vielem Reden geht es nicht ohne Verfehlung ab. Wer weise ist, der hütet seine Zunge. Niemand kann ohne Gefahr den Mund zum Reden auf tun, der nicht zu schweigen gelernt hat. Schweigen ist notwendig, meine lieben Freunde, um nicht zum Vielredner, zum Schwätzer zu werden. Es ist leichter, überhaupt nichts zu sagen, als im Reden nicht zu fehlen. Das kommt daher, dass wir vor allem vom Nächsten lieber Böses reden als Gutes. Wir mischen uns gerne in fremde Angelegenheiten ein, wir wollen über andere bestimmen, und dazu bedienen wir uns der Sprache. Wir müssen immer überlegen, ob wir jemand einen Rat geben sollen, ohne dass wir darum gebeten werden. Es ist ungleich sicherer, sich raten zu lassen, als anderen Rat zu geben. Und es ist Weisheit, nicht sogleich nachzuerzählen, was wir von jemandem gehört haben. Schweigen will gelernt sein.

Zum rechten Gebrauch der Sprache gehört auch das Hören, das Hören auf das, was andere sagen. Wir sind nicht im Alleinbesitz des rechten Wissens und der rechten Entschlüsse. Auch andere denken nach und überlegen. Wir können und sollen uns ihrer Einsichten bedienen. Deswegen sollen wir gern fragen und schweigend hören, was andere sagen. Wir sollen nicht zu viel auf unsere eigene Einsicht geben, sondern gern hören, was andere Leute darüber denken. Wir sollen auch nicht fragen, wer etwas gesagt hat, sondern wir sollen auf das hören, was gesagt wurde. Der Inhalt ist entscheidend, nicht die Person, von der eine Rede kommt. Gott redet auf mancherlei Weise zu uns ohne alles Ansehen der Person. Wer weise ist, beugt sich gern dem Rat eines anderen. Und wenn Gott in unserer Mitte wohnt, müssen wir oft auf unsere eigene Meinung verzichten, um den Frieden zu erhalten. Zuhören und zuhören können ist ein Dienst, den wir den Mitmenschen leisten. Viele Menschen sind schon getröstet, wenn sie jemanden finden, der sie anhört. Die Menschen wollen sich aussprechen, wollen etwas loswerden, wollen das, was auf ihnen lastet, mitteilen. Und da ist es für sie eine Hilfe, wenn sie einen finden, der nicht nur mit dem Ohr, sondern mit dem Herzen ihren Reden lauscht.

Die Sprache dient auch der Belehrung. Die Unterweisung in der Schule und anderswo geschieht durch Worte. Wir teilen Wissen mit, wir beheben die Unwissenheit anderer. Es ist ein Werk der geistigen Barmherzigkeit, die Unwissenden zu belehren, zumal in Sachen der Religion. Die Unkenntnis des Glaubens, der Glaubenslehre, der Sittenlehre ist enorm. Die Menschen bekämpfen häufig etwas, was sie gar nicht kennen. Soeben haben wir erlebt, wie der Bundespräsident Wulff seine Unwissenheit in religiösen Dingen kundgetan hat, in aller Öffentlichkeit. Er forderte den Papst auf, Geschiedene, die sich bürgerlich verheiratet haben, zum Empfang der heiligen Kommunion zuzulassen. Geschiedene, die sich wiederverheiratet haben, sollen den Leib des Herrn empfangen können – nach Herrn Wulff. Damit verlangt Wulff etwas, was kein Papst gewähren kann. Der Kommunionempfang ist denen vorbehalten, die frei sind von schwerer Sünde. Wer nicht frei ist von schwerer Sünde, der isst und trinkt sich das Gericht, wenn er die Kommunion empfängt. So steht es im 1. Korintherbrief des Apostels Paulus. Wer nach der Scheidung standesamtlich wiederverheiratet ist, lebt im Zustand der schweren Sünde, denn die erste Ehe ist und bleibt gültig, die zweite Ehe ist und bleibt ungültig.

Man macht den Einwand, jede Sünde könne vergeben werden. Ja selbstverständlich. Aber nur, wenn man die Sünde aufgibt. Wer aber im Dauerzustand der schweren Sünde lebt wie der Geschiedene, der wieder geheiratet hat, der hat eben keine Reue. Er nimmt eheliche Rechte in Anspruch, die er gar nicht in Anspruch nehmen darf. Wenn er bereut, kann ihm auch diese Sünde vergeben werden, aber er muss bereuen, d.h. er muss sich abwenden, entweder die Ehe auflösen, die zweite, oder mit dem Partner leben wie Bruder und Schwester. Es ist mir unbegreiflich, dass Bischöfe wie Zollitsch und Lehmann die Forderung Wulffs aufnehmen können. Es ist mir unbegreiflich! Wer diese Forderung vertritt, steht nicht mehr auf dem Boden der katholischen Lehre. In schwerer Sünde befindliche geschiedene Wiederverheiratete zum Empfang des Leibes des Herrn zulassen, heißt Gottes Gebot der Unauflöslichkeit der Ehe übertreten. Wer im Zustand der schweren Sünde den Leib des Herrn empfängt, der „isst und trinkt sich das Gericht“, und wer sie dazu einlädt, der macht sich fremder Sünden schuldig. In welche Lage, meine lieben Freunde, sind wir in unserer Kirche gekommen!

Die Sprache dient dem Bekenntnis. Mit der Sprache legen wir Zeugnis ab für unseren Glauben, bekennen wir unser Christsein. Wie unerlässlich das Bekenntnis ist, das hebt der Apostel Paulus im Römerbrief hervor, wenn er sagt: „Wenn du mit dem Munde bekennt, dass Jesus der Herr ist, und wenn du mit dem Herzen glaubst, dass Gott Jesus von den Toten auferweckt hat, dann wirst du selig werden.“ Mit der Zunge, mit dem Munde bekennen wir unseren Herrn Jesus Christus. Ich hatte vor wenigen Tagen ein schönes Erlebnis. Ich sprach eine Dame an, die ein Kreuz an der Brust trug. Ich sagte: „Was haben Sie ein schönes Kreuz!“ „Ja“, sagte sie, „das ist geweiht.“ „Ach, da sind Sie ja katholisch?“ „Ja selbstverständlich, und zwar sehr!“ „Und zwar sehr“, sagte sie. Sie bekannte ihren Glauben, diese fromme Frau vom Chiemsee.

Die Sprache dient der Erziehung, der Bildung und der Aufrichtung. Die Sprache kann erheben und niederziehen. Mit Worten können Menschen geführt und verführt werden. Es kommt darauf an, welche Worte aus unserem Munde entströmen. Was wir reden, soll den Mitmenschen zur Erbauung, zur Erhebung dienen. Wir wollen sie nicht herabziehen, sondern wir wollen sie hinaufheben. Wir sollen unseren Gesprächspartnern etwas mitgeben, ein Wort sagen, das sie aufrichtet, das sie tröstet, das sie zum Vater der Lichter führt. Von Heiligen wird berichtet, dass niemand, der zu ihnen kam, nicht besser geworden fortging, als er gekommen war. Der Einfluß ihrer Persönlichkeit und die Worte, die aus ihrem Munde kamen, haben die guten Anlagen in den Menschen entbunden, mit denen sie gesprochen haben.

Ein ganz wichtiges Mittel des Wortes ist der Trost. Es gibt so viele Menschen, die des Trostes bedürftig sind, von Angst gepeinigt, von Schmerzen gequält, von Niedergeschlagenheit erfüllt, trauernde, weinende Menschen. Sie alle sind des Trostes bedürftig, der Ermunterung, der Aufrichtung. Es ist ein Werk der geistigen Barmherzigkeit, Trostlose, Trauernde zu trösten. Wir können die Betrübten trösten, indem wir ihnen Trostgründe vorhalten. Man muss eben mit erfinderischer Liebe nachdenken, was einem Trostbedürftigen zur Hilfe werden kann. Die Armen und die Unglücklichen tröstet man, indem man auf Gottes Vorsehung hinweist, indem man sie an den Ausgleich im Jenseits erinnert. Es bleibt nicht immer so, so ungerecht, wie es auf der Erde zugeht. Die Sünder tröstet man, indem man sie auf die Gebote Gottes und auf Gottes Barmherzigkeit aufmerksam macht. Wir trösten die Betrüb-

ten, indem wir ihnen Teilnahme bezeigen. Es hat eine große Bedeutung, wenn wir einem Angehörigen, der Tote zu beklagen hat, das Beileid aussprechen. Ja, das ist ein Trost, das Beileid, das Mitleid, das aus dem Herzen kommt und das ihm zeigt, dass wir Anteil nehmen an seinem Leid. Wenn der Leidende spürt, dass uns sein Leiden rührt, dass es uns zu Herzen geht, dann ist er getröstet. Das Wort ist richtig: Geteiltes Leid ist halbes Leid. Häufig ist es auch ein Trost, wenn man dem Leidenden nicht verbirgt, dass man selber leidet. Ich habe Ärzte erlebt, die dadurch dem Patienten Trost spendeten, dass sie sagten: „Ach, damit habe ich auch zu tun.“

Gewiß ist Gott unser Tröster, unser allmächtiger Tröster, zu dem wir rufen: „Tröster in Verlassenheit, Labsal voll der Lieblichkeit, komm, o süßer Seelenfreund. Tröste den, der trostlos weint.“ Aber der Tröstergott bedient sich eben der Menschen, um zu trösten. Wir gläubigen Menschen haben einen Trost, den die Ungläubigen nicht kennen. Wir wissen um Gott, um seine Gnade und Wahrheit. Wir wissen um seine erbarmungsreiche Ankunft. Wir wissen um seinen schmerzlichen Sühnetod. Wir kennen seine glorreiche Auferstehung, und wir erwarten seine triumphale Wiederkunft. Das sind Trostgründe! Der Glaube tröstet, wo die Liebe weint. Wir spenden keinen billigen Trost, denn der Trost, den wir spenden, ist nicht billig; er hat unserem Herrn und Heiland das Leben gekostet.

Die Sprache kann und soll verwendet werden, um zu loben. Wer lobt, der rühmt und preist den anderen, er würdigt ihn, er zeichnet ihn aus. Arbeit verdient Anerkennung, Leistung verdient Lob. So ist es in unserer Welt, und das ist recht. Lob erfreut, Lob ermuntert, Lob richtet auf. Wer gelobt wird, strengt sich an, nämlich des Lobes würdig zu werden. Das Lob spornt an, Taten zu wiederholen, dretwegen man gelobt wird. Das Lob muss freilich berechtigt sein. Man darf nicht loben, was nicht lobenswert ist. Durch Lob, das wir einem Sünder spenden, machen wir uns an seiner Sünde teilhaftig. Das ist eine fremde Sünde. Aber man darf überlegen und suchen, was wir am anderen loben können. Und wenn man sich Mühe gibt, meine Freunde, wenn man genauer hinschaut, findet man fast bei allen Menschen etwas, was man mit Recht loben kann.

Dem Lob verwandt ist der Dank. Dankbarkeit ist die Anerkennung empfangener Wohltaten. Im Kolosserbrief mahnt der Apostel die Gemeinde: „Seid dankbar!“ Dank ist auch das Eingeständnis unserer Grenzen. Der Dankende bekennt, dass er abhängig ist, dass er etwas empfangen hat und vielleicht sogar empfangen mußte, dass er angewiesen ist auf andere. Er gibt zu, dass er bedürftig ist und Wohltaten entgegengenommen hat. Es tut den Menschen wohl, wenn man ihnen für ihre Arbeit, für ihre Leistung, für ihr Wohltun dankt. Danken soll man für große Geschenke, aber auch für kleine Gaben. Wer für das Geringste dankbar ist, der wird fähig, Größeres zu empfangen. „Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen undankbar gewesen wären“, hat einmal Wolfgang von Goethe gesagt. „Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen undankbar gewesen wären.“ Ich habe es allerdings einmal erlebt, wie Menschen unfähig sind zu danken. Ich schenkte einem jungen Manne eine Uhr. Er sprach kein Wort des Dankes. Ich redete mit seinem Vater. Sein Sohn ließ sich nicht bewegen, einen Dank auszusprechen. Er sagte dem Vater: „Er braucht mir ja nichts zu schenken.“ So etwas gibt es. Undankbarkeit verwundet und betrübt den Geber guter Gaben. Der Heiland hat einmal zehn Aussätzige geheilt. Aber von ihnen kam nur ein einziger zurück, um sich zu bedanken. Da spürt man das Weh aus seinem Munde, wenn er sagt: „Sind nicht zehn geheilt worden? Wo sind denn die anderen neun?“

Der Gegensatz zum Lob ist der Tadel. Mit dem Tadel sprechen wir die Mißbilligung des Verhaltens anderer aus. Tadel, meine lieben Freunde, ist eine Sache, die gründlich überlegt werden soll. Man sollte sich folgende Fragen stellen: Ist der Tadel berechtigt? Ist er notwendig? Ist jetzt die geeignete Stunde, ihn auszusprechen? Ist er berechtigt? Ist er notwendig? Ist jetzt die geeignete Stunde, ihn auszusprechen? Bevor wir tadeln, sollten wir immer suchen, ob wir nicht eine bestimmte Tat entschuldigen können. Hüten wir uns vor der Kritiksucht. „Wer andere gern richtet, hat nichts davon, irrt sich öfters und sündigt leichtfertig.“ So schreibt das Buch von der Nachfolge Christi. „Wer andere gern richtet, hat nichts davon, irrt sich öfters und sündigt leichtfertig.“ Wir verlieren eben das richtige Urteil leicht, weil wir uns selbst mehr lieben als die Wahrheit. Und noch einmal die Nachfolge Christi: „Alle Menschen sind gebrechlich, aber halte niemand für gebrechlicher als dich selbst!“ O wie schön dieses Wort. „Alle Menschen sind gebrechlich, aber halte niemand für gebrechlicher als dich selbst!“

Eine besonders schwere Aufgabe ist es, mit der Sprache andere zurechtzuweisen. Wenn wir sehen, dass Mitmenschen sich verirren, ins Verderben laufen, sich ins Unglück stürzen, dann sind wir aufgerufen, ihnen ein Halt zuzusprechen. Es ist ein Werk der geistigen Barmherzigkeit, die Sünder zurechtzuweisen. Und das kann eine Pflicht sein. Wo wir Verantwortung tragen, in der Familie, in der Nachbarschaft, im Staat, in der Kirche, da dürfen wir nicht schweigen, wenn wir Gefahren erkennen. Wer etwas bessern kann und es unterläßt, der hat ohne Zweifel an der Sünde Anteil. Manche sagen: Man kann den Menschen die Wahrheit nicht sagen; sie vertragen sie nicht. Ich glaube, dass diese Rede nicht stimmt. Ich bin überzeugt, meine lieben Freunde, man kann den Menschen die Wahrheit sagen, wenn es in der rechten Weise geschieht. Und wie ist diese rechte Weise? Man muss sie ihnen schonend beibringen. Wie ein Verbündeter, dem es schwer fällt, sie zu sagen. Die Menschen, die wir mahnen, müssen spüren, dass wir lieber anerkennen würden als tadeln. Sie müssen spüren, dass es uns schmerzlich ist, ihnen eine bittere Wahrheit unterbreiten zu müssen. Auf diese Weise, meine ich, können wir die Wahrheit sagen.

Die Zurechtweisung muss natürlich auch immer zur rechten Stunde geschehen. Nicht jede Stunde ist geeignet dafür. Man muss auf die Stunde der Empfänglichkeit warten. Es empfiehlt sich, vor der Zurechtweisung das Lobenswerte anzuerkennen und dann erst die Ermahnung folgen zu lassen. Je liebevoller und schonender wir zurechtweisen, um so mehr fruchtet unsere Zurechtweisung.

O dass wir doch, meine lieben Freunde, die Gabe der Sprache recht gebrauchen möchten! O dass wir doch mit unserem Sprechen Segen stiften möchten! Wenn der Priester am Altar nach der Opferbereitung die Beräucherung des Altares vornimmt und den Altar umschreitet, da betet er: „Gib eine Wache, o Herr, meinem Munde, eine schützende Tür meinen Lippen.“ Dieses Gebet sollten wir oft sprechen: „O Herr, gib eine Wache meinem Munde, eine schützende Tür meinen Lippen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die heiligen Engel, Diener Gottes und Helfer der Menschen

16.10.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein französischer Maler hat in dem Kloster Saulchoir in Frankreich ein ergreifendes Bild geschaffen. Da sieht man, wie die Dominikanermönche sich beim Chorgebet verneigen, als sie das „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste“ sprechen. Aber man sieht nicht nur das, sondern hinter ihnen und über ihnen ist etwa anderes zu beobachten. Hinter ihnen neigen sich alle vollendeten Brüder dieses Dominikanerkonvents, und über ihnen wölbt sich die Anbetung der Engel. Der Maler hat begriffen, was im Hebräerbrief geschrieben steht, nämlich: „Ihr seid hinzugetreten zum Berge Sion, der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, zu den zahllosen Engelscharen und zum Festjubiläum, zur Gemeinde der Erstgeborenen.“

Kirche und Engel gehören zusammen. Seit ihrem Anfang weiß die Kirche, dass sie in der Gemeinschaft der heiligen Engel lebt, dass sie aufgenommen ist in diese Gemeinschaft, in ihren Sieg und in ihre Hut. Sie weiß auch ihre Vollendeten, die Blutzeugen, die Bekenner, die Jungfrauen bei den Engeln im Himmel. Der Gottesdienst, den die Kirche hält, ist niemals bloß eine Menschenangelegenheit. Der Gottesdienst der Kirche ist eine Verehrung, die in den Himmel reicht. Mit den Menschen sind die Engel im Dienste des Herrn, in der Anbetung Gottes begriffen. Himmlisches und irdisches Gotteslob klingen zusammen. Wir werden es ja bald wieder beten in dieser heiligen Messe: „Darum singen wir mit den Engeln und Erzengeln, mit den Thronen und Mächten, mit den Cherubim und Seraphim und mit der ganzen himmlischen Heerschar den Lobgesang deiner Herrlichkeit und rufen ohne Unterlaß: Heilig, heilig, heilig.“

Engel und Menschen gehören zusammen im Leben, aber auch im Tode. Ja, die Engel spielen eine besondere Rolle, wenn es ans Sterben geht; wenn wir heimgerufen werden zu Gott, da sind sie zur Stelle. Davon zeugen die Gesänge, welche die Kirche beim Tode eines Menschen anstimmt. Sie stellt sich den Heimgang der menschlichen Seele vor wie einen Empfang, der in der alten Zeit einem Mächtigen, einem König in einer Stadt bereitet wurde. Da gingen ihm die Bewohner entgegen, und im Triumphzug führten sie ihn in die Stadt. Und so betet die Kirche, wenn einer von uns stirbt: „Es mögen ihm entgegenneigen die Engel. Sie mögen ihn zur heiligen Stadt Jerusalem geleiten.“ Und sie ruft die Engel auf: „Eilt ihm entgegen, ihr Engel, und bringt die Seele vor das Angesicht des Allerhöchsten.“

Die Engel und die Menschen sind verbunden, weil sie vom selben Schöpfer stammen. In Gott ist alles geschaffen, das Sichtbare und das Unsichtbare, und das Unsichtbare sind eben die Engel. „In ihm ist alles erschaffen“, wie es im Kolosserbrief heißt: „In ihm ward alles erschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare. Alles ist durch ihn und zu ihm hin geschaffen.“ Gott ist der gemeinsame Vater, der gemeinsame Schöpfer von Engeln und Menschen.

Die Engel leben in der Seligkeit des Himmels, aber sie wurde ihnen nicht ohne Erprobung geschenkt. Auch die Engel haben eine Probe zu bestehen gehabt, bevor sie in die Seligkeit Gottes aufgenommen wurden. Man hat gerätselt, worin diese Erprobung bestanden haben könnte. Gelehrte, fromme, hervorragende Theologen meinen, den Engeln wurde bekannt, dass die Spitze der Schöpfung ein Mensch sein sollte, der Mensch Jesus von Nazareth, der Sohn Mariens, und nicht ein Engel, auch keine Engelfürst. Die Spitze der Schöpfung sollte ein Mensch sein. Das haben manche Engel nicht vertragen. Sie haben sich empört, sie fielen ab, und sie wurden verstoßen. Die guten Engel dienen dem Heiland. Engel begleiten sein Leben. Der Christdienst der Engel ist eine oft von der Heiligen Schrift bezeugte Tatsache. „Und ich schaute“, so heißt es in der Apokalypse des Johannes, „und hörte einen Chor vieler Engel rings um den Thron (um den Thron Gottes). Es waren an Zahl zehntausendmal zehntausend.“ Ja, meine lieben Freunde, das sind ja ungeheure Zahlen. Ist das nicht fast

unwahrscheinlich? Es waren an Zahl zehntausendmal zehntausend. Ich gestehe, mit dieser Zahl keine Schwierigkeit zu haben. Mein Interesse galt immer auch der Astronomie. Die Astronomen rechnen mit etwa 70 Trilliarden Sternen. 70 Trilliarden Sterne, das ist 7×10^{22} . Die Astronomen rechnen mit 100 Galaxien, und jede Galaxie besteht aus 100 Milliarden Sternen. Ja, wenn Gott in der unbelebten Natur solche ungeheuren, unfaßlichen Wirklichkeiten schaffen konnte, warum sollte er nicht zehntausendmal zehntausend Engel erschaffen haben? Diese Engel, die den Thron umgeben, rufen: „Würdig ist das Lamm, das geschlachtet ward, zu empfangen Macht und Reichtum und Stärke und Ruhm und Preis.“ Das ist der erste und oberste Dienst der Engel.

Aber sie haben auch den auf Erden erschienenen Logos begleitet. Wie heißt es in der Botschaft an Maria, die der Engel Gabriel überbrachte: „Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären. Dem sollst du den Namen Jesus geben. Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“ Und Joseph erfährt dieselbe Botschaft von einem Engel: „Joseph, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen. Was in ihr geworden ist, das stammt vom Heiligen Geiste.“ Das war die Ankunftsverkündigung des Messias durch die Engel. Sie setzt sich fort auf den Halden von Bethlehem. Dort spricht ein Engel: „Seht, ich verkünde euch eine große Freude. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Die Geburt wird von Engeln verkündet, aber auch die Auferstehung. Als die Frauen zum Grabe kommen, da erblicken sie zwei Jünglinge in weißen Kleidern. „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier. Er ist auferstanden.“ Und als es zur Himmelfahrt geht, da erscheinen wieder zwei junge Männer in weißen Kleidern, zwei Engel. Die Apostel schauen nach oben. „Ihr Männer von Galiläa“, sagen die Engel, „warum schaut ihr nach oben? Dieser Jesus, der von euch weg erhoben wurde, wird so wiederkommen, wie ihr ihn habt auffahren sehen.“

Die Engel und das Leben Jesu sind untrennbar. Als er versucht wurde, da hungerte ihn. Und nach der Versuchung, die er bestanden hatte, traten Engel zu ihm und dienten ihm. Das heißt, sie brachten ihm zu essen. Im Ölgarten flehte Jesus, der Kelch des Leidens möge vorübergehen. Er fing an zu zittern und zu zagen, wie der Evangelist Markus berichtet. Aber nur der Evangelist Lukas erzählt uns: „Da erschien ein Engel vom Himmel und tröstete ihn.“ Der Herr wußte es, dass die Engel bereitstehen, ihm zu helfen. „Meint ihr“, sagt er den Aposteln, „mein Vater könnte mir nicht zwölf Legionen Engel schicken?“ Das sind 72.000 Mann. Aber wie sollte dann erfüllt werden, dass der Messias leiden muss? Eine letzte Rolle spielen die Engel bei der Wiederkunft Christi. Wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters, dann kommen die Engel mit ihm, und sie werden aus seinem Reiche alle Übeltäter aussondern und in den Feuerofen werfen. Denn der Herr wird einem jeden vergelten nach seinen Werken, wenn er mit seinen Engeln kommt.

Die Engel sind Diener Gottes, sie sind Diener Christi. Sie sind auch Diener der Menschen. Ja, jeder von uns hat seinen Schutzengel. „Die Engel sind ausgesandt zum Dienste derer, welche das Heil erben sollen.“ So schreibt der Hebräerbrief. Die Engel sind ausgesandt zum Dienste derer, die das Heil erben sollen. Ein jeder Mensch ist einem Schutzengel anvertraut.

In Straßburg am Münster steht ein Engel auf der Gerichtssäule und schaut uns forschend an. Was will der Engel uns sagen? Vielleicht das, was im „Seidenen Schuh“ von Paul Claudel steht: „Wer das Gute in seiner Fülle erkennt, der allein versteht auch das Maß des Bösen.“ Die Engel, die das Gut in der Fülle erkennen, verstehen auch das Maß des Bösen. Der Straßburger Engel schaut uns forschend an, betroffen, so scheint es, schaut er auf das verlorene Treiben der Menschen, auf den Leichtsinn, mit dem sie ihre unsterbliche Seele beflecken, die mit dem kostbaren Blute des Herrn erkaufte ist.

Die Engel haben einen durchdringenden Blick. Ihre Intelligenz ist höher als die unsere, dennoch sind sie nicht allwissend. Sie können also nicht in das Innere des Menschen eindringen, sondern nur von außen wirken. Aber das tun sie auch. Sie geben uns gute Gedanken ein, sie stellen uns die Ziele Gottes vor, die er vor uns aufgerichtet hat. Sie können uns auch in unserem Handeln und in unseren Unternehmungen beistehen. Die Engel sind mächtig, sie sind mächtige Helfer. Das wissen wir aus der Heiligen Schrift. Wer hat den Stein weggerollt vom Grabe? Ein Engel. Er muss also Kraft haben. Die Engel besitzen Macht. Ich hatte einen Freund, meine lieben Christen, ich hatte einen Freund, einen priesterlichen Freund, der reiste jedes Weihnachtsfest in das Uran-Sperrgebiet in der DDR, um den Menschen, die dort lebten, Gottesdienst zu halten und die Sakramente zu spenden. Das Uran-

Sperrgebiet war streng abgeschirmt. Man konnte nur mit einer Sondergenehmigung hinein. Niemand sollte wissen, was da geschieht, wo das Uran gefördert wurde. Aber mein Freund, der Priester, kam immer hinein, und zwar ohne Genehmigung. Ich fragte ihn: „Ja, wie kommst denn du hinein?“ „Ich reise mit den Engeln.“ Eine gläubige Antwort auf eine profane Frage. „Ich reise mit den Engeln.“

Die Engel bewahren, soweit es der Vorsehung Gottes entspricht, unser irdisches Leben. Ich sage noch einmal: „Soweit es der Vorsehung Gottes entspricht.“ Denn Gott führt Wege, die uns verborgen sind. Aber noch wichtiger ist der Dienst, den sie uns leisten für die Ewigkeit. Sie helfen uns in unserem Kampfe mit den bösen Mächten. Sie stehen uns bei, wenn der Versucher uns naht. Die Engel wollen uns in die ewige Seligkeit geleiten. Freilich müssen wir uns ihnen erschließen. Wie macht man das? Von Maria heißt es: „Der Engel trat bei ihr ein.“ Wir müssen so gesinnt sein wie Maria. Wir müssen die Engel einlassen. Sie müssen bei uns eintreten können. Sie müssen also die Freunde, die Mitwisper unserer Pläne, unserer Anliegen, unserer Sorgen sein. Wir müssen mit ihnen sprechen. Wir müssen zu ihnen sprechen. Sie hören uns. Wir müssen uns den Engeln verbinden. Es darf kein Tag vergehen, meine Freunde, wo wir nicht ein Schutzengelgebet verrichten, kein Tag. Sie sind unsere Helfer. Sie geben uns Gebete ein, gute Gedanken. Der Glaube an die heiligen Engel ist etwas vom Tröstlichsten in unserer heiligen Religion. Keine Illusion, kein schönes Märchen, sondern eine Wirklichkeit, eine von Gott geoffenbarte Wirklichkeit.

In einem englischen Gedicht heißt es: „Die Engel halten ihre Stellung noch immer. Dreh einen Stein um, wag den Flügelschlag. Das bist nur du, der Augen abgewandter Schimmer, der ihren Glanz nicht zu schauen vermag.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Zur Gnadengemeinschaft mit Christus berufen

23.10. 2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Christus spricht in Gleichnissen. Das sind Bilder, Bilder, die er aus dem Leben nimmt und die eine tiefe religiöse Wahrheit enthalten. Das Hochzeitsmahl, von dem er hier spricht, ist ein Ausdruck für das Heil, das Gott den Menschen bereitet, also das Reich Gottes, der Himmel, die Berufung zur Gnadengemeinschaft mit Christus in der Kirche. Das alles ist gemeint, wenn vom Hochzeitsmahl die Rede ist. Die Einladung ist ergangen zuerst an das Volk Israel. Die Juden waren die ersten, an welche die Botschaft des Heiles erging. Aber wir wissen, dass nur wenige sich zum Herrn bekannt haben. Es gab einige, die Apostel zum Beispiel, die sich die Einladung zu Herzen gehen ließen und ihr folgten, aber die Masse des Volkes hat sich verschlossen. Das Volk blieb ablehnend, verhärtet, ja feindselig gegen die Botschaft Christi. Wir wissen aus dem 1. und 2. Jahrhundert, dass die Juden sich hervorgetan haben in der Anzeige der Christen bei den heidnischen Behörden und somit zur Kirchenverfolgung, zur Christenverfolgung ihren Beitrag geleistet haben.

Die Verhärtung seines Volkes ist dem Herrn zu Herzen gegangen. An den Halden von Jerusalem hat er über sein Volk geweint: „Ach, dass du es doch erkannt hättest an diesem deinem Tage, was dir zum Heile dient! Aber jetzt ist es verborgen vor deinen Augen. Du hast nicht gewollt!“ Die Botschaft des Heiles ist vom auserwählten Volke nicht angenommen worden. Das auserwählte Volk wurde das verstoßene Volk. Sie waren des Mahles nicht wert.

Die Botschaft des Heiles erging dann an die Heiden, und sie war erfolgreich. Zwei Jahrtausende sind vergangen seit der ersten Einladung, und wir müssen wirklich sagen, diese Einladung ist von vielen Völkern angenommen worden. „Alles ist bereit, kommt zur Hochzeit!“ Die Erlösung ist vollbracht, das Reich Gottes, soweit es irdisch ist, steht bereit. Die Gnadenbrunnen sind gefüllt. Der Evangelist Lukas berichtet in seiner Apostelgeschichte, dass das Wort Gottes wuchs und sich verbreitete. Schon in den ersten Monaten, in den ersten Jahren nach der Auffahrt des Herrn in den Himmel hat sich eine große Gemeinde gebildet. Millionen und Abermillionen sind daraus geworden, und das ganze Morgenland war vom christlichen Geist ergriffen: Syrien, der Irak, der Iran, Arabien, Persien; die Botschaft des Heils ist im ganzen Vorderen Orient aufgenommen worden – bis der Islam kam! Mit Feuer und Schwert hat er das Christentum ausgerottet bis auf ganz geringe Reste in Kleinasien, im Irak, im Iran, in Persien, in Syrien. Blühende Kirchen hat er zerstört, Hunderte von Diözesen, Hunderte von katholischen Diözesen hat er vernichtet. Im Nahen Osten weht die grüne Fahne des selbsternannten Propheten Mohammed.

Im Abendland hat das Christentum ebenfalls seinen Siegeszug angetreten. Von der Bretagne bis an den Ural haben die Völker, die europäischen Völker den Glauben angenommen. Es gab eine Zeit, in der die Christen alle eins waren – bis die Spaltung kam! Zunächst im Osten. Aus durchsichtigen Interessen hat man sich von der römischen Kirche losgesagt und verharrt bis heute in der Trennung. Dann kam der Zusammenbruch in Deutschland im 16. Jahrhundert. Ein entsprungener Mönch löste einen großen Teil des deutschen Volkes vom katholischen Glauben. „Das eine bewahrt“, hat er kurz vor seinem Tode gesagt, „das eine bewahrt, wenn ich gestorben bin: den Haß gegen den römischen Papst!“ Das ist der genuine Ton Martin Luthers. „Das eine bewahrt: den Haß gegen den römischen Papst!“

Und wie sieht es heute aus im christlichen Abendland? Ist nicht die Befürchtung begründet, dass auch ihm Wort gilt: „Sie waren des Mahles nicht würdig“? Was ist übrig geblieben vom christlichen Abendland, meine lieben Freunde? Eine französische Zeitschrift, „Le Monde des religions“ (Die Welt der Religionen) befürchtet, dass Frankreich atheistisch wird. Die Masse der Franzosen ist mit Arbeit

und Urlaub, mit Essen und Trinken – in Frankreich besonders großgeschrieben – beschäftigt. Für die Religion hat die Masse keine Zeit. Frankreich ist ein weitgehend entchristlichtes Land, die älteste Tochter der Kirche. Und was ist in Belgien? In Belgien ist es genau so wie in Frankreich. In der Hauptstadtregion Brüssel werden noch 7 Prozent der Ehen kirchlich geschlossen. 7 Prozent, und 93 Prozent nicht kirchlich! Belgien, einmal ein ganz katholisches Land! Wie ist es in Holland? Im Jahre 1961, also vor dem Konzil, hatte Holland einen Sonntagsmessebesuch von 70 Prozent. 70 von hundert der Holländer gingen am Sonntag in die heilige Messe. Und heute? Acht – acht Prozent! In Spanien flammt der alte Haß gegen die katholische Kirche wieder auf. Wir Älteren erinnern uns, wie in den dreißiger Jahren die Kirchen brannten und die Klöster zerstört wurden, Tausende von Priestern umgebracht wurden. Ich frage: Ist es bald wieder soweit in Spanien? In Österreich ist der Aufstand ausgebrochen, der Aufstand gegen die Kirche. Ein ehemaliger Generalvikar mit Namen Schüller zieht durch die Lande und fordert die Menschen zum Ungehorsam auf, zum Ungehorsam gegen die Kirche. Was macht der oberste Priester von Österreich, der Kardinal Schönborn? Er führt Gespräche mit dem Herrn. Er führt Gespräche! Der Bischof von St. Pölten stellt ihm kirchliche Häuser zur Verfügung, damit er seine Reden, seine Tiraden anbringen kann. Meine lieben Freunde, was ist aus dem christlichen Abendland geworden?

Und wie steht es in Lateinamerika, das auch einmal ein christlicher Kontinent war? In Brasilien, dem größten nominell katholischen Land, ist in den vergangenen Jahren die Zahl der Katholiken in jedem Jahr um einen Prozentpunkt zurückgegangen. Heute sind nur noch 68 Prozent der Brasilianer katholisch. Und die Tendenz ist weiter sinkend.

Und wie sieht es bei uns aus? Wir alle wissen, dass die Glocken zum Gottesdienst rufen, aber die Menschen hören diese Stimme nicht. Sie hören nicht, dass sie zum Gastmahl eingeladen werden. Nicht einmal jeder zehnte katholische Christ in Deutschland nimmt am Sonntagsgottesdienst teil, nicht einmal jeder zehnte! Die Priesterseminarien sind leer, die Orden sterben aus. Die Religion spielt keine Rolle mehr im öffentlichen Leben. Die Gesetze nehmen keine Notiz von der christlichen Wahrheit. Die Bücher des Atheisten Dawkins werden in Millionenaufgabe verbreitet, vor allem sein Buch „Der Gotteswahn“, „Der Schöpfungswahn“. Der kämpferische Atheismus gibt keine Ruhe. In der SPD will sich ein Arbeitskreis bilden von Laizisten, die also gegen jede öffentliche Äußerung der Religion Stellung beziehen. In Mainz, meine lieben Freunde, in Mainz, hat sich eine Ortsgruppe gebildet: „Gottlose Humanisten“, eine Ortsgruppe „Gottlose Humanisten“. Sie trifft sich an jedem ersten Mittwoch im Monat in Restaurant Schwayer im Volkspark.

Was ist in dieser Lage, die ich ja nur in kurzen Zügen beschrieben habe, was ist in dieser Lage zu tun? Ist es nicht so, dass über dem Leben der Gegenwart die ganze furchtbare innere Friedlosigkeit der Völker steht, die Mißachtung fundamentaler Sittengesetze, die offene Absage an den persönlichen Gott, die laute Propaganda für den Austritt aus der Kirche? So ist es doch. Und was ist zu tun? Was können wir tun? Was müssen wir tun, meine lieben Freunde? An erster Stelle gläubig bleiben, sich nicht irremachen lassen, Argumente suchen gegen die Schlagworte des Unglaubens. Wir haben die besseren Gründe. Wir geraten nicht in Verlegenheit, wenn man die Evolutionstheorie gegen den Gottesglauben ausspielen will. Der Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, lenkt auch die Evolution. Die Evolution macht Gott nicht überflüssig, sie bestätigt sein Dasein. Sie bestätigt seine Macht, und sie bestätigt seine Intelligenz.

Was müssen wir tun? In Gott leben. Gottes Gedanken, Absichten, Ziele uns zu eigen machen. Jeden Tag darüber nachdenken: Was will Gott heute von mir? Wie kann ich ihm heute dienen? Wie kann ich seine Sache fördern? Wie kann ich seine Ehre mehren? Wir brauchen Menschen, die in Gott leben, um über Gott sprechen zu können.

Was sollen wir tun? Mitnehmen. Die anderen mitnehmen zum Hochzeitsmahl, sie mitnehmen in der rechten Verfassung, im unerschütterlichen Glauben, in der untrüglichen Hoffnung auf das ewige Leben, in der werktätigen Liebe zu Gott und zu den Menschen, sie anstecken mit unserem Glauben, werben für unsere Kirche.

Was sollen wir tun? Nicht verzagen, meine lieben Freunde. Es ist nicht aussichtslos. Es ist nicht vergeblich, für Gott zu arbeiten, für die Kirche zu werben. Der Mensch, jeder Mensch hat eine unausrottbare Anlage für Gott. Er stammt von Gott, und er geht zu Gott. Seine Gottverwiesenheit ist unse-

re große Chance, die uns niemand entreißen kann. Wir müssen ihr nur mit Gottes Hilfe zum Durchbruch verhelfen.

Nicht müde werden, nicht sagen: Ach, ich bin alt, ich bin verbraucht, ich bin erschöpft, ich möchte Ruhe haben. Nein, wir Alten, die wir um Gott und seine Kirche wissen, wir müssen die Fackel weitertragen. Ich kenne einen Rechtsanwalt, einen alten Rechtsanwalt; er ist herzkrank. Aber er ist unermüdetlich in der Bewahrung des Glaubens und in der Sorge für den Gottesdienst. Er gibt seinen Dienst nicht auf. Er sagte zu mir: „Ich hatte mir meinen Lebensabend anders vorgestellt.“ Ausruhen können wir uns in der Ewigkeit. Ich begreife es nicht und werde es nicht begreifen, wie sich Geistliche mit 70 Jahren in den Ruhestand verabschieden können, wenn sie körperlich dazu in der Lage sind, den Dienst weiter zu versehen. Ich begreife das nicht. Heute ist keine Zeit für den Ruhestand.

Was können wir tun? Wir müssen auch unsere eigene Verfassung so gestalten, dass wir würdig sind, zum Hochzeitsmahl des Herrn einzugehen. Wir müssen das hochzeitliche Gewand anlegen. Und was ist das? Das ist die heiligmachende Gnade, das ist der Gnadenstand. Es ist ein schrecklicher Gedanke, dass es Menschen, zahllose Menschen gibt, führende Menschen, die im Zustand der Todsünde leben, im Unheilsstande verharren. Das heißt wahrhaftig Gott herausfordern. Nichts Heilswirksames tun können, weil die Gnade fehlt. Darum müssen wir drauf hinarbeiten, dass die Menschen sich bekehren, heute sich bekehren, nicht morgen, kein frevelhaftes Spiel mit dem barmherzigen Gott treiben, nicht sich vertrösten auf später, sonst kommt das furchtbare Wort auch über sie: „Bindet ihn und werft ihn hinaus in die Finsternis!“

Meine lieben Freunde, der Herr hat dem Gleichnis einen denkwürdigen Abschluß gegeben: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Es gibt Schrifterklärer, die versuchen, den erschreckenden Ernst dieses Wortes abzuschwächen. Diejenigen, die das tun, verweise ich auf die Bergpredigt des Herrn, wo es heißt: „Gehet ein durch die enge Pforte, denn weit ist das Tor und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind es, die ihn gehen. Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und nur wenige sind es, die ihn finden.“ Das ist der Kommentar zu diesem Wort: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Der Ruf Gottes ergeht an alle, aber nur wenige leisten ihm Folge. Das heißt: Klein ist die Zahl derer, die das Heil wirklich erreichen. Heute, meine lieben Freunde, heute, wenn wir seine Stimme hören, dürfen wir unsere Herzen nicht verhärten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Christus, König über Himmel und Erde

30.10.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Königtums unseres Heilandes Versammeltel!

Das Königtum Jesu gehört zu den bestbezeugten Tatsachen des Evangeliums. Für ihn, den König Christus, zeugt er selbst, zeugt Pilatus, zeugen die Juden, zeugen die Henkersknechte und zeugt die Inschrift auf dem Kreuze.

Der erste, der im Evangelium das Wort von Jesus, dem König, in den Mund nimmt, ist der römische Prokurator Pontius Pilatus. Er fragt Jesus: „Du bist also ein König? Du bist der König der Juden?“ Darin liegt Erstaunen, Überraschung, Ungläubigkeit. Alle vier Evangelisten dokumentieren diese Frage in dem Verhör, das Pilatus mit Jesus anstimmt. Die Frage setzt natürlich voraus, daß die Juden beim Statthalter gegen ihn die Anklage erhoben haben, er strebe nach der Königsherrschaft. Der Evangelist Lukas bezeugt das ausdrücklich. „Er sagt, dass er Christus, der König, ist.“ Um die Art seines Königtums zu schildern, erwähnen die Juden drastisch zwei Beispiele: „Er wiegelt das Volk auf, er verbietet, dem Kaiser Steuer zu zahlen.“ Er ist ein Usurpator, er ist ein Revolutionär. Nun wird Pilatus hellhörig. Das kann er nicht durchgehen lassen. Er ist der Vertreter des römischen Kaisers, da muss er eingreifen. Das darf nicht sein; ein König neben dem Kaiser, den gibt es nicht. Die Juden wissen sehr wohl, wie man Pilatus aufbringen kann. Sie sagen nichts von seinem Messiasum, sondern sie sagen, dass er ein König sei, also ein politischer Herrscher; nicht König von Israel, das wäre der Messias, sondern König der Juden, das ist eine politische Begrifflichkeit.

Und nun entwickelt sich ein Gespräch zwischen dem Richter und dem Angeklagten. Zunächst fragt Jesus den Pilatus, ob er sich nach seinem Königtum erkundigt, weil er selbst darauf gekommen ist, oder ob ihm andere davon berichtet haben. Ob er also aus eigenem Antrieb gegen ihn vorgeht oder aufgrund der Bezeichnung durch die Juden. Pilatus erwidert kalt, er sei kein Jude, und er wisse nichts von den jüdischen Anschauungen. Er teile sie auch nicht. Von sich aus hätte er nicht eingegriffen, wäre er nicht gegen Jesus vorgegangen. Die Juden haben durch ihre Obrigkeit ihn vor Gericht gebracht. Darum wiederholt Pilatus die erste Frage nicht mehr, sondern fragt ihn ganz sachlich: „Was hast du getan?“ Er will Auskunft über die Beschuldigungen haben, die die Juden gegen ihn vorbringen. Die angebliche Betätigung Jesu: Aufwiegelung des Volkes, Aufforderung zum Steuerstreik, das sind gewaltige Beschuldigungen. Und das Merkwürdige daran: Jesus geht auf sie gar nicht ein. Er behandelt sie als ein Nichts. Aber er bejaht die Frage, dass er ein König sei, dass er ein Königtum habe, ein Reich. Er entkräftet die Anklage seiner Feinde auf zweifache Weise, einmal negativ und zum anderen positiv. Negativ, indem er auf die Art seines Königtums hinweist. Es ist nicht von hier; es ist nicht von dieser Welt. Es ist nicht ein Königtum nach Art der Erdenkönige. Es besteht zwar in der Welt, aber es gehört nicht in diese Welt. Für diese Art des Königtums liefert Jesus einen Beweis, nämlich: Wenn er ein König nach Art der Erdenkönige wäre, dann hätte er ein Heer, eine Leibwache, wie Gaddafi eine Leibwache hatte. Aber er hat keine solche Leibwache, er hat kein Heer, denn wenn er ein Heer hätte, dann hätten seine Streiter für ihn gekämpft, und er wäre nicht den Juden überliefert worden. Er ist ein König, der keine irdische Macht besitzt und erstrebt. „Wenn mein Reich von dieser Welt wäre, hätten meine Dienstleute gekämpft, damit ich den Juden nicht überliefert würde. Nun aber ist mein Reich nicht von hier.“ Damit ist der Vorwurf der irdischen Machtergreifung abgewiesen. Pilatus versteht aber, dass Jesus ein König sein will. „Also bist du doch ein König?“ Jesus gibt zu, dass er ein König ist. Und jetzt erklärt er positiv die Art seines Königtums: „Dazu bin ich geboren und in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe.“ Das ist der Inhalt seines Königtums: Zeugnis für die Wahrheit zu geben. Er ist ein wirklicher König, aber er hat seine Herkunft nicht aus

dieser Welt wie die irdischen Machthaber. Er kommt aus einer unendlichen Ferne. Und als wirklicher König erhebt er einen Herrschaftsanspruch. Das geschieht, indem er für die Wahrheit Zeugnis gibt.

Die Wahrheit, von der Jesus hier spricht, ist nichts anderes als die offenbare Wirklichkeit Gottes. Er ist der Zeuge, er ist der Kündler, er ist der Offenbarer Gottes in Person. Er zeugt für die Wahrheit, indem er gekommen ist. Er ist selbst die Wahrheit. Er ist die offenbare Wirklichkeit Gottes. Niemand vor ihm und niemals nach ihm hat ein Mensch sagen können: „Ich bin die Wahrheit.“ Denn niemals ist ein Mensch aufgetreten, in dem die Fülle der Gottheit wohnte. Er ist der König der Wahrheit. Aber als König hat er ein Volk. Das Volk, das er besitzt, sind alle diejenigen, die aus der Wahrheit sind, also die sich durch Gottes Offenbarung erleuchten und führen lassen. „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme.“ Diese Hörer sind seine Untertanen, sind seine Herrschaftsglieder. Sie hören auf ihn, sie erkennen ihn als den Gottgesandten, sie sind die Glieder seines Reiches.

Der Prokurator vermag für ein solches Königtum kein Verständnis aufzubringen. Er denkt in politischen Kategorien. So zuckt er die Achsel. Geringschätzig und skeptisch stellt er die rhetorische Frage: „Was ist Wahrheit?“ In diesem Ausruf, meine lieben Freunde, zittert die ganze geheime Sehnsucht und die ganze geheime Verzweiflung des Menschen ohne Gott. „Was ist Wahrheit?“ Dass die Wahrheit eine objektive Größe ist, dass sie verpflichtende Gewalt besitzt, dass man sich ihr nicht entziehen kann, das ist ihm unbegreiflich. So einen König hatte Pilatus noch nicht gesehen. Wie konnte man überhaupt unter diesen Umständen von einem Königtum sprechen? Der Prokurator ist überzeugt: Der Angeklagte ist harmlos. Er ist keine politische Gefahr. So sieht er keinen Handlungsbedarf, ihn zu bestrafen. Die Anklage der Juden entbehrt jeder Grundlage. Das sieht der Prokurator. Deswegen erklärt er den Juden: „Ich finde keine Schuld an ihm.“

Aber die Juden geben nicht nach, die Juden greifen zu der Waffe der Drohung. Sie drohen dem Prokurator: „Wenn du diesen freilässt, bist du kein Freund des Kaisers. Jeder, der sich zum König macht, widersetzt sich dem Kaiser.“ Die Juden lieben den Kaiser nicht, sie hassen ihn. Aber jetzt bedienen sie sich des Kaisers, um den Pilatus aufzubringen gegen Jesus. Wer einen solchen laufen lässt, so sagen sie, der vergeht sich gegen den Kaiser.

Der Kaiser heißt Tiberius. Das ist ein mißtrauischer Mann und von einer brutalen Härte. Pilatus ist gewarnt, und er läßt sich warnen. Er kapituliert; er gibt nach. Aber er kann es sich nicht versagen, die Juden, die er haßt und die er verachtet, zu ärgern. So läßt er Jesus vorführen und spricht zu der Volksmenge: „Seht, euer König!“ Das ist höhnisch gemeint, zynisch. Dieser zerraupte, dieser zerschlagene, dieser blutende Mann, das soll der König sein? Die Masse schreit: „Hinweg! Hinweg! Kreuzige ihn!“ Aber Pilatus legt noch einmal nach: „Euren König soll ich kreuzigen?“ Ein Oberpriester antwortet: „Wir haben keinen König als den Kaiser.“ Ein widerwillig abgelegtes Bekenntnis zur römischen Herrschaft, zu der verhaßten Besatzungsmacht.

Da sehen wir, meine lieben Freunde, den einsamen Wahrheitskönig, wortkarg, ohne Zeichen der Erregung, so steht er vor seinen Peinigern. Wiewohl zerquält, verhöhnt, blutüberströmt, widerstandslos und lautlos leidend, bei allem sich ganz in der Hand Gottes wissend. In all seinem Elend von königlicher Hoheit. Der leidende Gottesknecht, vor dem sich der Evangelist in stummer Ehrfurcht neigt.

Die bewaffnete Macht des Prokurators hat mitbekommen, dass hier einer aufgestanden ist, der sich als König ausgibt. Und das machen sich die Soldaten zunutze. Sie benutzen Jesu Bekenntnis zum Königtum, um ihn zu verhöhnen. Sie machen aus ihm einen Spottkönig. Sie wissen, ein König trägt eine Krone, hat einen Königsmantel um seinen Körper, er hält ein Zepter, einen Herrscherstab, in seiner Hand. Und so öffnen sie das Königtum nach. Sie staffieren Jesus aus mit einer Krone, ach, aus Dornen, mit einem Mantel, ach, mit einem roten Soldatenmantel und mit einem Zepter, ach, mit einem Rohrstock. Und dann machen sie eine Zeremonie der Huldigung. Sie beugen die Knie vor ihm: „Sei begrüßt, König der Juden!“ aus Spott, aus Hohn. Aus Verachtung spucken sie ihn an, und weil sie ihn für strafwürdig halten, schlagen sie ihm mit dem Rohrstock auf das Haupt.

Es war damals üblich, meine lieben Freunde, am Kreuze eines Hingerichteten eine Tafel anzubringen, auf der die Ursache seines Todes, also sein Verbrechen, angegeben war. Und so läßt auch Pilatus über Jesus einen Titulus, wie das lateinische Wort heißt, einen Titulus anbringen, der den Grund für seine Verurteilung angibt: „Jesus, der Nazoräer, der König der Juden.“ Mit dieser Aufschrift nimmt Pilatus noch einmal Rache an den Juden. Die Juden wissen, dass es ein Schimpf für sie ist. Der Ge-

henkte, der zum Tode Verurteilte, der soll ihr König sein? Sie sind erbost, sie sind entsetzt über diese Inschrift. „Sage nicht: Der König der Juden, sondern dass er von sich behauptet hat, er sei der König der Juden!“ Aber Pilatus läßt sich diesmal nicht ins Bockshorn jagen: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!“ Und das bleibt geschrieben. Die Inschrift ist eine bewußte Verhöhnung der Juden. Sie führt ihnen vor Augen, wie wehrlos, wie machtlos sie sind. Ihr Höchster, ihr Fürst, ihr König, ihr Regent hängt am Schandpfahl des Kreuzes. Wegen der Lage Golgothas und wegen der Dreisprachigkeit der Aufschrift lesen nicht nur die Juden, sondern alle Gäste, die zu großen Fest gekommen sind, die Inschrift.

Die Inschrift ist aber auch eine unerhörte Propaganda für Jesus. Die Würde, die er in Anspruch nehmen kann, ist ihm hier bezeugt. Er ist ein König. Das Weizenkorn keimt bereits. Die Inschrift ist auch eine Prophezeiung: Dieser König, der da am Kreuze hängt, ist wirklich ein König, nicht nur der Juden, sondern der ganzen Welt, weil er durch sein Kreuzesleiden die ganze Menschheit sich zu eigen erworben hat. Mit diesem Kreuzesleiden erwirbt er sich die ganze Menschheit zu eigen.

Meine lieben Freunde, wir feiern heute, wie es Papst Pius XI. 1925 angeordnet hat, das Christkönigsfest. Die Verehrung Jesu als König ist keine Neuerung. Die Kirche hat immer das Königtum Jesu bekannt. Wenn sie aussagt: „Er sitzt zur Rechten Gottes“, „seines Reiches wird kein Ende sein“, so sind das Königsaussagen. Auch wenn Jesus als Hirt bezeichnet wird, ist das eine Aussage über sein Königtum. Er ist ein Hirt, ein König, ein Herrscher.

Die königliche Würde Jesu leitet sich aus zwei Quellen her, einmal, weil er der Gottessohn ist. Er ist der menschgewordene Gott, der auf Erden erschienene Gott. Und da Gott die ganze Herrschaft zu eigen ist, steht auch ihm, diesem Jesus von Nazareth, die ganze Herrschaft zu wie dem Vater im Himmel, nicht weniger, aber natürlich auch nicht mehr. Als wahrer Gott besitzt er die gleiche unumschränkte Macht wie der himmlische Vater. Das ist die erste Quelle seines Königtums, die hypostatische Union, wie wir sie mit einem Fachausdruck nennen. Die zweite Quelle ergibt sich aus seinem selbst-erworbenen Recht durch das Werk der Erlösung. Indem er sein kostbares Blut für die Menschheit vergoß, hat er sich die Menschheit zu eigen erworben, ist er wahrhaftig aufgestiegen zum Königtum über die gesamte Menschheit. Mit seinem Gehorsam bis zum Kreuze hat er sich die gesamte Menschheit zu eigen erworben.

Christi Königtum hat nichts mit demokratischem Herrschertum zu tun. Demokratische Herrscher kommen und gehen. Heute sind sie da, morgen sind sie in Vergessenheit geraten. Nein, sein Herrschertum ist bleibend, ist ewig, ist unantastbar. Irdische Machthaber besitzen auch immer nur eine Teilgewalt. Wir haben ja spätestens seit Montesquieu die Gewaltenteilung im Staat. Die einzelnen Gewalten, Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtsprechung sind verschiedenen Personen anvertraut. Nicht so bei Jesus. Er besitzt alle Gewalt. Er ist Gesetzgeber, er ist Verwalter, er ist Richter. Als Herrscher will Jesus auch herrschen. Er will herrschen im Geiste der Menschen durch den Glauben. Er will herrschen im Willen der Menschen durch den Gehorsam gegen Gottes Gebote. Er will herrschen im Herzen der Menschen durch die Liebe.

Es ist an uns, meine lieben Freunde, ihn herrschen zu lassen. Dem König aller Zeiten, dem Unsichtbaren, dem Unsterblichen, dem alleinigen Gott und Herrn, unserem Heiland Jesus Christus sei Ehre, Preis und Herrlichkeit in alle Ewigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Ein neuer Himmel und eine neue Erde

01.11.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Festes Allerheiligen Versammelt!

Die Christen sind Menschen der Erwartung. Sie erwarten vor allem und überall zwei Dinge, erstens die Wiederkunft des Herrn und zweitens die Heimkehr zum Herrn. Das erste Ereignis geht die ganze Schöpfung an, das zweite betrifft den einzelnen. Den Urchristen hat der glühende Glaube an die Auferstehung und an die Wiederkunft des Herrn die Sicherheit gegeben, mit der sie vor ihre Verfolger traten. Diese Erwartung hat ihnen einen unbesiegbaren Mut verschafft.

Auch wir erwarten die Vollendung des Königtums Christi, die Parusie, das Erscheinen, das Wiedererscheinen des Herrn in strahlender Herrlichkeit. Dann ändert sich das Bild, dann wird alles anders. Jetzt hat unsere Kirche noch viele Menschlichkeiten und Ärgernisse an sich. Die größten Heiligen haben am meisten unter der Kirche gelitten, unter ihren Schwächen, unter ihren Gebrechen. Am Ende der Tage wird sie ohne Makel und Runzel dastehen und dem Herrn entgegengehen, geschmückt wie eine Braut.

Vorher geht die Kirche nicht geraden Weges voran. Sie hat Rückschläge zu verzeichnen. Es scheint, dass am Ende der Tage der Abfall überhand nimmt und die Liebe erkaltet. Viele werden sich von ihr abwenden, und vieles wird sie verlieren. Wir sollen uns dadurch nicht entmutigen lassen, meine lieben Freunde, wir wollen nicht verzagen ob der mächtigen Feinde unseres Glaubens. Wir sollen für die Kirche arbeiten, uns mühen. Wir sollen sie schmücken mit unseren Tugenden, schmücken mit unserer Persönlichkeit. Wir sollen alle Menschen gewinnen für unseren Herrn. Es gibt nur eine Kirche, in der alle ihren Platz finden. Nichts ist umsonst, nichts ist vergeblich, was für Gott und seine Herrlichkeit getan ist. Aber die Vollendung ist uns nicht gewährt. Der Vollender ist Christus. Er vollendet seine Braut. Dann wird sie diesem Bräutigam entsprechen. Dann erfüllt sie voll und ganz ihr Idealbild.

Aber Gott vollendet nicht nur die Kirche; er vollendet die ganze Schöpfung. „Die Gestalt dieser Welt vergeht“, schreibt der Apostel im 1. Brief an die Korinther. In der Parusie ergreift Christus endgültig und für immer Besitz von seiner Schöpfung für den Vater. Er unterwirft alles dem Vater. Er verwandelt die Welt. Er führt den Neuen Himmel und die Neue Erde herauf. Derselbe Gott, der die Welt erschaffen hat, wird sie auch umschaffen. Der Apokalyptiker Johannes versichert uns: „Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer, das feindselige Meer ist nicht mehr.“ Jetzt liegt die Welt in Wehen und seufzt unter Sünden, unter Schuld. „Es geht ein allgemeines Weinen, soweit die stillen Sterne scheinen, durch alle Fasern der Natur.“ Wahrhaftig, ein allgemeines Weinen; denn der Mensch hat die Welt in seine Unheilsituation hineingezogen. Aber wenn die Verwandlung durch Gottes Allmacht eintritt, dann gebietet die Welt eine neue Wirklichkeit, dann wird das Seufzen und Ächzen der Schöpfung erhört, dann wird die Welt ganz die Welt Gottes sein. Sie wird von ihm gestaltet sein, ungestört in seiner Ordnung, eine Neuschöpfung, in der die Wirklichkeit Gottes in höchster Machtentfaltung und Liebe alles erfüllt. Dort ist Heil, Licht, Leben, dort ist die Verwirklichung der Königsherrlichkeit Gottes in höchster Vollendung.

Wenn der Herr wiederkommt, erfüllt sich auch die innigste Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen. Der Apokalyptiker beschreibt diese Gemeinschaft mit dem Bilde vom Zelt. Gott wird bei den Menschen „zelten“. Was besagt das? Nun, Gott wird uns so nahe sein, wie Zeltbewohner einander sind. Sie werden sich nicht belasten und nicht bedrücken, wie Zeltbewohner es auch können, sondern die Nähe Gottes wird uns selig machen und erfüllen. Sie wird keinen Wunsch mehr zulassen und jede Sehnsucht stillen. Die Nähe Gottes ist nicht bedrückend, sondern sie ist beglückend. Dann ver-

stummt die Frage, die uns die Ungläubigen höhnisch entgegenhalten: „Wo ist denn euer Gott?“ Dann verstummt auch die bange Frage der Gläubigen: „Wo ist denn unser Gott?“ Dann ist Gott wirklich unser Emmanuel, unser Gott-mit-uns. Dann ist er wirklich unser Gott, und wir sind sein Volk. Dann geht er nie mehr von uns, dann ist er die Sonne, die nie mehr untergeht, der Tag, der keinen Abend kennt. „Er wird abwischen“, so versichert uns der Apokalyptiker, „alle Tränen von ihren Augen.“ O, meine lieben Freunde, wie viele Tränen hat der Herr abzuwischen! Denn die Erde ist ein Tal der Tränen, Tränen der Kinder, ach so vieler Kinder, die nicht verstanden, nicht geführt, nicht geliebt, sondern ausgebeutet, verführt, mißbraucht werden; Tränen der Frauen, ach so vieler Frauen, Tränen ob verlorener Liebe, ob verlorener Treue; Tränen so vieler Menschen, die ein verfehltes, ein geschändetes, ein mißlungenes Leben hinter sich gebracht haben, die weinen über verlorene Zeit, verlorene Gelegenheit, über verlorene Unschuld, über den verlorenen Beruf, die verlorene Berufung, über den verlorenen Gott. Wenn Gott die Tränen abwischt, dann vernichtet er die Trauer und den Tod. Dann bricht der Tag der Freude, des Glückes, des Jubels an, dann werden alle dunklen Rätsel gelöst, unter denen wir hier leiden. Dann ist das Leid endgültig überwunden, denn der auf den Throne sitzt, spricht: „Ich mache alles neu.“

Wir dürfen also in dem frohen Bewußtsein leben: Der Tag wird kommen, wo Gottes Allmacht, wo Christi Herrlichkeit vor der ganzen Welt aufstrahlen wird. Dann wird Unrecht als Unrecht, Recht als Recht erkannt werden. Gewalt, Lüge und Grausamkeit werden nicht den Sieg behalten, sondern Gerechtigkeit, Wahrheit und Güte. Das tiefste Leid des Menschen, die Rätselhaftigkeit, die Fragwürdigkeit des Daseins wird dann gelöst sein.

Wenn Sie mich fragen: Wann wird das sein?, so antworte ich: Wann Gott es bestimmt. Was jederzeit eintreten kann, ist immer nahe. Die Wiederkunft des Herrn steht noch aus. Wir harren ihrer, aber wir wissen weder den Tag noch die Stunde, die der allherrschende Gott für die glorreiche zweite Ankunft seines Sohnes bestimmt hat.

Näher ist uns der Tod. Näher sind uns die Letzten Dinge jedes Menschen: Tod, Gericht, Himmel oder Hölle. Sie werden unweigerlich eintreten. Eines ist ausgeschlossen, nämlich dass mit dem Tode des Leibes der ganze Mensch ins Nichts versinkt; das ist ausgeschlossen. Denn der Mensch besitzt eine geistige Wirklichkeit, die unzerstörbar ist. Wir nennen sie Seele. Sie ist nicht aus Teilen zusammengesetzt und kann deswegen auch nicht in Teile zerfallen. Sie ist ein unteilbares Ganzes. Der Herr erinnert uns an diese ewige Bestimmung der Seele, wenn er sagt: „Fürchtet nicht die, die den Leib töten, euch aber weiter nichts anhaben können. Fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele in die Hölle stoßen kann. Ja, sage ich, den sollt ihr fürchten!“

Dazu kommt eine andere Überlegung. Gott hat den Menschen wunderbar erschaffen und noch wunderbarer erneuert. Er hat ihn erlöst mit seinem kostbaren Blut, er hat sich ihm mitgeteilt in der gnadenhaften Erhebung. Der erlöste Mensch ist zum Partner, zum Genossen, ach, was sage ich, zum Bruder des Gottmenschen Jesus Christus geworden. Es ist ausgeschlossen, dass Gott den Menschen, für den er so viel getan hat, ins Nichts zurücksinken läßt. Die persönliche Unsterblichkeit ist keine Anmaßung des Menschen, sondern ein Erweis der Treue Gottes. Gott hätte niemals so Großes für uns getan, wenn mit dem Tod des Leibes alles aus wäre.

Der Offenbarer Jesus Christus hat uns über das ewige Leben nicht im Ungewissen gelassen. Von der persönlichen Unsterblichkeit und dem Leben bei Gott hat er oft und wiederholt gesprochen. In seinen Abschiedsreden sagte er: „Vater, ich will, dass die, die du mir gegeben hast, dort bei mir sind, wo ich bin, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir verliehen hast.“ Wo Christus nach seiner Auferstehung ist, das wissen wir. Er ist in der Seligkeit, in der Herrlichkeit des Vaters. Dort will er uns bei sich haben. Er geht nur voraus. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine zu bereiten.“ Noch ergreifender, meine lieben Freunde, war es, als der Herr am Kreuze hing. Da wurden neben ihm zwei andere der gleichen Strafe unterworfen. Sie wußten beide: Der da in der Mitte hängt, ist schuldlos, er hat nichts Böses getan. Er wird von Gott in sein Reich aufgenommen werden. Sie aber werden in die Hölle gestoßen werden. Doch in einem der beiden Verbrecher keimt noch einmal ein letzter Funken Hoffnung auf. Er weiß, er ist verloren. Aber er will noch etwas haben, etwas Winziges, wie er meint, nämlich ein Gedenken des schuldlosen Jesus. „Gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“ Das wird Trost sein für ihn und soll seine letzte Freude sein. Er ahnt nicht,

er ahnt nicht, meine Freunde, wie mächtig das Gedenken des Gottessohnes ist. Wenn er eines Menschen gedenkt, dann ist das nicht bloß ein Trost, dann ist das eine Rettung, dann ist das ein Heil, dann ist das ein Paradies. Ich weiß nicht, warum er sagte: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Denn wer bei ihm ist, der ist im Paradiese. Wenn Jesus eines Menschen gedenkt, dann öffnet ihm dies die Pforten des Paradieses.

Die Apostel haben die Botschaft Jesu vom ewigen Leben bei Gott aufgenommen und weitergetragen. Im Brief an die Philipper schreibt Paulus im Gefängnis: „Christus ist für mich das Leben und das Sterben daher Gewinn – und das Sterben daher Gewinn. Ich habe das Verlangen, aufgelöst zu werden – also zu sterben – und bei Christus zu sein. Das wäre bei weitem das Beste. Aber noch am Leben zu bleiben, ist euretwegen notwendiger.“ Paulus weiß, die Auflösung des Leibes ist die Heimkehr zu Christus. Wer in Christus hineingelebt hat, der stirbt auch in ihn hinein. Der Tod bringt ihm die selige Gemeinschaft mit Christus. Deswegen ist ihm das Sterben Gewinn, nicht Verlust.

Wer im Frieden Gottes stirbt, auf den wartet die ewige Seligkeit. Ein Reisender in Italien fragte einmal einen Mann auf der Straße, was er sich am meisten wünsche. Da antwortete dieser schlichte Mann: „Sterben im Frieden mit Gott.“ Sterben im Frieden mit Gott. Das war sein einziger Wunsch, sein höchster Wunsch. Und wahrhaftig, die Wesenszüge der ewigen Seligkeit sind aller Hoffnung wert. Sie ist endgültig, sie ist gnadenhaft, sie bringt ein Übermaß des Lohnes, sie erfüllt die Erlösung, sie befreit von allem Übel physischer oder seelischer Art, sie vollendet mit Gott, sie bringt die dauernde Gemeinschaft mit Christus. Diese unsagbare Herrlichkeit ist im Himmel für alle gegeben, die in Gnaden sterben, ob einer ein großer Heiliger war oder aber ein Kleiner im Himmelreich. Die Unterschiede liegen nur innerhalb dieser Herrlichkeit. Da freilich sind sie groß, wie die Unterschiede der Liebe auf Erden groß waren.

In der seligen Ewigkeit, meine Freunde, gibt es ein Wiedersehen mit all den geliebten Menschen, die ans Ziel gelangt sind, die uns im Zeichen des Glaubens vorangegangen sind. Hier wurden wir durch rätselhafte Umstände von ihnen getrennt, haben sie aus den Augen verloren, können sie nicht mehr erreichen. Drüben werden wir sie wiederfinden. Und diese Gemeinschaft der Heiligen wird ein unsagbares Glück sein. Untereinander werden sie im gemeinsamen Besitz Gottes und der verklärten Schöpfung einen Reichtum besitzen, dessen Größe wir nur ahnen können. „Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel.“

Meine lieben Freunde, am Fest Allerheiligen müssen wir uns drei Tatsachen vor Augen halten. Wir müssen erstens von einer heiligen Unruhe erfüllt sein. Wir müssen den Sieg des Reiches Gottes bereiten, soweit es in unserer Kraft steht. Um so herrlicher wird dieser Sieg sein, je mehr wir uns mühen. Nicht müde sein, nicht träge sein, sondern arbeiten und sich anstrengen, bis der letzte Tag gekommen ist. Das zweite ist: Wir müssen eine starke Hoffnung tragen. Wir wissen um den Sieg. Gottes Reich kommt, sein Triumph ist nicht eine Frage der Macht, sondern nur der Zeit. Und schließlich das dritte: eine heilige Freude. Wir sehnen uns, wir dürfen uns sehnen, wir müssen uns sehnen nach der Wiederkunft des Herrn. „Maranatha“ – Komm, Herr Jesus! So haben die Heiligen der ersten christlichen Generation gebetet. Komm, Herr, Maranatha! Wenn dies alles anhebt, dann erhebet euer Haupt. Ihr Gebückten, ihr Gedrückten, ihr Geschmähten, blickt empor und freuet euch, denn es naht eure Erlösung!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Dem Nächsten verzeihen – Pflicht des Christen

06.11.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„So wird auch euer himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn nicht ein jeder von euch seinem Mitbruder verzeiht.“ Das Thema der heutigen Lesung ist die Verzeihung. Die Verzeihung ist vielleicht etwas vom Schwersten im Christentum, aber sie ist auch erst mit dem Christentum in die Welt gekommen. Das Christentum ist tatsächlich die Religion der bedingungslosen Verzeihung.

Jeder liebt sein Recht. Wenn es verletzt ist, dann empört sich der innere Mensch. Es widersetzt sich der gekränkte Stolz. Der Mensch verschließt sein Herz. Die Verzeihung ist eine Tochter der Feindesliebe. Der Herr aber hat uns die Feindesliebe zum Gebot gemacht: „Du sollst deinen Feind lieben!“ Das ist etwas vom Schwersten im Christentum. Manche Gegner unserer Kirche tun immer so, als ob das Schwerste die Beherrschung der geschlechtlichen Sittlichkeit wäre. Viel schwerer ist es, die Feindesliebe zu üben, die Liebe, die Herr uns vorgemacht hat am Kreuze: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Es ist Pflicht, Rachsucht und Haß zu meiden; das verlangt die Feindesliebe. Sie verlangt aber auch die äußere Aussöhnung. Christen sind durch Gottes Gebot zur Feindesliebe und zur Versöhnung mit dem Gegner verpflichtet.

In dem Gebet, das uns der Herr gelehrt hat, heißt es ja: „Vergib uns die Schuld, wie wir vergeben haben.“ Ich glaube, dass damit der Herr seine Vergebung abhängig gemacht hat von unserer Vergebung. Wenn wir nicht vergeben, wenn wir uns verhärten gegenüber dem, der sich an uns versündigt hat, dann kann uns der Herr auch nicht vergeben. Die Erfüllung der Vaterunserbitte hängt ab von unserer Versöhnungsbereitschaft. Dabei ist ja ein gewaltiger Unterschied zwischen den Verfehlungen, die wir gegen Gott begangen haben, und den Angriffen, die wir von seiten der Menschen erdulden müssen. Häufig handelt es sich da um Lappalien; ein verletzendes Wort, ein Mensch, der uns seine Höflichkeit nicht zeigt, jemand, der eine Bitte um eine Hilfe übersieht, ein Lob, das uns nicht gespendet wird, obwohl wir es verdient hätten, ein unüberlegtes Wort, das sind gewöhnlich die Dinge, die uns aufregen, Kleinigkeiten, Lappalien. Selten ist es, dass eine schwere Beleidigung erfolgt, eine Ehrenkränkung, eine Untergrabung der Existenz, ein Anschlag auf Leben und Seele. Nein, gewöhnlich sind es geringfügige Dinge.

Aber da höre ich einen Einwand: Ich darf es nicht unterlassen, dem anderen zu zeigen, dass er unrecht hat. Ich muss es ihm unter die Nase reiben. Meine lieben Freunde, meine Erfahrungen sind andere. Wenn der, der Unrecht tut, nicht von sich aus, von selbst zu der Einsicht kommt, dass er unrecht gehandelt hat, dann hilft ihm gewöhnlich keine Ermahnung, keine Schelte und keine Drohung. Er muss von selbst einsehen, dass er unrecht getan hat. Er muss, von seinem Gewissen gemahnt, sich zu der Erkenntnis durchringen, Schuld auf sich geladen zu haben. Ein anderer Einwand lautet: Ich kann mir das nicht gefallen lassen. Ich will Vergeltung. Ich will es ihm heimzahlen. O, meine lieben Freunde, wenn immer heimgezahlt wird, dann kommt das Böse nie zu einem Ende, denn dann schlägt der andere wieder gegen das Heimzahlen aus. Das ist eine endlose Kette. Jeder Schlag, den man abwehrt durch Zurückschlagen, erzeugt einen neuen Schlag. Das Böse soll doch einmal zu Ende kommen. Es kommt zu Ende, wenn ich nicht mehr zurückschlage.

Auf dieser Erde muss man willig sein, Unangenehmes hinzunehmen. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon einmal erzählt hatte: Wir hatten einen Direktor im Gymnasium, der ein harter, ein barbarischer Mann war. Aber selbst dieser harte Mann hat Richtiges gesagt. Er belehrte uns einmal: „Jungs, ihr müßt lernen, ungerechte Kritik zu ertragen.“ Der Direktor hat recht. Man muss lernen, ungerechte Kritik zu ertragen. Ohne Nachsicht, ohne Übersehen, ohne Schweigen wäre das Leben eine endlose Kette von Streit. Man muss bereit sein, sich etwas gefallen zu lassen. Man muss verzichten auf Zu-

rückschlagen. Der Apostel Petrus hat uns in seinem ersten Briefe den Heiland vorgestellt: „Da er gescholten wurde, schalt er selbst nicht. Da er litt, drohte er nicht, sondern stellte seine Sache dem gerechten Richter anheim.“ Also der Herr hat nicht zurückgeschlagen.

Erinnern wir uns der Ratschläge, die uns das Buch von der Nachfolge Christi gibt: „Wenn du nichts Unangenehmes leiden willst, wie kannst du dann ein Freund des leidenden Christus werden?“ Ich wiederhole noch einmal: „Wenn du nichts Unangenehmes leiden willst, wie kannst du dann ein Freund des leidenden Christus werden?“ „Wofür sollte deinen Geduld gekrönt werden, wenn du nichts Widriges erdulden willst?“ „Wofür sollte deinen Geduld gekrönt werden, wenn du nichts Widriges zu erdulden hättest?“

Ein Hilfsmittel, um versöhnlich gestimmt zu werden, ist, sich selbst zu fragen, ob man nicht mitschuldig ist am Benehmen des anderen, an seinem Aufbrausen, an seinem Streit. Ist vielleicht in unserem Verhalten etwas Überhebliches, etwas Wegwerfendes, etwas Liebloses? Sind wir vielleicht von Natur aus zänkisch oder zynisch? Sticheln wir? Sind wir vorlaut? Sind wir kurz angebunden, rechthaberisch, unnachgiebig, launisch, im Urteil übereilt? Das müssen wir uns fragen. Dann werden wir oft erkennen, dass das Verhalten des anderen provoziert wurde durch unser eigenes. Ein weiterer Grund, den Schlag des anderen auszuhalten, ist darin gelegen, dass der andere ja nicht bloß feindselig, nicht bloß unerträglich, nicht bloß schlecht ist. Er hat auch gute Eigenschaften. Vielleicht haben wir es auch schon erfahren, vielleicht hat er uns schon Gutes erwiesen. Wir können uns an die Freundlichkeit und Guttat erinnern, die wir von ihm schon erfahren haben. Und jetzt, wenn er uns enttäuscht, dann in Gottes Namen, tragen und ertragen wir es. „Du kannst nicht einmal aus dir selbst den Menschen schaffen, den du gern aus dir machen möchtest. Wie wirst du einen anderen nach deinem Sinne und Gefallen umschaffen können?“

Wiederum ein Wort aus dem Buch von der Nachfolge Christi. „Du kannst nicht einmal aus dir selbst den Menschen schaffen, den du gern aus dir machen möchtest. Wie wirst du dann den anderen nach deinem Sinne und Gefallen umschaffen können?“ In jedem Falle, meine lieben Freunde, ist derjenige sittlich stärker, der verzeiht. Wer Böses mit Gutem vergilt, eine Schmähung mit Großmut hinnimmt, der ist kein Feigling und Schwächling, sondern der ist ein Sieger, ein Sieger nämlich über das aufwallende Begehren, über den aufwallenden Zorn in seinem Inneren. Mit seiner Geduld entwaffnet er den Gegner und gewinnt ihn. „Vergeltet niemand Böses mit Bösem“, mahnt der Apostel Paulus im Römerbrief. „Rächet euch nicht selbst, sondern lasset Raum dem Zorne Gottes! Vielmehr – und jetzt kommt es – wenn dein Feind hungert, dann speise ihn; wenn er dürstet, dann tränke ihn. Wenn du das tust, sammelst du feurige Kohlen auf sein Haupt.“ Das bitte ich Sie zu beachten: „...sammelst du feurige Kohlen auf sein Haupt.“ Was heißt das? Nun, der Feind, dem man Gutes erwiesen hat, wird nachdenklich werden. Er wird sich überlegen, ob er recht gehandelt hat. Er wird in sich gehen, er wird sein Gewissen befragen und er wird sich schämen. Wenn du das tust, sammelst du feurige Kohlen auf sein Haupt. Willst du Befriedigung für einen Augenblick, dann räche dich. Willst du Befriedigung für immer, dann vergib.

Von einem amerikanischen Bischof – die Amerikaner sind ja überaus praktisch – stammt das schöne Wort: „Verzeihe schnell, das spart Zeit und fördert die Verdauung.“ Ein Beispiel für solche Verzeihung gibt uns der heilige Clemens Hofbauer, der Apostel von Wien. Er reiste damals mit der Postkutsche, und ihm gegenüber saß ein junger Mann, der sich nicht genug tun konnte, die Geistlichen zu schmähen. Der heilige Clemens sagte nichts. Als das Gefährt mittags anhielt vor einem Gasthof, da gingen die Reisenden in die Gaststube, nur der Schmäher konnte nicht mit ihnen gehen, denn er war elend beisammen, er war ein Krüppel. Da nahm ihn der Clemens Hofbauer in seine Hände und trug ihn in das Gasthaus und bestellte ihm eine Speise und einen Trank. Der Mann wurde zuerst still, und dann brach es in Tränen aus ihm heraus und er bedauerte, dass er einen so edlen Priester so gemein beschimpft hatte. Das Gutsein weckt das Gutsein im anderen. Wenn wir gut zum anderen sind, rufen wir in seiner Seele die guten Anlagen auf. Das Verzeihen befreit die eigene Seele. Es läßt keinen Groll aufkommen. Groll ist etwas vom Schädlichsten für unseren seelischen Haushalt. Groll ist die Unversöhnlichkeit, das Nachtragen des angetanen Unrechts, der Drang nach Vergeltung, die Rachsucht. Groll zerstört die menschlichen Beziehungen. Wer grollt, kann dem anderen nicht mehr freundlich, nicht mehr unbefangen gegenüberreten. Der Groll zerfrißt auch den Menschen selbst. Er macht ihn

bitter und verbittert. Der Groll macht auch körperlich krank. Wer einem anderen grollt, fügt sich und dem anderen großen Schaden zu.

Die Verzeihung, die uns abgefordert wird, meine lieben Freunde, muss eine ganze und eine rückhaltlose sein. Die Menschen lieben es, Vorwürfe, versteckte Vorwürfe immer wieder vorzubringen, hämische Anspielungen. Das ist kein Verzeihen. Ich habe einmal folgendes erlebt in dieser Kirche. Ich hielt einem Priester zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum die Festpredigt. Dabei erwähnte ich die Leistungen und die Mühen des Jubilars. Im nächsten Mitteilungsblatt der Pfarrei zerpfückte der Nachfolger dieses Pfarrers meine anerkennenden Ausführungen und stellte sie als unzutreffend oder übertrieben hin. Er vermochte den Groll oder die Abneigung gegen seinen Vorgänger nicht zu überwinden – und das unter Priestern.

Wenn Gott verzeiht, ist die Sünde, ist die Schuld vernichtet, in den Abgrund seiner Barmherzigkeit geworfen. Gott kommt auf die Dinge, die einmal vergeben sind, nie mehr zurück. Auch die Verdammten in der Hölle werden nicht die Sünden vorgehalten bekommen, die vergeben wurden, sondern die anderen, die sie sich nicht haben vergeben lassen. Anders ist es bei den Menschen. Menschen kommen immer wieder auf erlittenes Unrecht zurück. Sie wollen es immer wieder den anderen unterbreiten, unter die Nase reiben, wie man sagt. Das ist kein rechtes Verzeihen. Das rechte Verzeihen läßt keinen Rest an Groll in uns zurück.

Vielleicht sind wir bereit, einmal eine Beleidigung zu vergeben. Aber wenn die Beleidigung sich wiederholt, dann möchten wir es als ungerechte Zumutung zurückweisen, immer wieder verzeihen zu müssen. Der sündigt ja auf meine Gutheit, der sündigt ja auf meine Nachsicht, so sagen wir. Erinnern wir uns daran, meine lieben Freunde, wie oft wir unseren Herrn und Heiland beleidigt haben, und immer wieder hat er uns vergeben. Niemals hat er gesagt: Es ist zu viel, es ist genug, jetzt gebe ich keine Verzeihung mehr. Einmal trat Petrus, der Erste der Apostel, zu Jesus und fragte: „Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben, wenn er wider mich sündigt? Etwa siebenmal?“ Der Herr antwortete: „Nicht siebenmal, sondern siebzimal siebenmal.“ Das heißt: immer.

Dem Verzeihen darf keine Grenze gesetzt werden. Im Lukasevangelium ist das eben erwähnte Wort noch unterstrichen durch ein anderes, da heißt es nämlich: „Der Herr erklärte: Sollte dein Bruder dich siebenmal am Tage gegen dich verfehlen und siebenmal am Tage sich wieder an dich wenden und sagen: Es reut mich, so vergib ihm.“ Jetzt verstehen wir vielleicht die Handlungsweise des heiligmäßigen Kardinals Capranica. Wenn er von einem Unversöhnlichen erfuhr, dann nahm er ihn mit sich in sein Zimmer, schloß ab, und dann kniete er vor ihm nieder und bat ihn kniefällig, doch den Frieden wiederherzustellen. Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute.

Amen.

Steuern zahlen – eine natürliche Pflicht

13.11.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Steuer zu zahlen, ist Pflicht aller Angehörigen eines Staatswesens. Das war immer so. Auch die Juden haben, als sie noch ihre eigenen Herrscher hatten, Steuern gezahlt. Aber diese Steuer fiel an den Tempel; es war die Tempelsteuer, d.h. sie wurde gewissermaßen an Gott entrichtet; der Tempel war ja der Ort der Gegenwart Gottes. Aber als die Römer das Land besetzten, haben sie ihre Steuer erhoben, eine Kopfsteuer, also nicht eine Verbrauchssteuer, nicht eine Umsatzsteuer, sondern eine Kopfsteuer. Ein jeder Jude wurde mit einem Denar besteuert, etwa 87 Pfennige. Das war nicht viel, aber es war den Juden lästig, es war ihnen unangenehm, mehr noch: sie sahen darin eine Beeinträchtigung Gottes. Warum? Die Steuermünze trug das Bild des Kaisers und eine Aufschrift. Die Aufschrift lautete: „Tiberius, des erhabenen Augustus Sohn“. Und auf der anderen Seite: „Oberpriester. Pontifex Maximus“. Sie sahen also durch die Entrichtung der Steuer die Herrschaft Gottes beeinträchtigt. Sie nahmen vor allem Anstoß, dass sie eine Münze entrichten sollten, in der der Kaiser als Priester, also als religiöser Führer angesprochen war. Die Sadduzäer, die sich ja immer mit der Welt gut verstanden, entrichteten die Steuer ohne Klagen. Die Pharisäer dagegen bezahlten sie nur unter Protest, und die Zeloten verweigerten sie; sie mußten deswegen harte Strafen hinnehmen.

Was wollten die Pharisäer, die zu Jesus kommen, jetzt mit ihrer Frage? Sie wollten etwas herauslocken, und zwar in einer Alternative. Entweder Jesus bejaht die Steuer, dann ist er unten durch beim Volke, dann entfremdet er sich die Volksmassen. Oder er lehnt sie ab, dann haben sie ihn gefangen, dann ist er ein Gegner des Kaisers, dann kann man ihn verklagen, dann kann man ihn vor Gericht bringen. Auf Aufforderung zur Steuerverweigerung steht der Tod, und das letztere war wohl ihre hauptsächliche Absicht. Sie wollen Jesus zu einem Akt verleiten, der als Rebellion, als Revolution gegen die römische Herrschaft ausgelegt werden kann.

Die Ankläger selbst sind scharfe Gegner dieser Steuer. Aber sie benutzen jetzt die Steuerfrage, um ihren Gegner, um ihren Feind, um ihren Widersacher Jesus aus dem Wege zu schaffen. Sie selbst können ihn nicht hinrichten, denn sie haben nicht die hohe Gerichtsbarkeit, also müssen sie sich an den Statthalter, an den Prokurator, wenden, der die hohe Gerichtsbarkeit, die Blutgerichtsbarkeit verwaltet, und Jesus zu Fall bringen durch eine politische Anklage, durch eine politische Falle. Sie gehen nicht selber hin, sie schicken ihre Schüler und lassen sie begleitet sein von den Anhängern des Herodes. Auch diese sollen Zeuge sein, wie sich Jesus ausspricht. Sie suchen Jesus durch scheinbare Anerkennung günstig zu stimmen. „Meister“, sagen sie, „Meister“, das heißt Lehrer, Rabbi. Sie erkennen also seine Lehrtätigkeit, vielleicht auch sogar seine Lehrbefugnis an. Sie bescheinigen ihm damit auch eine gewisse Autorität als Lehrer. Und das klingt ja so, als ob seine Antwort eine große Bedeutung haben wird. Sie schmeicheln ihm weiter, indem sie sagen: „Wir wissen, dass du wahrhaftig bist und den Weg Gottes in Wahrheit lehrst.“ O, wenn sie das so genau wußten, warum sind sie dann so feindselig gegen ihn? Sie gehen noch weiter. Sie sagen: „Wir wissen, dass du Mut hast, dass du die Dinge aussprichst ohne Rücksicht auf irgendwelche Menschen.“ Sie rühmen seine Furchtlosigkeit. Nachdem sie ihn so gewissermaßen eingeseift haben, kommen sie auf die entscheidenden Fragen. Es sind zwei. Eine wird uns heute im Evangelium nach Matthäus berichtet, die andere bei Markus. Zunächst stellen sie eine theoretische Frage: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen?“ Dann kommt die praktische Frage: „Dürfen wir diese Steuer entrichten? Sollen wir das? Müssen wir das?“

Jesus durchschaut die Falle. Er erkennt, dass es ihnen gar nicht darum zu tun ist, die Steuer erklärt zu bekommen, sondern dass sie ihm damit eine Falle stellen wollen, um ihn zu fangen, um ihn zu denunzieren als einen Aufrührer gegen den Kaiser. „Ihr Heuchler, was versucht ihr mich?“ sagt der

Herr. „Zeigt mir die Steuermünze!“ Sie reichen ihm einen Denar. Der Herr hat kein Geld bei sich, denn die Kasse führt ja Judas. Aber sie haben Geld bei sich und zeigen ihm die Steuermünze. Und dann fragt er sie: „Wessen Bild ist das und wessen Unterschrift?“ Beschämt müssen sie gestehen: „Des Kaisers.“ Jesus fragt seine Gegner nicht deshalb nach dem Bild und nach der Aufschrift, weil er das nicht wüßte oder weil er das erst von ihnen erfahren will. Nein, sondern er will sie dadurch zwingen, durch ihre eigene Antwort sich selbst zu widerlegen. Das Bild des Kaisers und die Umschrift, die seinen Namen trägt, beweisen nämlich, dass die Münze dem Kaiser gehört, nicht als Privatmann, sondern als Symbol seiner Herrschaft, seiner Macht, seiner Autorität. Wenn die Juden in ihrem Lande die kaiserliche Währung haben, so muss man die Äußerung des Herrn verstehen, dann ist das eine praktische Anerkennung der Herrschaft des Kaisers. Soweit der Geltungsbereich einer Geldmünze reicht, soweit reicht die Herrschaft des Herrn. Darum kann Jesus aus der Tatsache, dass die Juden das kaiserliche Geld gebrauchen, schließen, dass der Kaiser ein Recht hat auf die Erhebung der Kopfsteuer.

Es ist also eine natürliche Pflicht, die der Herr hier einschärft. Die Untertanen müssen zu den Lasten eines Staatswesens beitragen. Sie müssen die Oberherrschaft dessen, der die Steuer einfordert, anerkennen. Das war angesichts der Großzügigkeit der Römer nicht so schwer. Sie haben nämlich den Juden völlige religiöse Freiheit gelassen. Sie haben sich nicht in die religiösen Angelegenheiten des Volkes eingemischt, und die Befürchtung, dass durch die Entrichtung der Steuer die Herrschaft Gottes beeinträchtigt werden könnte, ist völlig illusorisch. Beide können nebeneinander bestehen. „Gebt das dem Kaiser, was des Kaisers ist, und gebt Gott das, was Gottes ist!“ Mit dieser Antwort hat sich der Herr ihrer Falle entzogen. Die Gegner können Jesus weder vorwerfen, er sei ein Freund der Römer und ein Volksverräter, und damit sein Ansehen beim Volk zerstören, noch können sie ihn als Aufrührer gegen Rom anklagen. In dieser Antwort des Herrn liegt eine klare Absage an die jüdischen Nationalisten, an die Eiferer, an die Zeloten, überhaupt gegen die politischen Revolutionäre seiner Zeit.

Er konnte auf ein Beispiel verweisen, das an dieser Stelle nicht erwähnt ist, aber das ihm sicher bekannt war, nämlich dreißig Jahre vorher hatte ein Mann namens Judas aus Galiläa zum Steuerstreik aufgerufen. Er war prompt hingerichtet worden. Das sollte jetzt auch mit Jesus geschehen. Sie wollten ihn vor den römischen Richter bringen.

Aber Jesus ist weit davon entfernt, die Autorität und das Herrscherrecht des Kaisers zu bestreiten. Als er vor Gericht steht, da fragte ihn der Landpfleger, woher er stamme. Jesus gab keine Antwort darauf. Pilatus drohte dann mit seiner Macht: „Ich habe die Macht, dich hinzurichten oder freizugeben.“ Da kommt die Antwort des Herrn: „Du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.“ Von oben, das heißt von Gott. Die Macht des Kaisers, die Macht des Staates, die Macht des Reiches der Römer ist von Gott. Der Kaiser hat vom göttlichen Recht her Anspruch auf Anerkennung seiner Herrschaft. Die Erfüllung der Pflichten gegen diese Herrschaft widerspricht nicht den Pflichten gegen Gott. Die von den Pharisäern erwartete Äußerung ist nicht gefallen. Der Herr lehnt die Oberherrschaft der Römer nicht ab. Er rebelliert nicht gegen die Fremdherrschaft.

Im Hintergrund freilich ist diese Frage noch von ganz anderer Brisanz; denn die Juden, vor allem die Pharisäer hatten folgendes Geschichtsbild. Wenn der Messias erscheint, wird er das römische Besatzungsregime aus dem Lande fegen, er wird das „Schwein“, wie man die Römer wegen ihres Genusses von Schweinefleisch nannte, aus dem Lande treiben und die Herrschaft Gottes aufrichten. Dieses Messiasbild ist nicht das unseres Heilandes. Sein Bild vom Messias ist von ganz anderer Art. Er lehnt eine messianische Revolution im irdischen Sinne total ab. Er weist die Konstruktion der jüdischen Obrigkeit radikal ab, weil er ein anderes Geschichtsbild hat. Die Aufforderung zur Steuerverweigerung als Symbol und als Signal zum messianischen Aufstand zu geben, das ist nicht seine Sendung. Der politische Putsch ist kein Element der Herrschaft Gottes.

Jesus stellt den Kaiser und Gott nebeneinander. Aber er stellt sie nicht gleich. Zwischen beiden besteht ein Wesensunterschied. Der Kaiser ist der Oberherrscher in der irdischen Ordnung, die Herrschaft Gottes geht dagegen auf den inneren Menschen, und erst aus seiner Neugeburt im Heiligen Geiste auf die äußeren Ordnungen. Es hat gar keinen Zweck, durch gewaltsames Eingreifen, etwas durch Steuerverweigerung oder durch Revolution, das Gottesreich herbeizuführen. Das Gottesreich ist anderer Art. Es ist mit ihm gekommen, mit ihm, dem Boten, dem Herold, dem Träger des Gottes-

reiches. Jesus ist das hereingebrochene Gottesreich, und wer sich diesem Reiche anschließen will, der muss sich ihm unterwerfen, der muss auf seine Worte hören. „Wenn ich die bösen Geister durch den Finger Gottes austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen“, sagt er einmal seinen Gegnern. „Wenn ich durch den Finger Gottes die bösen Geister austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Ja, wahrhaftig, mit ihm ist es angebrochen, und wer Gott gibt, was Gottes ist, der schließt sich ihm an, der folgt ihm, der hört auf seine Stimme, der gehört zu seinen Schafen, die er zum Vater führt.

Jesus erklärt mit seinen Äußerungen, dass die Herrschaft Gottes von keinem politischen System abhängig ist. Und die Kirche ist dieser Lehre des Herrn immer treu geblieben. Sie hat stets gelehrt, es kommt nicht darauf an, welches politische System herrscht. Es kommt darauf an, ob dieses System die Menschenrechte gewährleistet, ob es in Recht und Gerechtigkeit seine Herrschaft ausübt. Die Demokratie zum Dogma erheben, das ist keine katholische Lehre. Gottes Herrschaft ist von keinem politischen System abhängig. Sie ist auch nicht von bestimmten Trägern des Herrschaftssystems abhängig. Durch eine äußere Änderung des Gewaltsystems ersetzt man nur eines durch ein anderes. Dadurch wird nichts besser. Das erleben wir ja jetzt in Nordafrika.

Was bedeutet die politische Herrschaft des Kaisers gegen die Herrlichkeit der Herrschaft Gottes? Die Pharisäer entrüsteten sich über geringere Dinge, nämlich über die politische Herrschaft des Kaisers, und die großen Dinge, nämlich die Herrschaft Gottes, die Unterwerfung unter seinen Willen, die lassen sie dahin, die Treue gegen Gott, die lassen sie dahin. Die Frage, ob die römische Herrschaft zu Recht besteht, beantwortet der Herr nicht. Das ist nicht seines Amtes; das müssen die Menschen mit ihrem Verstand, mit ihrer Vernunft selbst entscheiden. Gott will uns kein Rezept für eine politische Verfassung geben. Er bindet auch niemanden an ein bestehendes politisches System. Das alles ist den Menschen in ihrer Freiheit und in ihrer Vernunft überlassen.

Die Episode der Befragung nach der Kaisersteuer, meine lieben Freunde, im Leben unseres Heilandes, ist vergangen. Nicht vergangen ist der ständig wiederholte Versuch, die Kirche des Herrn durch politische Verdächtigungen, Beschuldigungen und Anklagen ins Unrecht zu setzen. Der Haß erfindet immer neue Vorwürfe, um der Kirche das Ansehen zu rauben und ihre Glieder abtrünnig zu machen. Dahinter steht die Absicht: Wenn sich die Kirche politisch schuldig macht, dann kann man auch die politischen Machtmittel gegen sie einsetzen. Das ist in reichem Maße geschehen.

Unsere Kirche hat sich immer an das Wort des Herrn gehalten: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und gebt Gott, was Gottes ist.“ Nicht so ihre Gegner. Im Kaiserreich, also bis 1918, reihte der Kanzler Bismarck unsere Kirche und die Katholiken unter die Reichsfeinde ein, unter die Reichsfeinde. In der Zeit der Weimarer Republik wurde die Kirche verdächtigt, mit der religionsfeindlichen Sozialdemokratie zusammenzugehen, um dabei Gewinn für sich selbst zu erzielen. Das „Propagandabistum Berlin“, so sagte der Evangelische Bund, das „Propagandabistum Berlin“ wurde damals errichtet. Während des Dritten Reiches wurde jede öffentliche Äußerung von Bischöfen als verbrecherischer politischer Katholizismus ausgegeben. Der preußische Ministerpräsident Göring erließ eine eigene Verlautbarung gegen den „politischen Katholizismus“. Immer wenn die Kirche sich gegen Euthanasie oder gegen Ermordung Unschuldiger wehrte, da wurde der politische Katholizismus aus der Mottenkiste gezogen. Heute beschuldigt man die Kirche, sich nicht an dem Prozeß der fortschreitenden Demokratisierung zu beteiligen. Es gibt schon Stimmen, die Kirche müsse endlich das Priestertum für Frauen öffnen. Sie müsse die Hierarchie zurückschneiden, das Papsttum, das Lehramt.

Meine lieben Freunde, heute wie gestern wird sich die Kirche nicht in eine bestimmte Ecke drängen lassen, wird sie sich nicht politisch vereinnahmen lassen, wird sie sich aber auch nicht politisch unnötig und überflüssig exponieren. Unsere Kirche hält sich in allen Epochen strikt an das Wort des Herrn: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Sie ist loyal gegenüber jedem rechtmäßigen politischen System. Sie hat unter keiner Regierung ihre gottgegebenen Pflichten gegenüber dem Staat vernachlässigt. Sie hat sich aber auch mit keiner identifiziert. Ich erinnere mich noch, als die Nationalsozialisten an die Herrschaft kamen, wie die Kirche, wie die Bischöfe bedrängt wurden von wohlmeinenden Katholiken, sie möchte sich doch an das herrschende System anschließen. Der Nobelpreisträger Johannes Stark, ein Physiker in Würzburg, schrieb an die Bischöfe, sie sollten doch endlich ihre Zurückhaltung aufgeben und sich zu dem neuen Staat bekennen. Die Kirche hat sich mit keinem System

identifiziert. Sie ist aber dem verwerfenden Urteil der Feinde nicht entgangen. In der Zeit des Dritten Reiches warfen die Nationalsozialisten der Kirche vor, sie verweigere sich dem nationalen Aufbruch. Nach dem Ende des Reiches fielen Leute wie Hochhuth über sie her und sagten, sie habe Kumpanei betrieben mit dem Nationalsozialismus. Ja, beides kann ja nun nicht stimmen.

Wir haben das Glück, meine lieben Freunde, einer Kirche anzugehören, die es nicht den Menschen, sondern Gott recht machen will, einer Kirche, die vom Heiligen Geist geleitet ist und deswegen unabänderlich und unweigerlich gestern wie heute und morgen zu dem Worte steht: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber gebt Gott, was Gottes ist!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Weltgericht am Ende der Zeiten

20.11.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Paulus, der Apostel des Herrn, wurde gefangengenommen und in der Residenzstadt des Prokurators, des Landpflegers, Felix, gefangengehalten. Felix, der Landpfleger, war mit einer Jüdin verheiratet, Drusilla, und er hörte Paulus gern über das Evangelium sprechen. Eines Tages ließ er ihn kommen, und Paulus fing an, von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit und vom Gericht zu sprechen. Da begann Felix zu zittern und sagte: „Nein, ich will dich ein andermal hören.“ Von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit, vom Gericht wollte er nichts hören. Er fing an zu zittern.

Wahrhaftig, meine lieben Freunde, das Gericht Gottes ist eine furchtbar ernste Angelegenheit. Wenn Sie nach Rom kommen und die Sixtinische Kapelle besichtigen, da sehen Sie an der Wand das große, das erschreckende Gemälde von Michelangelo „Das Jüngste Gericht“. Da hat er, soweit es Menschen möglich ist, die Schrecken, die furchtbaren Schrecken dieses Gerichts mit dem Pinsel nachzuahmen versucht.

Das Weltgericht wird geschehen am Weltende. Vom Weltende redet nicht nur die Religion, sondern auch die Naturwissenschaft. Sie unterscheidet zwischen dem Ende der Erde und dem Ende des Weltalls. Das Ende der Erde wird als ein beobachtbarer Prozeß beschrieben. Man erinnert an die atomare Rüstung. Mit Atom- und Wasserstoffbomben kann der Mensch tatsächlich die Erde verwüsten, vielleicht sogar zum Untergang bringen. Man erinnert an die ökologischen Katastrophen, die beängstigend sind, das Rauschen des Wassers, das Ansteigen des Meeresspiegels. Der Mensch scheint in der Lage zu sein, die Erde unbewohnbar zu machen. Die natürlichen Grundlagen der Erde werden fortlaufend zerstört. Das Ackerland nimmt ab, obwohl die Zahl der Menschen zunimmt. Die Wüste wächst nicht nur in Afrika, auch in Asien, ja sogar in Europa. Man spricht davon, dass in Spanien die Wüste wächst. Die Rohstoffe werden knapp, das Wasser geht aus, hunderte Millionen Menschen haben nicht den Zugang zu frischem Wasser. Erduntergang scheint möglich, scheint naturwissenschaftlich möglich. Und er wird auch von vielen Menschen für möglich gehalten. Wo alltäglich so viel Untergang geschieht, da erscheint es plausibel, dass bald alles untergehen kann.

Aber nicht nur der Erduntergang wird für denkbar gehalten, sondern auch der Weltuntergang, also der Untergang des Weltalls, das ja unermesslich ist. Die Welt kann untergehen. Die moderne Kosmologie spricht vom denkbaren Wärmetod des Weltalls. Falls die jetzige Ausdehnung des Weltalls nach endlicher Zeit in eine Zusammenziehung umschlägt, führt das zu einer unendlich hohen Energiedichte und entsprechend zu einer unendlich hohen Temperatur. Und umgekehrt: Falls sich das Weltall unbegrenzt ausdehnt, führt dies zum Kältetod, denn dann wird die Energiedichte im Weltall beliebig klein, und die Temperatur sinkt entsprechend. Die Naturwissenschaft rechnet mit dem Untergang des Weltalls.

Der Glaube lehrt das Weltende, die Wiederkunft Christi und das Weltgericht. Wir haben es soeben gehört: Die Sonne wird verfinstert werden, der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne werden vom Himmel fallen, die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann wird der Menschensohn kommen mit großer Macht und Herrlichkeit. Er wird kommen, um Gericht zu halten. Wir nennen dieses Gericht das Endgericht, weil es danach keines mehr gibt. Es heißt auch das allgemeine Gericht, weil alle Menschen sich dem Gericht stellen müssen. Es heißt auch das Jüngste Gericht, weil es nämlich am letzten Tage der Welt abgehalten wird.

Da kann man fragen: Ja, wozu denn? Wozu denn ein allgemeines Gericht am Jüngsten Tage? Die Menschen werden doch gerichtet unmittelbar nach dem Tode. Das ist das besondere Gericht. Da

erfährt jeder, wie es mit ihm ausgeht und wie es mit ihm weitergeht. Warum ein besonderes Gericht? Warum ein allgemeines Gericht, wenn es ein besonderes Gericht gibt? Meine lieben Freunde, das allgemeine Gericht geschieht um Gottes willen und um der Menschen willen.

Zunächst: Das Gericht geschieht um Gottes willen. Er ist auf dieser Erde hinweggeschritten mit der Feuersäule in der Nacht und in dem Wolkendunkel am Tage. Der Herr ist in der Weltgeschichte wirksam gewesen. Er hat sie mit seiner Weisheit regiert. Aber mit der Erkenntnis dieser Weisheit, da hapert es. Uns kommt die Führung der Welt durch Gott vor wie ein Kirchenfenster, von außen mit Schmutz besetzt, von Spinnenweben umgeben. Aber wenn man innen ist, dann sieht man die Farben leuchten, von der Sonne erhellt. Oder es ist so wie mit einem Teppich. An der Unterseite ein Gewirr von Fäden, die durcheinander zu liegen scheinen, auf der Schauseite dagegen ein wunderbares Muster. Um Gottes willen muss ein Weltgericht sein, damit die Menschen die Weisheit seiner Weltregierung erkennen, damit der Sinn des Ganzen ihnen offenbar wird, damit Gott gerechtfertigt wird in seiner Weisheit. Der allwissende Gott hat alles aufgezeichnet. Um es den Menschen begreiflich zu machen, spricht die Apokalypse von Büchern, die aufgeschlagen werden. Das ist natürlich ein Bild. Das Gedächtnis Gottes bewahrt alles auf. Und da wird sich zeigen, welchen Sinn die von Gott zugelassene Sünde, der von ihm nicht verhinderte Irrtum, die auch über die Guten hereingebrochenen Schicksalsschläge gehabt haben. Da werden vor den Blicken aller die Sinnlosigkeiten dieses Lebens, die den Glauben an Gott so sehr belasten, dahinschwinden. Der Glaube an das Weltgericht ist der Glaube an die endliche Sinnerfüllung des scheinbar Sinnlosen. Dann werden alle Zweifel und aller Unglaube schwinden; dann werden wir sehen, wie kurzsichtig wir waren, als wir sagten: Wo ist denn die Führung und die Fügung Gottes?

Das Weltgericht offenbart aber auch den Ernst der sittlichen Weltordnung. Man sagt zwar: Alle Schuld rächt sich auf Erden. Aber damit hat es nicht immer sein Bewenden. Es scheint auch Schuld zu geben, die sich auf Erden nicht rächt. Man sagt: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Es trifft häufig zu, aber nicht immer ist die Weltgeschichte das Weltgericht. Auch die Alliierten, die den Verbrecher Hitler besiegt haben, haben Verbrechen begangen, aber sie sind ungesühnt. Hier auf Erden triumphiert vielfach das Unrecht, und die Tugend wird verlacht, die Lüge herrscht. Wo ist Gerechtigkeit? Man findet sie nicht. Aber dann, wenn das Weltgericht erfolgt, dann werden wir sehen, dass es eine Gerechtigkeit gibt, dass es eine Vergeltung gibt, dass Gott jedem vergilt nach seinen Werken. Gott ist kein Hampelmann, er ist kein Spielkartenkönig. Er ist Gesetzgeber und Richter mit unendlicher Macht. Der Menschensohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters und jedem vergelten nach seinen Werken. Hier haben Menschen Gott herausgefordert. „Ich habe gesündigt, und was ist mir geschehen? Nichts!“ So sprechen die trotzigen Sünder unserer Tage. Es kommt eine Stunde, wo sie nicht mehr so sprechen können. Dann wird sich zeigen, was sie mit ihrer Sünde verdient haben.

Das Weltgericht offenbart die Liebe Gottes, die Liebe Gottes, die in Christus erschienen ist. Erschienen ist die Liebe Gottes in Christus. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn für sie hingab. Um den Knecht zu erlösen, hast den Sohn du hingegeben, o ewiger Gott.“ Aber haben die Menschen seine Liebe erkannt? Haben sie sie anerkannt? Wie viele haben sie verkannt. Wie oft hat sich wiederholt, was Johannes in seinem Prolog schreibt: „Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn gemacht worden, aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ So ist es in der Weltgeschichte. Am Ende wird es anders sein. Alle werden ihn sehen, und zwar unübersehbar, „auch die, die ihn durchbohrt haben“, wie der Apokalyptiker schreibt. Auch die, die ihn durchbohrt haben, werden ihn sehen. Dann folgt die wirkliche und unumstößliche Anerkennung seiner Liebe, am Schluß der Tage. Dann werden die Gläubigen gerechtfertigt, die sich seiner Liebe ausgeliefert haben.

Die Geschehnisse des Weltgerichtes sind notwendig um Gottes willen. Sie sind aber auch notwendig um der Menschen willen, der Menschheit wegen. In der Entscheidung des Weltgerichtes wird das Gute, das auf Erden vollbracht wurde, vor aller Welt veröffentlicht werden. Vor aller Welt! Trotz aller bösen Absichten der Menschen. „Ihr sannet Böses wider mich, aber Gott wandte es zum Guten“, sagt der ägyptische Joseph. Gott lenkt die Taten der Menschen; sie müssen seine Werkzeuge sein. Es wird sich zeigen, was im einzelnen Schicksal und was Schuld war. Es wird sich zeigen, was entlastend und was belastend für einen Menschen spricht. Es wird sich zeigen, was verklärend und was verfinstern

wirkte. Hier, während dieser Weltzeit, gehen die Urteile der Menschen über andere Menschen häufig fehl. Wir irren, wir täuschen uns. Wir tun unrecht mit unserem Urteil, weil wir nicht in die Tiefe schauen. Beim Weltgericht wird Gottes allwissendes und gerechtes Urteil den Menschen offenbar werden.

Das allgemeine Gericht nimmt dem besonderen Gericht nichts von seiner Bedeutung. Das besondere Gericht, also über den einzelnen im Tode, ist endgültig. Im Tode wird ein für allemal über den Menschen entschieden. Aber dieses endgültige Gericht wird im Weltgericht bestätigt. Es wird nicht überprüft, es wird nicht korrigiert, es wird bestätigt. Das Weltgericht ergeht auch über den ganzen Menschen. Im besonderen Gericht wird ja nur die Seele gerichtet, dann aber, wenn die Auferstehung erfolgt ist, wird der ganze Mensch gerichtet, Leib und Seele. Es werden auch die Folgen des Tuns des Einzelnen gerichtet und der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Die Folgen, die Wirkungen, die von uns ausgingen, die Strahlungen, die guten und die bösen, sie werden in aller Öffentlichkeit kundgemacht werden. Das Weltgericht verherrlicht die Guten und beschämt die Bösen öffentlich.

Es werden im Weltgericht nicht nur Einzelne gerichtet, sondern auch Personengesamtheiten. Menschengruppen, Völkergruppen werden gerichtet. Es gibt ja auch eine Völkersünde; es gibt ja auch eine Völkerschuld. Die Völker haben eine Aufgabe. Nach Gottes Plan soll das deutsche Volk, das französische Volk, das italienische Volk eine bestimmte Aufgabe verrichten. Im Mittelalter wies man dem italienischen Volk das Priestertum zu und dem deutschen Volke das Lehramt. Alle Geschichte ist Annäherung oder Entfernung der Völker von Gott. Beim Weltgericht wird offenbar, ob und wie weit jedes Volk die ihm von Gott gestellte Aufgabe erfüllt hat. Es wird die Leistung oder das Versagen, der Wert oder der Unwert eines jeden Volkes im Angesicht der Weltöffentlichkeit festgestellt werden.

Da werden auch die Institutionen gerichtet, die Parteien, die Gewerkschaften, die Konzerne, die Universitäten, die Europäische Union und die Nato, die Römische Kurie und die Bischofskonferenzen. Jawohl, sie alle werden beim Weltgericht vor dem Richter erscheinen müssen. Da wird sich offenbaren, welchen Nutzen die wirtschaftlichen, industriellen, politischen, militärischen Einrichtungen der Menschen hatten. Da werden Staat und Recht in ihrer Bedeutung vorgestellt werden. Da wird sich zeigen, welchen Wert die von den Menschen geschaffenen kulturellen Werke, die wissenschaftlichen Forschungen, die künstlerischen Schöpfungen, die philosophischen Systeme hatten. Das wird sich zeigen.

Es wird sich aber auch zeigen, welche Bedeutung religiöse Lehren und Maßnahmen gehabt haben. Das Zweite Vatikanische Konzil. Die Würzburger Synode. Da wird sich zeigen, was die Revolte wert war, die der Mönch von Wittenberg angezettelt hat. Jetzt wird in einer Dekade, in zehn Jahren, dieses Ereignisses gedacht. Zehn Jahre lang soll Martin Luther jetzt verherrlicht werden. Gottes endgültiges Urteil werden wir erfahren im Weltgericht.

Noch ein Letztes ist von Bedeutung für die Menschen beim Weltgericht, nämlich es wird die Erfüllung der sozialen Pflichten überprüft werden. Die Menschheit ist ja eine große Gemeinschaft. Sie lebt miteinander, und sie soll auch füreinander leben. Wir tragen heilige Verantwortung füreinander. „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ fragte Kain. Ja, du bist es! Das Letzte Gericht wird uns darüber belehren, was es heißt: „Herr, wann haben wir dich nackt oder gefangen oder krank gesehen? Wann haben wir dich hungrig und durstig gesehen?“ „Alles, was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Oder: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.“ Wer es nicht getan hat, wird hinausgeworfen wie ein unnützer Knecht.

Meine lieben Freunde, wir brauchen nicht irre zu werden an Gottes Macht und Weisheit. Wir brauchen nicht irre zu werden an seiner Gerechtigkeit und Liebe. Wir müssen nur Geduld haben. Es wird ein Tag kommen, an dem unser Glaube zum Schauen wird, an dem unser Vertrauen belohnt wird, an dem unsere Geduld gekrönt wird. Dieser Tag wird so sicher kommen, wie auf die Nacht der Tag folgt. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Sein Plan ist fertig und liegt bereit. Die Stunde der Ausführung wird kommen, wenn die Zeit erfüllt ist. Gott täuscht uns nicht und betrügt uns nicht. Er ist wahrhaftig und zuverlässig.

„Es kommt ein Tag der Rache für aller Sünder Haupt, dann sieget Gottes Sache, dann schauet, wer geglaubt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Wiederkommen des Herrn in Macht und Herrlichkeit

27. 11.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn Sie aufmerksam zugehört haben, dann werden Sie bemerkt haben, dass die Evangelien des letzten Sonntags im vergangenen Kirchenjahr und des ersten Sonntags im neuen Kirchenjahr sich berühren, nahezu identisch sind. Sie sprechen beide vom Weltuntergang, den der Herr ankündigt. Aber diesem Wort des Herrn ist ein anderes vorangegangen. Am Morgen haben die Apostel den Tempel besucht. Sie sind die breiten Tempelstufen hinabgestiegen und auf der Höhe des Berges Sion vor dem Tempel stehen geblieben. Der Tempel ist ihnen ein Erlebnis der Bewunderung geworden. Da bricht es aus ihnen hervor: Diese Mauern, diese Säulen, diese Dächer, diese Massen, diese Gewalt des Baues! Überschwängliches Lob aus ihren Lippen: Fabelhaft, wunderbar, toll! Der Herr sagt dazu nichts. Er preßt die dünnen Lippen zusammen; er schweigt einen Augenblick. Er schließt die Augen, als ob er noch einmal das zurückhalten möchte, was er ihnen sagen muss. Aber dann kommt es aus seinem Munde mit fester Betonung: „Kein Stein von diesem Bau wird auf dem anderen bleiben.“ Die Jünger sind wie betäubt. Sie schweigen, als sie zurückkehren zur Stadt. Und erst am Abend, als er sie auf den Halden des Ölberges niedergelassen haben, fragen sie, was das zu bedeuten habe. Der Tempel, der Tempel, das größte Heiligtum des auserwählten Volkes soll zerstört werden? Das ist für sie gleichbedeutend mit Weltuntergang. Denn der Tempel ist der Sitz, der Thron Gottes. Der Tempel ist der Inbegriff der jüdischen Religion. Herodes der Große hat ihn in jahrzehntelanger Arbeit wunderbar neu errichten lassen. Den ganzen Abend füllen die Gespräche aus über die Letzten Dinge.

Der Herr nimmt nichts zurück. Kein Stein, kein Marmorstein wird auf dem anderen bleiben! Von 66 bis 73 n. Chr. machten die Juden einen Aufstand gegen die römische Herrschaft. Kaiser Vespasian in Rom ließ seine Legionen marschieren. An der Spitze stand sein Sohn, Titus. Er eroberte im Jahre 70 Jerusalem. Dabei gingen Stadt und Tempel in Flammen auf. Das Denkmal seines Triumphes ist der Titusbogen in Rom. Da sieht man den siebenarmigen Leuchter, den die Römer fortgeführt haben; da sieht man die Juden, die als Sklaven nach Rom gebracht werden. Nach der Zerstörung der Stadt ließ Titus die 10. Legion als Besatzung zurück. Die christlich gewordenen Juden waren schon vorher aus der Stadt gewichen in Ostjordanland, nach Pella, und hatten sich dort in Sicherheit gebracht. Sie trauten der Voraussage des Herrn.

Die Jünger sind daran interessiert zu erfahren, wann das eintritt, was der Herr ankündigt. Man ist ja erst im Jahre 33. Wann soll diese Katastrophe sich ereignen? Der Herr wählt ein Beispiel aus der Natur. Alle kennen die Feigenbäume; sie sind die eiligsten unter den Bäumen, sie setzen die frühesten Blüten an. „Wenn die Knospen sich schwellend vergrößern, dann wißt ihr, dass der Sommer nahe ist.“ Das kann man fühlen, das kann man greifen mit den Händen, selbst wenn man blind wäre. Zwischen den Vorgängen in der Natur und dem Untergang Jerusalems besteht ein Zusammenhang. Man wird die ganze Entwicklung der jüdischen Geschichte, des israelitischen Volkes ablesen können, wenn man weiß, welches die Vorzeichen sind. Wenn es so weitergeht drüben in Jerusalem, wenn die offizielle Kirche so tot bleibt, wenn die führenden Schichten des Volkes so wenig den großen Sinn ihrer Geschichte begreifen, wenn im Lande nur noch ein paar stille Menschen Gott in ihrem Herzen tragen, wenn bis in den Tempel hinein die Anarchie tobt und wenn sie aus dem Gotteshaus ein Warenhaus machen, wenn die Geldkurse und das Steigen des Dollars sie mehr beschäftigt als die Ehre Gottes und die Betrachtung des Gesetzes in stillen Nächten, wenn die Veräußerlichung in Schminke und Lustbarkeit so weitergeht und die werdenden Kinder verdorren, dann ist die Katastrophe nicht mehr zurückzuhalten. Dann werden Dächer und Wände, dann werden die Altäre und der Vorhof umgestürzt, dann wird es so kommen, wie der Herr es vorhergesagt hat.

Der Untergang Jerusalems ist die eine Weissagung des Herrn. Die andere ist der Untergang der Welt. Beide gehören zusammen, wenn auch nicht unmittelbar zeitlich. Aber beide sind Ausdruck der Urteilsgewalt des Herrn. Sie sind Machtprüche Gottes.

Der Weltuntergang war das Thema im Evangelium des letzten Sonntags im Kirchenjahr. Christus malt die Weltkatastrophe in den riesenhaften Bildern der Apokalyptik seiner Zeit: Zeichen an Sonne, Mond und Sternen. Das Meer wirft seine Fluten über die Ufer. Die Menschen vergehen, verschmachten, es geht ihnen der Atem aus vor Angst. Die Kräfte des Himmels werden erschüttert. Damit ist die Erfüllung der Uroffenbarung vom Herrn angezeigt, ein wirklicher Weltenbrand, wie ihn auch die Völker in ihren Mythen geahnt haben. Auf dem Hintergrund dieser apokalyptischen Welt malt Christus seine Parusie. Parusie ist das griechische Wort für die Wiederkunft des Herrn, für sein Erscheinen in Herrlichkeit. Feuer bricht aus dem Himmel und flutet um den Weg, auf dem der Nazarener zur Erde steigt. Das Bild, das der Herr hier gebraucht, ist nach Daniel gemalt. Es erinnert in seinen großen Formen an die Vision des Propheten Daniel. Da wird der Menschensohn herabsteigen in Macht und Herrlichkeit.

Achten Sie bitte darauf, meine Freunde, dass der Herr von sich weder als Gottessohn noch als Davidssohn, sondern nur als von dem Menschensohn spricht. Er war der Gottessohn, er war der Davidssohn, und er läßt die Hoheitstitel für sich gelten, aber seine Selbstbezeichnung ist Menschensohn. Warum? Mit dem Ausdruck „Sohn Gottes“ wird seine Gottgehörigkeit, sein Ursprung aus Gott ausgesagt. Markus eröffnet deswegen sein Evangelium mit dem Satze: „Evangelium Jesu Christi, des Sohnes Gottes.“ Und der Engel, der Maria verkündet, was mit ihr geschehen soll, sagt: „Das Heilige, das aus dir geboren wird, wird Sohn Gottes genannt werden.“ Die Dämonen, die ein höheres Wissen haben, bekennen Jesus als den Sohn Gottes: „Wir wissen, wer du bist. Du bist der Sohn Gottes“, so sagen sie. Und Petrus, der von Gott erleuchtet ist, bekennt bei Cäsarea Philippi: „Du bist Christus, der Sohn Gottes.“

Nun hatten in der damaligen Zeit auch andere Menschen sich diesen Titel beigelegt: Sohn Gottes. Die Frommen, die zu Gott gehören wollen, die sich zu Gott hingezogen fühlen, sie nannten sich „Sohn Gottes“. Aber anders bei Jesus. Er ist nicht der Sohn Gottes wegen seiner Frömmigkeit. Er ist der Sohn Gottes wegen seines Ursprungs. Er ist der metaphysische Sohn Gottes. Und Jesus besteht darauf, dass er dieser Sohn Gottes ist.

Ähnlich verhält es sich mit dem Namen Davidssohn. Die Juden erwarteten den Messias aus dem Geschlechte Davids. Der Messias mußte nach ihrer Überzeugung ein Nachkomme Davids sein. Deswegen ist auch diese Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Matthäus nennt Jesus „Sohn Davids“, um zu betonen, dass er der vom Alten Testament verheißene Davidsproß, d.h. der Messias ist. Jesus hat auf diesen Titel nicht verzichtet, er hat ihn angenommen. Einmal haben zwei Blinde geschrien: „Erbarme dich unser, Sohn Davids!“ Sie wußten also, wer er ist. Jesus sprach zu ihnen: „Glaubt ihr, dass ich das tun kann, was ihr wollt, nämlich euch das Augenlicht zurückgeben?“ Sie sagten: „Ja, Herr.“ Da berührte er ihre Augen und sprach: „Nach eurem Glauben geschehe euch!“ Und ihre Augen öffneten sich. Das Wunder war eine messianische Tat, eines Tat des Sohnes Davids. Also noch einmal: Der Herr besteht darauf, der Sohn Davids zu sein. Aber er nennt sich selbst den Menschensohn. Warum?

Er möchte vermeiden, dass mit den vertrauten Begriffen Gottessohn und Davidssohn Mißbrauch getrieben wird, dass man ihn als einen politischen Messias versteht, wie er von den Maßgebenden Kreisen des jüdischen Volkes erwartet wurde, der die Besatzungsmacht aus dem Lande treibt, der die Steuern abschafft, der die Herrlichkeit des jüdischen Königtums wiederherstellt. Das wollte er vermeiden. Und deswegen nennt er sich den Menschensohn. Woher hat er diese Bezeichnung? Er hat sie aus dem Buche des Propheten Daniel. Daniel ist einer der großen Propheten des Alten Bundes, und er hatte in der Verbannung in Babylon eine Vision. „Es kam einer, der aussah wie ein Menschensohn auf den Wolken des Himmels. An ihm ist Glanz und Herrlichkeit. Er kommt bei dem Hochbetagten – das ist Gott – an. Man führt ihn vor denselben, und was geschieht da? Ihm ward Herrschaft, Ehre und Reich verliehen. Ihm müssen alle Völker, Nationen und Zungen dienen. Seine Herrschaft wird ewig dauern und kein Ende finden. Niemals wird sein Reich zerstört werden.“ Das ist die Gestalt, die Jesus auf sich bezieht. Dieser Menschensohn ist er. Er hat freilich das Bild des Menschensohnes verknüpft mit dem des Gottesknechtes, wie ihn der Prophet Isaias angekündigt hatte; denn er wollte ja nicht nur

der Menschensohn beim Gericht sein, nein, er wollte auch der Gottesknecht im Leiden sein. Im Bild, in der Bezeichnung, im Ausdruck Menschensohn vereinigen sich beide Aufgaben Jesu, sein erlöserisches Leiden und seine machtvolle Gerichtsbarkeit. Dieser Menschensohn ist Jesus von Nazareth, der Sohn Mariens. Er kam einmal auf die Erde in jener Nacht, als die Hirten wachten und Engel erschienen. Damals kam er in Ohnmacht und Schwäche. Bei seiner Wiederkunft wird er kommen in Macht und Kraft und Herrlichkeit.

Der Tag der Wiederkunft ist ungewiß. Die gläubigen Christen, meine lieben Freunde, haben stets mit dem Kommen des Herrn gerechnet. Die Menschen des 1. Jahrhunderts meinten, der Herr würde schon jetzt wiederkommen, bald nach der Katastrophe Jerusalems. Die Menschen des 6. Jahrhunderts haben es ebenfalls angenommen. Die Menschen des 10. Jahrhunderts waren fest überzeugt: Jetzt wird die Wiederkunft des Herrn sich ereignen. Haben sie sich geirrt? Nein. Sie haben lediglich die Verkündigung Jesu ernstgenommen. Sie haben in der Spannung der Erwartung und in der Sehnsucht der Hoffnung gelebt. Sie haben begriffen: Die Weissagung des Herrn muss aufgenommen werden in Ernsthaftigkeit. Was jederzeit eintreten kann, ist immer nahe. Auch unsere Zeit muss damit rechnen, dass der Herr kommt, sieghaft und unübersehbar. Dann werden ihn auch die sehen, die ihn durchbohrt haben.

Erneuern wir, meine lieben Freunde, heute am Beginn des neuen Kirchenjahres, unsere Hoffnung auf die Wiederkunft des Herrn! Sagen wir zu ihm:

Ja, Herr, du wirst kommen. Wie der Blitz aufzuckt im Osten und bis zum Westen leuchtet, so wirst du kommen. Du wirst kommen, wie das Schicksal kommt, unentrinnbar, denn du bist das Schicksal der Welt. Du kommst über alle, die dich sahen und doch nicht erkannten, die dich hörten und doch nicht verstanden, über Spötter und Hasser, über Trunkene und Träumende, über Zweifelnde und Verzweifelte, du, der Ausgestoßene, der Verkaufte, der Geschlagene, der Gekreuzigte, der Totgeschwiegene. Wie der Blitz wirst du hineinleuchten in das Dunkel ihrer Seelen. Wie der Blitz wirst du sie samt ihren Götzen zerschmettern. Wie brennende Glut wirst du ihr morsches Sein verzehren. Wie rollender Donner wird die Sprache deines Gerichtes sein. Und wenn das alles seinen Anfang nimmt, dann sehet auf, erhebet euer Haupt, denn es naht eure Erlösung. Ja, Herr, wir werden wissen, dass du es bist, du glühend Geliebter, du heiß Ersehnter, du einziger Gott über allen Götzen. Du unser Leben und unsere Liebe, du nie Gesehener und doch Gekannter, du unendlich Ferner und doch Allernächster, du, unser Herr und unser Meister. Wir wußten, dass du kommst. Unsere Augen spähten ab die grauen Horizonte nach dem ersten Dämmern deines Lichtes. Wir gingen dir entgegen in der Hoffnung auf dein Wort. Wir ließen hinter uns die satte Welt und bauten in der Wüste unsere Stadt und wölbten ragend ihre Tore weit wie unsere Sehnsucht. Geheimer König, wenn dein Banner über der Erde flattert, dann kehren wir Verbannte heim. Deinetwegen haben wir das Tier nicht angebetet und haben uns nicht preisgegeben um feilen Lohn. Wir kehren heim und bringen dir den Lobpreis deiner Größe dar. Auch du warst tot, geächtet und ausgestoßen, und du lebst. Du kommst, Tod und Trauer von uns zu nehmen und Klagen und Schmerz. Du kommst, uns zur ewigen Hochzeit zu führen, wo wir trinken werden von den lebendigen Wassern, wo unser Glauben zum Schauen wird. Und wir werden dein Antlitz sehen und dürfen deinen Namen tragen auf unserer Stirn. Und du, unser Gott, wirst unser Licht sein und unser Heil.

Herr, schon weilst du in unserer Mitte, verborgen zwar, aber schon schauen wir den Lichtsaum des Gewandes deiner Herrlichkeit. Maranatha, komm, o Herr!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Johannes, Rufer zur Umkehr

04.12.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Es trat ein Mann auf, der war von Gott gesandt. Er kam als Zeuge, um Zeugnis abzulegen für das Licht, damit alle zum Glauben kommen.“ So beschreibt der Evangelist Johannes den Täufer Johannes. Johannes kam als Bußprediger und Vorläufer des Messias. Er hatte sich nicht selbst dazu gemacht, sondern er war von Gott bestellt worden. Es trat ein Mann auf, der war von Gott gesandt.

Johannes war ein Berufener. Die Sendung durch Gott gab ihm die Kraft, vor den König und vor das Volk zu treten; dem König zu sagen: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben!“ und dem Volke zu verkündigen: „Ihr Schlangenbrut, wer hat euch gelehrt, dem Gerichte zu entgehen?“

Johannes kannte die Grenzen seiner Berufung. Das Volk, die Priester und die Leviten forschten ihn aus. Sie hatten ihre Vermutungen, wer er sein könnte. „Bist du der Messias?“ „Ich bin es nicht,“ entgegnete Johannes. Sie forschten weiter. Nach ihrer Zukunftserwartung sollte dem Messias der wiederkommende Elias vorausgehen. „Bist du Elias?“ „Ich bin es nicht.“ Die Abgesandten fragten weiter, ob er der Prophet sei. Der hier gemeinte Prophet ist ein bestimmter Prophet, der nach der Zukunftserwartung der Juden dem Messias und dem Elias vorausgehen sollte. Johannes antwortete: „Ich bin es nicht.“ „Ja, wer bist du denn dann?“ „Ich bin ein Rufer in der Wüste. Machet gerade die Wege des Herrn, füllet aus jedes Tal, traget ab jeden Berg!“ Johannes will nicht mehr sein als das, wofür ihn Gott berufen hat: ein Rufer in der Wüste. Er sieht ein Volk vor sich, das sich im Heil zu befinden meint, in Wahrheit aber vom Gericht bedroht ist. In seiner Selbstgefälligkeit, in seiner Selbstgerechtigkeit droht ihm das Gericht. Und deswegen fordert er auf zur Bekehrung: „Bekehret euch!“ Er erinnert an den richtenden und den rächenden Gott, nicht aus Sadismus, sondern um den Weg zum rettenden Gott zu weisen. Nur wirkliche Umkehr, nur Abkehr von den bisherigen Wegen, nur Hinwendung zu Gott kann vor dem Gericht bewahren.

Diese Aufgabe und auch seine Herkunft machten Johannes tatsächlich zu einem Propheten. Der Herr sagt es ja: „Er ist ein Prophet, aber noch mehr als ein Prophet.“ Er ist der Vorläuferprophet. Die Propheten haben, ähnlich wie Johannes, dem Volke das Gericht verkündet, wenn es nicht umkehrt, wenn es sich nicht abwendet von falschen Göttern, wenn es sich nicht hinwendet zum wahren Gott. Johannes fordert zur Umkehr auf. Auch der Messias Jesus Christus ruft zur Umkehr. Markus berichtet am Beginn seines Evangeliums, dass Jesus nach der Gefangennahme des Johannes nach Galiläa kam und die Frohe Botschaft vom Reiche Gottes predigte. Er sprach: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes hat sich genaht. Kehrt um, bekehret euch!“ Die Aufforderung zur Bekehrung bleibt ein grundlegender Bestandteil der Verkündigung Jesu. Die Jünger fragten einmal Jesus, wer der Größte sei im Himmelreich. Da stellte er ein Kind unter sie und sagte: „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie ein Kind, könnt ihr in das Himmelreich nicht eingehen.“

Einige kamen zu Jesus und erzählten ihm, dass Pilatus eine Reihe von Galiläern beim Opfer getötet hatte. Pilatus war ein grausamer Mann. Er haßte die Juden. Und so hat er Galiläern, denen er oftmals mißtraute, beim Opfer den Tod bereitet. Jesus antwortete denen, die ihm das berichteten: „Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr genauso umkommen.“ Wieder andere erzählten ihm, dass ein Turm in Siloah umgestürzt sei und 18 Menschen begraben hätte. Sie fragten, ob sie schuldiger seien als die anderen Menschen. „O nein“, sagt Jesus, „wenn ihr nicht umkehrt, werdet ihr genauso zugrunde gehen.“

Umkehr, Bekehrung ist es, was der Messias erwartet. Diese Umkehr wird, wenn sie die Menschen und die Einrichtungen ergreift, Reform genannt. Reform ist die Veränderung eines Zustandes von Einstellungen und Einrichtungen, der als mangelhaft und ungenügend erkannt ist. Reform ist etwas anderes als Revolution oder als Restauration. Revolution ist Bruch mit der Vergangenheit, Bruch mit dem Bestehenden; Restauration besagt Wiederherstellung des Vergangenen, eines früheren Zustandes. Reform dagegen beruht auf dem Willen zu Veränderung, der bewußt an Bestehendes anknüpft, auf Kontinuität bedacht ist und den Traditionsbruch vermeidet. Reformen bewahren die Identität der sich reformierenden Gesellschaft und erneuern sie aus ihren eigenen Wurzeln. Reform in der Religion besagt Umkehr, Abwendung von falschen Wegen, Wandel und Wendung hin zum lebendigen Gott. Reform in der Kirche besagt Umkehr zur wirklichen und wirksamen Nachfolge Christi.

Reformen bedürfen des Anstoßes. Sie bedürfen der Männer und Frauen, die vom Heiligen Geist erweckt sind und von Gott gesandt werden wie Johannes, die aus heiligem Eifer für Gottes Sache die Umkehr anderer in Angriff nehmen. Jede Reform setzt die Erneuerung bei sich selbst voraus. Johannes war ein solcher Reformierender. Er begann die Reform bei sich selbst. Sein Sein predigte lauter und wirksamer als seine Worte. Er fing die Reform, die Erneuerung, bei sich selbst an. So müssen Reformierende sein. Sie müssen zuerst die eigene Bekehrung erlebt haben, um andere bekehren zu können. Nur von Verwandten können Wandlungen ausgehen. Von dem großen bayerischen Bischof Sailer stammt das schöne Wort: „Sei du zuerst selber, was andere durch dich werden sollen!“ Sei du zuerst selber, was andere durch dich werden sollen!

Die Reformierenden, die Gott erweckt, sind ausgezeichnet durch unerschütterlichen Glauben, ungeheuchelte Frömmigkeit, echte Sittenreinheit. Selbsternannte und weichlich lebende Liberale sind keine Reformierenden! Die Reformierenden, die Gott erweckt, sind von der Liebe zu Jesus und zu seiner Kirche getragen. Berufsmäßige Kirchenkritiker sind keine Reformierenden! Die Reformierenden, die von Gott kommen, stehen in der heroischen Nachfolge Christi. Bequeme Schreibtischredner sind keine Reformierenden!

Heute ist viel von Reformen die Rede, Professoren, ach, Politiker, Journalisten sprechen und schreiben über Reformen, die angeblich notwendig sind. Ich frage zunächst einmal: Sind es Reformierende, die Reformen fordern? Zeichnen sie sich aus durch einen ungebrochenen Glauben, tiefe Frömmigkeit, sittliche Lauterkeit? Ist ihr Leben ein Sittenspiegel? Sind sie die Sieger, die Weltüberwinder, die Christen mit heroischen Tugenden? Sind sie streng gegen sich selbst? Halten sie Nachtanbetung? Haben sie in der Wüste gelebt und sich von Heuschrecken und wildem Honig genährt? Sind sie von brennendem Eifer erfüllt, Menschen für die heilige Religion zu gewinnen? Kann man von ihnen sagen: Der Eifer für dein Haus verzehrt mich? Ich fürchte, dass die allermeisten derjenigen, die heute nach Reform rufen, Pseudoreformierende sind, keine Christen, die durch ihr vorbildliches Leben andere anspornen und beschämen. Viele Pseudoreformierende unserer Tage sind selber der Reform bedürftig. Der CDU-Mann Wulff und der SPD-Mann Vogel, beide katholisch, fordern Reformen. Sie sollten bei sich anfangen. Beide sind geschieden und ungültig wiederverheiratet. Sie sollten ihre eigenen Verhältnisse in Ordnung bringen, das wäre der Beginn einer Reform. Der Schweizer Theologe Küng ruft seit Jahrzehnten nach Reformen, aber er ist inzwischen vom katholischen Glauben abgefallen. Die Männer und Frauen, die heute in der Kirche und in der Öffentlichkeit das große Wort führen und nach Reform rufen, sind keine Reformierenden, sie sind Anpasser. Sie wollen die Menschen nicht zum Glauben, zur Frömmigkeit und zur Sittenreinheit führen, sie wollen Glaube und Sitte an eine außer Rand und Band geratene Gesellschaft anpassen! Anpassung der Lehre und der Ordnung der Kirche an die schlimmen tatsächlichen Verhältnisse ist keine Reform, sondern Deformierung! Nicht der Glaube und die Gesetze sind zu verändern, sondern das Verhalten der Menschen muss sich ändern, muss sich dem Glauben und der Ordnung der Kirche nähern. Kein Naturwissenschaftler sucht die Naturgesetze zu ändern, sondern er will sie erforschen, um sich dann danach richten zu können. Kein Theologe kann die Wahrheit und die Ordnung Gottes ändern; ein jeder muss sie zu erkennen suchen und danach leben.

Häufig ist die Rede vom Reformstau. Meine lieben Freunde, was hier gestaut wird, sind nicht Reformen, das ist der Versuch, die Selbstzerstörung der Kirche zu unterbinden. Was hier gestaut wird, das sind Attentate, Anschläge auf das Wesen und die Aufgabe der Kirche. Wie immer – wie immer! – stoßen sich die Pseudoreformierenden an den Geboten der geschlechtlichen Sittlichkeit, welche die Kirche verkündet. Was soll sich ändern? Freigabe der Homosexualität, freie, ungehemmte Empfängnisverhütung.

tung, Ehescheidung und Wiederverheiratung. Das ist keine Reform, das ist Auflehnung gegen den Willen Gottes! Dem Pseudoreformern ist das Priestertum in seiner Stellung und in seiner Lebensform lästig. Es stört sie. Die Priester sollen so leben wie alle anderen. Wie sie sich das Priestertum vorstellen, das ist klar: Streng bemessene Arbeitszeit, Gehaltstabelle, wo man immer höher steigt im Gehalt, reichlich Urlaub, möglichst frühzeitiger Ruhestand, um dem Hobby nachgehen zu können, reichlich bemessene Pension, vor allem aber: der Priester soll heiraten, damit er leben kann wie alle anderen. Den Priesterzugang, den Zugang zum Priestertum verbilligen ist keine Reform, sondern Beeinträchtigung des Priestertums. Den Priestern Frauen verschaffen, bringt der Kirche keine Erneuerung, sondern eine Verarmung. Dann fällt der lebendige Beweis hin, dass es möglich ist, den Trieb zu beherrschen. Dann fällt der Beweis hin, dass geschlechtliche Enthaltbarkeit möglich ist. Dann fällt die Nachfolge Christi in der ehelosen Lebensform. Dann fehlen der Kirche die Männer, die um Gottes willen auf hohe menschliche Werte, wie es die Ehe ist, verzichten. Dann gibt es nicht mehr die Zeugen, die mit ihrem Verzicht für jenen Zustand zeugen, wo sie nicht mehr heiraten noch verheiratet werden. Die Ehe, die die Reformer, die Pseudoreformer für die Priester wünschen, sieht wie folgt aus: Anschluß an das Zweikindersystem, freie Empfängnisverhütung, Möglichkeit der Ehescheidung, Zulässigkeit einer weiteren Verbindung. Das ist die Ehe, die die Pseudoreformer für die Priester vorsehen.

Ein weiterer Punkt der Pseudoreformer ist der Ruf nach dem Priestertum oder Diakonat für das weibliche Geschlecht. Frauen die Weihe erteilen ist keine Bereicherung der Kirche, sondern ihre Anpassung an nichtkatholische Denominationen. Die Kirche kann Frauen nicht weihen, weil sie damit gegen Gottes Gebot verstoßen würde. Es liegt nicht am Reformstau, sondern am Gehorsam gegen Gottes Gebot, dass die Kirche keine Frauen weiht. Der Hauptgrund für den Vorbehalt der Weihe für Männer ist der folgende. Der katholische Priester ist Repräsentant und Stellvertreter Jesu Christi, des Logos, des auf Erden erschienenen Gottessohnes. Der Logos ist als Mann erschienen, er ist als Mann in die Welt eingetreten, und deswegen muss der Priester ihm möglichst angenähert werden, auch in der Lebensform.

Die Pseudoreformer vergreifen sich am innersten Heiligtum der Kirche. Sie wollen Personen, die im Zustand der schweren Sünde leben, den Leib des Herrn gereicht wissen. Kommunionunwürdigen die Kommunion reichen ist keine Reform, ist eine Herausforderung Gottes. In der heiligen Kommunion wird dem richtig vorbereiteten Gläubigen der wahre Leib des Herrn gereicht. Das Minimum an Vorbereitung besteht darin, dass man frei ist von schwerer Sünde. Wer anders lehrt, verfehlt sich gegen Gottes Gebot, auch wenn er ein Bischof ist! Personen eines anderen Glaubens am Gemeinschaftsmahl der katholischen Kirchenglieder teilnehmen lassen ist keine Reform. Die heilige Kommunion, meine Freunde, ist Kennzeichen und Stärkungsmittel der katholischen Christen. Kommuniongemeinschaft setzt Glaubensgemeinschaft und Kirchengemeinschaft voraus. Erst muss man sich im Glauben zu der Kirche Gottes bekennen, dann kann man auch die Gabe dieser Kirche empfangen. Wir wünschen, dass alle nichtkatholischen Christen mit uns zum Mahle des Herrn schreiten dürfen. Wir wünschen es. Aber der Weg dazu führt über den Anschluß an unsere Kirche.

Die Pseudoreformer möchten die Masse der Gläubigen zu Entscheidungsträgern in der Kirche machen. Sie möchten die Hierarchie entmachten. Es ist klar, warum sie auf die Masse setzen, denn die Masse ist anfällig für ihre Thesen; die Masse ist verführbar. Demokratisierung der Kirche heißt ihr Losungswort. Aber die Kirche ist keine Demokratie und sie kann es nicht sein, weil Christus es anders gewollt hat. Die Kirche demokratisieren wollen ist die unzulässige Übernahme eines zeitgeistigen Modells. Es hat auch andere Modelle der staatlichen Regulierung gegeben. Es gab den monarchischen Staat, es gab die Diktatur, es gab den autoritären Staat. Wenn die Kirche sich jeweils dem herrschenden Modell anpassen wollte, wäre sie ja fortwährend mit ihrer Verfassung in Bewegung. Sie muss sich aber zu dem halten, was der Herr ihr zugesprochen hat. Die Kirche wird nicht durch Mehrheitsbeschlüsse und Memoranden erneuert, sondern durch die von dem einzelnen Gläubigen an sich selbst zu vollbringende Arbeit, durch Bekehrung von sich selbst. Wir brauchen nicht einen neuen Glauben, wir brauchen eine neue Gläubigkeit. Wir brauchen keine neuen Gesetze, sondern wir brauchen den Gehorsam gegen die bestehenden.

Johannes war kein gemütlicher Mann. Er war ausgesprochen ungemütlich. Gemütlichkeit ist keine christliche Kategorie. Ich fürchte, dass wir es uns in der nachkonziliaren Kirche zu gemütlich gemacht haben. Wir sollten auf Johannes den Täufer schauen, auf seine Verkündigung und auf sein Leben. Gewiß, ein Prediger der Umkehr, ein Prediger des Gerichtes macht sich nicht beliebt. Aber Beliebtheit ist wiederum keine christliche Kategorie. Wenn mir die Mutter eines Priesters sagt: „Mein Sohn, der Priester, ist so beliebt“, dann frage ich: „Woher stammt seine Beliebtheit? Vielleicht weil er allem durch die Finger sieht? Vielleicht weil er das tut, was die Masse in ihrem unerleuchteten Sinn begehrt?“ Nein, wir müssen uns an Johannes halten, den Bußprediger und den Vorläufer des Herrn. Wir alle stehen in seiner Spur. Die Furcht Gottes bleibt immer noch der Anfang der Weisheit. Und noch immer wird uns das ewige Heil nicht mit der Hausbar an unsere Tische herangeschoben. Noch immer leidet das Himmelreich Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Freude aus dem Glauben

11.12.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Freuet euch! Wiederum sage ich: Freuet Euch! Denn der Herr ist nahe.“ Das ist die Lesung, die Epistel des heutigen Sonntags, und nach ihr nennt man diesen Sonntag „Gaudete“. Das ist ein lateinisches Wort, das heißt: Freuet euch. Dieser Aufruf zur Freude kommt aus dem Gefängnis, aus dem Gefängnis des Nero in Rom. Dort ist der Apostel Paulus gefangen. Sein Prozeß ist noch lange nicht zu Ende, und wir wissen, wie er enden wird: mit dem Todesurteil. Und doch schreibt er: „Freuet euch! Ich sage es noch einmal: Freuet euch! Denn der Herr ist nahe.“ Ihm, dem Gefangenen in Rom, kann man die Freude nicht rauben, denn er schreibt im selben Briefe: „Auch wenn ich mein Blut vergießen muss zum Opfer und zur Weihe eures Glaubens, so bin ich dennoch froh und freue mich mit allen.“ Ihm kann keiner die Freude rauben. Und sein Aufruf zur Freude ist deswegen keine billige Reklame, sondern kommt aus einem bewährten Herzen.

Freude ist die Befriedigung, die sich einstellt, wenn der Mensch das Gut, das er erstrebt, erlangt hat. Diese Befriedigung hängt mit dem Frieden zusammen. Freude und Frieden gehören zusammen. Wahre Freude ist Ausdruck der Erlangung des Friedens. Freude ist nicht Wohlbehagen oder Rausch. Diese Empfindungen betreffen ja nur den Körper. Aber die Freude ergreift das Herz. Das Herz ist der Sitz der Freude.

Wir unterscheiden sinnliche und geistige Freuden. Die geistigen Freuden fließen aus der geordneten Betätigung unserer körperlichen und geistigen Kräfte. Wir freuen uns, wenn wir ein Werk vollbracht haben. Wir freuen uns, wenn eine Arbeit gelungen ist. Die sinnlichen Freuden sind mit dem geregelten Ablauf der lebensnotwendigen Triebe verbunden. Wir freuen uns über eine ruhige Nacht. Wir freuen uns über ein gutes Mahl. Alle Freuden müssen vom vernünftigen Willen beherrscht sein. Was gegen die Vernunft ist, kann keine Freude bringen. Die Voraussetzung wahrer Freude ist auch ein gutes Gewissen. Ein böses Gewissen macht unruhig, unzufrieden, ängstlich und hat Scham zur Folge. Damit kann Freude nicht bestehen. Vernunft und gutes Gewissen sind Voraussetzungen für wahre Freude.

Die christliche Freude wächst aus der Gemeinschaft mit Gott und dem liebenden Umgang mit seinen Geschöpfen. Gott selbst ist der Urquell und der höchste Gegenstand der Freude. Dass Gott existiert, dass wir nicht allein sind im unermesslichen Weltenraum, das ist ein Grund, ein unerschöpflicher Grund zur Freude. Dass Gott ein Vater ist, zu dem man Zutrauen haben kann, ein Vater, der jede irdische Vaterschaft unermesslich übersteigt, das ist ein Grund zur Freude. Dieser ewige Vater hat seinen eingeborenen Sohn auf die Erde gesandt, damit er die Menschheit, die das Verderben vom Stammvater geerbt hatte, zu ihm zurückführe. „Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen und hat Fleisch angenommen.“ Dieser Jesus, dieser Logos, dieser Sohn Gottes führt die Heilszeit herauf, und deswegen ist seine Botschaft eine frohe Botschaft. Euangelion, das heißt Frohbotschaft, Heilsbotschaft. Jesus führt die Herrschaft Gottes herauf. Er bringt die Erlösung. Er stellt die beglückende Gemeinschaft mit Gott wieder her. Und deswegen hat er sein Wirken als eine Heils- und Freudenzeit verstanden.

Es kamen einmal die Jünger des Johannes zu ihm und sagten zu ihm: „Wir fasten, wir Jünger des Johannes, und die Pharisäer fasten auch, aber deine Jünger fasten nicht.“ „Ja“, sagt Jesus, „wie sollen denn die Hochzeitsgäste fasten, solange der Bräutigam bei ihnen ist?“ Er ist der Bräutigam, und die Hochzeit ist die Zeit seines Wirkens. „Wenn er von uns genommen wird, der Bräutigam, dann werden meine Jünger fasten“, sagt der Herr.

Die Freude ist ein Bestandteil des Reiches Gottes. Der heilige Paulus sagt es klipp und klar: „Das Reich Gottes ist Friede, Freude und Gerechtigkeit im Heiligen Geiste.“ Friede, Freude und Gerechtigkeit im Heiligen Geiste. Viele Zeitgenossen, auch solche, die mit uns die Taufe und vielleicht sogar den Glauben teilen, sind der Meinung, dass der Freudenbecher der Christen recht dürftig gefüllt ist. Sie denken an die vielen Gebote und Verbote. Sie erinnern sich an das, was der Herr gesagt hat: „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert.“ Sie halten Jesus nicht für einen Freudenbringer, sondern für einen Freudendieb. Meine lieben Freunde, ich möchte versuchen, Ihnen zu zeigen, dass das Christentum tatsächlich die Religion der Freude ist.

Eine Freude, ein unerschöpflicher Brunnquell der Freude ist der christliche Glaube. Wer glaubt, weiß um Gott. „Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen“, so singt Schiller in seinem Hymnus an die Freude. Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen. Wer glaubt, weiß um Gottes Vaterschaft, weiß um seine Vorsehung. Über uns waltet nicht ein augenloses Schicksal, über uns wacht das Auge des allmächtigen und barmherzigen Gottes. Der gläubige Mensch spricht: „Mein Gott bist du, in deiner Hand sind meine Geschicke.“ Er spricht: „Du sorgst weit mehr für mich, als ich selbst für mich sorgen kann.“ Er sagt: „Was du mit mir tust, kann nicht anders als gut sein.“ Alles Worte aus dem wunderbaren Buche von der Nachfolge Christi, das ich Ihnen nicht genug empfehlen kann. Wer glaubt, kennt den Heiland Jesus Christus. Wir machen manche Bekanntschaften, aber es gibt keine Bekanntschaft, die beglückender und notwendiger ist als die Bekanntschaft mit unserem Heiland Jesus Christus. „Mein jetziges Leben im Fleische ist ein Leben im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Galatien. Mein jetziges Leben im Fleische ist ein Leben im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat. Hören wir, was der fromme Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi zu der Gemeinschaft mit Christus zu sagen hat: „Ohne Freund kann dir nicht wohl sein. Wenn Jesus nicht der erste Freund ist, wirst du immerzu nur traurig und verlassen sein. Denn dieser Freund ist treu. Er geht mit uns. Er geht sogar mit uns durch das dunkle Tor des Todes. Ist Jesus bei dir, so ist alles gut und alles leicht. Ist Jesus nicht bei dir, ist alles bitter und hart. Ohne Jesus sein, das ist eine ganze Hölle; mit Jesus sein, das ist eine Wonne des Paradieses. Wer ohne Jesus lebt, der ist von allen Armen der Ärmste, wer aber gut mit Jesus steht, der ist von allen Reichen der Reichste.“ Alles Worte aus dem Buche von der Nachfolge Christi. Dass Jesus zu uns gekommen ist, meine lieben Freunde, das ist ein Grund zur Freude. Bald werden wir wieder hören, was der Engel auf den Fluren von Bethlehem verkündet: „Ich verkünde euch eine große Freude, denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Dass Gott sich aufgemacht hat, die Menschen von der Schuld und von der Verdammnis zu befreien, dass er sich erniedrigte und Menschengestalt annahm, dass er ein unerhört schweres Leben auf sich nahm, dass er mißhandelt und getötet werden wollte, das ist wahrhaftig ein Grund zur Freude. „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.“ Es ist bezeichnend, dass der Apostel Paulus hier in der Einzahl spricht: „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.“

Der Glaube vermittelt uns diese Wahrheiten, diese tröstlichen, diese niemals endenden Wahrheiten. Wer glaubt, hat auch die rechten Maßstäbe. Er weiß zu ermessen, was sich im Leben lohnt und was nicht lohnt. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ Was kann er als Lösegeld für seine Seele geben? Nichts! Der Glaube gibt uns die rechte Ordnung der Werte. Der Glaube ist auch, wiederum nach einem Wort des Apostels, „der Sieg, der die Welt überwindet.“ Wir alle leiden ja unter der erbsündlichen Konkupiszenz, der Begierlichkeit. „Sie bleibt dem Menschen“, sagt das Konzil von Trient, „auch nachdem die Schuld der Erbsünde vergeben ist, zum Kampfe.“ Wir spüren diese Konkupiszenz, diesen Zunder der Sünde, fomes peccati, wir spüren ihn. Aber wer glaubt, ist imstande, die Versuchung zu überwinden. Wer glaubt, ist fähig, die Triebe zu beherrschen. Wer glaubt, ist imstande, Tugenden zu erwerben. Der Glaube verleiht Kräfte, die den Menschen befähigen, Verlockungen und Drohungen zu widerstehen.

Dieser Glaube verschafft uns auch das Heil. Wer glaubt, der kennt den, der gesagt hat: „Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten.“ Glaube ist ein Verkosten und ein Vorkosten jenes Erkennens, das uns einst beseligend wird. Der Glaube macht sehend. Nicht bloß Spiegel-Leser wissen mehr – von dieser Welt! –, sondern auch Gläubige wissen mehr. Der Gläubige sieht nämlich über das irdische Leben

hinaus. Das Auge des Christen schaut hinein in die Ewigkeit. Gläubige wissen mehr als Ungläubige, Gläubige sehen weiter als Ungläubige, Gläubige blicken tiefer als Ungläubige.

Von August Bebel, dem Begründer der deutschen Sozialdemokratie, der ja ein Atheist war, stammt das bedenkenswerte Wort: „Wenn es einen Himmel gibt, dann sind wir alle die Gelackmeierten“ – wir Ungläubige. „Wenn es einen Himmel gibt, dann sind wir alle die Gelackmeierten.“ Wer glaubt, weiß um das kommende Gericht, harret auf den wiederkommenden Herrn. „Freuet euch allezeit, freuet euch, denn der Herr ist nahe!“ Der Herr wird kommen, meine lieben Freunde, und uns nicht betrügen. Er wird kommen, wie das Schicksal kommt, denn er ist das Schicksal. Dann kommt der große Ausgleich. Dann wird die Tugend belohnt und das Laster bestraft. Dann wischt Gott alle Tränen von unseren Augen.

Wer glaubt, kennt den Willen Gottes, seine Gebote und seine Verbote. Er baut nicht an einer menschlichen Moral, wie das Immanuel Kant versucht hat, denn er besitzt eine göttliche Sittenlehre. „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote“, sagt Jesus zu dem reichen Jüngling. Gestatten Sie mir, meine lieben Freunde, dass ich ein Geständnis ablege. Das Christentum war immer der Inhalt meines Lebens, aber ich war immer auch besonders beglückt über die Gebote, weil ich wußte. Wenn ich mich daran halte, gehe ich nicht in die Irre, gleite ich nicht ab in den Schlamm. Es ist ganz falsch, die Gebote als Einschränkung der Freiheit zu empfinden. Die Gebote machen uns frei von der Knechtschaft der Triebe, des Begehrens, der Sucht. Die Gebote der Kirche sind genauso wenig ein Zwang wie die Wegweiser an den Wegkreuzungen. Sie sind ebensowenig ein Zwang wie die Sterne, nach denen der Seemann ausschaut. Die Gebote sind Schutzwälle und Schutzmauern des sittlichen Lebens. Es muss Zäune geben zur Abgrenzung, es muss Mauern geben zur Stütze, es muss Schilder geben zur Warnung. So muss es auch Normen des religiösen und sittlichen Lebens geben, damit der Mensch nicht vergißt, was Gott und die Kirche von ihm verlangen.

Das Volk Israel hat um den Segen der von Gott geoffenbarten Gebote gewußt, Es war dankbar dafür und stolz, dass Gott zu ihm gesprochen und ihm seinen Willen kundgetan hat. In einem Psalme heißt es: „Er kündete Jakob sein Wort, seine Gesetze und Rechte Israel. So tat er nicht jedem Volk. Seine Gebote machte er ihnen nicht kund.“ Das ist der Stolz und das Glück des israelitischen Volkes über die Gebote Gottes. Keine Einengung, sondern Befreiung vom Sog des Animalischen, von der Sucht nach den kümmerlichen irdischen Schätzen.

Eine Freude, meine lieben Freunde, ist auch das christliche Gotteshaus. Unsere Kirchen haben eine doppelte Funktion: sie sind Weihegeschenke an Gott und Stätten der Gottesverehrung der Menschen. Die Menschen, die hierher kommen, sollen zur Anbetung gestimmt und erhoben werden. Die heiligen Stätten sind auf Erden das, was die Sterne am Firmamente sind: Quelle des Lichtes, der Wärme und des Lebens. Die Christen sollen gern in ihren Kirchen verweilen, deswegen statten wir sie auch so schön aus, soweit es in unseren Kräften steht. Wer fühlt sich nicht beglückt in den herrlichen Kirchen, die wir im Lande Bayern finden? Wer ist nicht erfreut, wenn er den Jubel in barocken und Rokokokirchen sieht? Aber ebenso erhoben wird er vom Dom zu Speyer mit seiner romanischen Würde, mit seinen gewaltigen Mauern, die uns eine Ahnung von der Majestät Gottes vermitteln. Die Anglikaner haben in London die schönsten Kirchen in die Arbeiterviertel gebaut. Sie wollten den Arbeitern eine Ahnung von ihrer Würde, von ihrer Menschenwürde, von ihrer Christenwürde vermitteln.

Die Kirchen bieten uns Gläubigen eine Heimat. In ihnen lebt der Glaube, in ihnen wird das Opfer Christi dargebracht, in ihnen wird die heilige Speise gereicht, in ihnen wartet der Herr auf unseren Besuch. Wenn man an einem Ort fremd ist, aber eine katholische Kirche findet, jedenfalls ist es mir immer so gegangen, dann ist man beglückt, weil man eine Stätte der Beheimatung, der Geborgenheit, ein Zuhause gefunden hat. Das Volk Israel war beglückt über den Tempel in Jerusalem. Im Psalm 121 hat es gesungen: „Ich freute mich, als man mir sagte: Wir wallen zum Hause des Herrn.“ Und im 84. Psalm jubelt der Beter: „Wie lieblich sind deine Gezelte, o Herr der Heerscharen.“

Eine Freude, meine lieben Freunde, ist der christliche Gottesdienst. Gottesdienst ist eine Huldigung des Verstandes, des Herzens und des Mundes an Gott, ein vollkommener innerer und äußerer Lobpreis des erhabenen, heiligen, unsterblichen Gottes. Der Mensch muss anbeten, weil Gott der Herr und er sein Geschöpf ist. Der Mensch darf aber auch anbeten, weil sein Dienst Gott wohlgefällig ist. Mir sagte einmal eine junge Dame: „Der Gottesdienst gibt mir nichts.“ Er gibt ihr deswegen

nichts, weil sie dem Gottesdienst nichts gibt. Zum Gottesdienst muss man den Glauben mitbringen, die Liebe, die Aufmerksamkeit und die Andacht. Der Gottesdienst benötigt einen klaren Verstand und ein liebendes Herz. Dann wird der Gottesdienst einem etwas geben. Die Schönheit des Gottesdienstes läßt uns niedergedrückte Menschen die Herrlichkeit Gottes schauen. Der Gottesdienst erhebt den Menschen über sein Werken und Schaffen zu der erhabensten Fähigkeit, deren er fähig ist. Kein Wesen auf dieser Welt vermag anzubeten außer dem Menschen. Im Gottesdienst erleben wir Menschen unsere Würde. Wir dürfen Gott nahen, wir dürfen ihm dienen, wir dürfen ihm opfern, wir dürfen zu ihm beten.

Der Großstadtapostel Carl Sonnenschein, einer der großen Sterne meiner Jugendjahre, hat einmal geschrieben: „Geh nicht wegen des Priesters und nicht wegen der Predigt zum Gottesdienst, sondern Gottes wegen! Schau zum Altar. Brennt die rote Lampe in der schwankenden Ampel? So brenne auch deine Seele zu Gott!“ Der christliche Sonntag, der Tag des Herrn, ist eine Freude. Der Sonntag ist tatsächlich die Sonne unserer Tage. Wir dürfen ruhen, wir dürfen uns der Muße hingeben, wir dürfen beten, wir dürfen Gottesdienst halten, wir dürfen uns besinnen, unser Leben neu ausrichten auf Gott und die Ewigkeit. Der Sonntag hebt die Menschen über sich hinaus, taucht sie ins Unendliche, verbindet sie mit dem Göttlichen, stellt in das Tal der Erde den Glanz des Transzendenten. Der Sonntag darf den Menschen nicht genommen werden.

Ich habe in meiner Jugend einmal die Gedichte des Arbeiterdichters Heinrich Lersch gelesen. Eines dieser Gedichte ist mit unvergeßlich, nämlich da, wo er den Sonntag preist. Er spricht von der Maloche, von der harten Arbeit des Tages als Kesselschmied. Aber der Sonntag, sagt er, der schließt uns die Tore auf, da sind wir alle gleich an der Kommunionbank. So hat damals, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Arbeiterdichter Heinrich Lersch geschrieben. Der Sonntag ist in Gefahr. Wir wissen, dass viele Tätigkeiten auf den Sonntag verlegt werden, die besser in der Woche erledigt würden. Aber es gibt gelegentlich einen Lichtblick. Der Stadtrat von Siegen, einer Großstadt, hat beschlossen, dass es im Jahre 2012 keinen verkaufsoffenen Sonntag geben wird. Die katholische Arbeitnehmerschaft mit anderen Verbündeten hat diesen Beschluß durchgesetzt. Die einkaufen wollen, können es auch in der Woche tun, sie müssen nicht den Sonntag dazu hernehmen.

Der Glaube ist eine Freude, denn er kündigt uns von Gottes Barmherzigkeit, er kündigt uns von seinem Frieden, von seiner Verzeihung. Wir wissen, dass Gott die verlorenen Söhne und die verlorenen Töchter in seine Arme schließt, wenn sie in Reue und Zerknirschung zu ihm sich aufmachen. In der Kirche ist die Heimkehr der bekehrten Sünder geradezu institutionalisiert. Die Kirche hat ein eigenes Sakrament der Versöhnung, das Bußsakrament. Beicht macht leicht. Psychiater können vielleicht eine seelische Entlastung bringen, der katholische Priester, der die Lossprechung erteilt, befreit von der Schuld, was kein Mensch kann, sondern nur Gott durch seinen unwürdigen Diener. Die Lossprechung erneuert die Freundschaft mit Gott, führt den Heiligen Geist in die Seele. Das Bußsakrament ist ein Ventil für Lebensunlust und Lebensüberdruß, für den furchtbaren Druck der Schuld. Die Beicht ist keine Tyrannei der Gewissen, sie ist eine Befreiung von der Tyrannei der Schuld.

Gewiß, die Freudenbringer, die ich versucht habe Ihnen vorzustellen, meine lieben Freunde, sind keine Allerweltsfreude. Sie sind kein betäubendes Trinken aus dem Becher der Lust, kein Austoben in nächtlichen Gelagen bei Bacchus und bei der Venus und beim dunklen Dionysos. Von jenen, die sich hemmungslos solchen Freuden überlassen, sagt Paulus, der Prediger der christlichen Freude: „Ihr Ende ist das Verderben, ihr Gott ist der Bauch.“ Christus der Herr will, dass wir die Freuden dieser Erde ohne schalen Nachsatz trinken. Er gönnt uns die Freude. Gott verwehrt uns die Freude nicht. Wir dürfen erhebende Musik hören, wir dürfen uns der Lektüre guter Bücher hingeben, wir dürfen uns der Natur, der Bewegung, des Sports erfreuen, wir dürfen den Fernsehapparat aufdrehen, um uns zu bilden. Aber über den Freuden dieser Welt steht die Freude der Religion, des Glaubens. Christus ist ein Freudenbringer, nicht nur in dem, was er verbietet, sondern in dem, was er uns schenkt. Er schenkt sich nämlich uns selbst. Richtig verstanden, kann einem gläubigen Christen keine Verzweiflung mehr ankommen, denn ihm bleibt eine Hoffnung, ihm bleibt eine Zuversicht, ihm bleibt eine unaufhebbare Freude. Bei den Christen gibt es keine letzte Trostlosigkeit, denn Christus, weiß der gläubige Christ, Christus ist erstanden und hat den Weg für uns freigemacht zum ewigen Leben. „Ich bin die Auferstehung und das Leben“, so beten wir am Grabe unserer Verstorbenen. „Wer an mich glaubt, der wird

leben in Ewigkeit.“ Seitdem der Christ den bitteren Tod nicht mehr als bleibende Vernichtung fürchten muss, gilt für ihn das Wort „umsonst“ nicht mehr. Umsonst gearbeitet, umsonst gerungen, umsonst geliebt, umsonst gelebt. Dieser Gedanke ist selbst für den lebenslustigsten Ungläubigen die Zerstörung aller Freude. „Wir leben nicht wie jene, die keine Hoffnung haben.“ Die Freude an Christus mag in diesem Leben noch gedämpft sein. Sie ist erst die schwache Morgenröte einer kommenden Freude. „Der Friede Christi, der jedes Begreifen übersteigt, wird eure Gedanken und eure Herzen in Christus Jesus behüten.“ Im selben Brief an die Philipper schreibt Paulus: „Denn Christus ist für mich Leben, und Sterben ein Gewinn. Ich habe das Verlangen, aufgelöst zu werden, um bei Christus zu sein.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt“

18.12.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die beherrschende Gestalt im Advent ist Johannes der Täufer. Immer wieder hören wir im Evangelium von seinem Wirken, soeben seine Aufforderung, alles Krumme gerade zu machen, alle Berge abzutragen und die Täler aufzufüllen. Er wurde irrtümlicherweise für den Messias gehalten. Aber er hat diese Einschätzung abgelehnt. Gleichzeitig hat er gesagt: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ Er wies hin auf den Kommenden, auf den Messias: „Einer, dessen Schuhriemen aufzulösen ich nicht würdig bin.“ Also der viel größer und viel mächtiger ist als ich.

Der heilige Johannes der Täufer hat ein Wort ausgesprochen, das nicht mehr vergessen werden konnte: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ Es ist eine betrübliche Wahrheit: Als Gott seinen Sohn sandte, hat die Welt ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Die Masse der Zeitgenossen Jesu hat ihn als den Messias nicht angenommen. „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ Inzwischen hat Jesus Millionen und Abermillionen von Anhängern und Bekennern gefunden. Ich fürchte aber, dass auch heute noch das Wort gilt: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“

Wer sind die Menschen, die Jesus nicht kennen? Es sind natürlich an erster Stelle die Ungläubigen. Jesus ist der Logos, die zweite Person in Gott, und von ihm heißt es im Johannesevangelium: „Am Anfang war das Wort, und das Wort war Gott, und alles ist durch das Wort geworden.“ Also dieser Jesus von Nazareth, dieser Logos, der auf Erden erschienen ist, ist der Schöpfer der Welt. Alles ist durch ihn geworden. Aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Die Wirklichkeit, die uns umgibt, ist eine Schöpfung; sie ist nicht von selbst geworden. Es ist eben falsch, wenn Immanuel Kant meint, dass das Kausalgesetz auf diese irdischen Erscheinungen eingeschränkt ist. Das Kausalgesetz ist universal. Aus nichts wird nichts.

Im Römerbrief erklärt Paulus den römischen Christen, dass man aus dem Werke den Werkmeister erkennen kann. Was unsichtbar ist an Gott, nämlich seine Macht und Herrlichkeit, das wird erkannt seit der Schöpfung der Welt aus seinen Werken. Die Werke verweisen auf den Schöpfer. Und dennoch gibt es Menschen, die diese Wahrheit nicht anerkennen wollen. Sie geben uns keine Antwort, denn sie wissen ja nicht, woher die Welt kommt. Sie ist eben da. Wir wissen, woher sie kommt. Sie ist kontingent, d.h. sie kann sich selbst nicht ins Dasein gesetzt haben. Also muss sie einen nichtkontingenten Schöpfer haben. Wer den Schöpfer nicht anerkennt, der verwirft auch die Religion. Nach Ludwig Feuerbach ist das Menschliche das Göttliche. Das Menschliche ist das Göttliche. Das heißt: Es gibt keine Religion, es kann keine geben. Und für Karl Marx ist die Religion das Opium des Volkes. Das heißt: Die Vertreter der Religion verträsten die Menschen auf ein besseres Jenseits, das ist Opium. Der Atheist Ernst Haeckel, seinerzeit Professor in Jena, behauptete, der Gott der Gläubigen könne nur als ein „gasförmiges Wirbeltier“ verstanden werden. Gott als ein gasförmiges Wirbeltier! Wahrhaftig: „Unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“

Jesus, der Sohn Gottes, steht unter uns als Offenbarer. Er kam in die Welt, und die Welt ist durch ihn geworden. Er ist ein Mensch geworden, er hat Fleisch angenommen. Er hat uns die herrliche Botschaft des Glaubens gebracht, von der Michael Sailer einmal geschrieben hat: „Leben möchte ich nicht mehr, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte.“ Er hat unter uns gelebt wie ein Mensch. Kein Großer dieser Erde, kein Entdecker, kein Erfinder, kein Mahatma Gandhi, kein Dag Hammarskjöld, kein Martin Luther King kann es mit ihm aufnehmen.

Sein Leben war wahrlich ein wunderbares Leben. In den Evangelien werden 33 Einzelwunder Jesu berichtet, 16 Krankenheilungen, 3 Totenerweckungen, 6 Dämonenaustreibungen, 8 Naturwunder.

Das ist nur eine Auswahl aus den Wundern Jesu. Im Johannesevangelium steht nämlich der Satz: „Noch viele andere Zeichen hat Jesus gewirkt vor den Augen seiner Jünger, die nicht in diesem Buche aufgeschrieben sind.“ Die Tatsächlichkeit der Wunder Jesu ergibt sich aus der unzerreißbaren Verknüpfung mit seinen Worten. Die Worte werden ja gewöhnlich als echt anerkannt, aber die Worte sind mit seinen Wundern verknüpft. Als der Täufer im Gefängnis Jesus fragt: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“, da entgegnet er den beiden Abgesandten: Meldet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die Heilsbotschaft verkündet. Und Heil dem, der sich mir nicht ärgert.“ Die Worte, die Jesus spricht, werden beglaubigt durch die Zeichen, die er wirkt. Jesus hat einmal über drei galiläische Städte einen Wehe-Ruf gesprochen: „Wehe dir, Korazin! Wehe dir, Bethsaida! Wenn in Tyrus und Sidon, den heidnischen Nachbarstädten, die Wunder geschehen wären, die in euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Und du, Kapharnaum, bist du nicht bis zum Himmel erhöht worden? Bis in die Hölle wirst du hinabgeschleudert werden, denn wenn Sodoma und Gomorrha die Wunder gesehen hätten, die in dir gewirkt worden sind, sie hätten wahrhaft sich bekehrt und bestünden heute noch.“ Wiederum: Die Worte Jesu werden beglaubigt durch seine Wunder. Noch ein drittes Mal hat er das versucht seinen Hörern zu unterbreiten. Die Feinde warfen ihm vor, er treibe die Dämonen, die Teufel, durch den obersten der Teufel, durch Beelzebul, aus. Da sagte er: Wie kann man einen solchen Unsinn reden? „Jedes Reich, das in sich zerspalten ist, zerfällt.“ Wenn Satan gegen den Satan vorgeht, hat ja sein Reich ein Ende. Da gibt er sich ja selber auf. Nein. „Wenn ich aber durch den Geist Gottes die bösen Geister austreibe, dann ist das Reich Gottes zu euch gekommen.“

Der Unglaube freilich weiß für alles eine Ausrede. Er versteht Jesus einzuebnen, stellt ihn in eine Reihe mit anderen Religionsstiftern, versucht ihm seine Einzigartigkeit zu nehmen. Nach Immanuel Kant ist Christus, der Sohn Gottes, keine historische Gestalt. Er ist nur – jetzt zitiere ich wörtlich – „die personifizierte Idee des sittlichen Prinzips“. Jesus, der Gottessohn, die personifizierte Idee des sittlichen Prinzips. Das steht in seinem Buche über die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft. Jedermann, so sagt Kant, kann Gottes Sohn werden und sollte es werden. Der evangelische Theologe David Friedrich Strauss, der ein berühmtes oder besser berüchtigtes Buch geschrieben hat: „Das Leben Jesu“, erklärt die Entstehung des Christentums wie folgt. Die Christen lasen die Bücher des Alten Testaments. Sie lasen sie im Hinblick auf Jesus. Sie bezogen die alttestamentlichen Verheißungen auf ihn und erfanden dann aufgrund dieser Verheißungen die Ereignisse, die in den Evangelien beschrieben werden. Das ganze Evangelium ist also Lug und Trug. Die Auferstehung Jesu sucht er dadurch zu erklären, dass Jesus gar nicht tot war. In der Kühle des Grabes ist er wieder zu sich gekommen. Unter solchen Auspizien werden junge Menschen verführt, und wahrhaftig, an ihnen erfüllt sich das Wort: Jesus steht unter ihnen, und sie erkennen ihn nicht.

Jesus steht auch unter den Menschen durch sein gegenwärtiges Wirken. Er lebt, denn er ist leibhaftig vom Tode erstanden. Er lebt in der Herrlichkeit des Vaters, aber er wirkt auch in seiner Herrschermacht im Himmel und auf Erden. Dass Menschen zum Glauben finden, dass Menschen gläubig werden in einer Welt von Ungläubigen, dass Menschen den Glauben bewahren in einer Masse von Zweiflern, dass Menschen aus dem Glauben leben, obwohl ihre Umgebung gegen den Glauben lebt, das ist eine Wirkung der Wahrheit und Gnade, die Jesus, der Nazarener, gebracht hat. Dass Menschen sich bekehren, dass sie aus dem Schlamm aufstehen, dass sie ein neues Leben beginnen, das ist die Macht des lebendigen Jesus.

Jesus lebt in seiner Kirche. Seine Verkündigung wird von ihr weitergetragen, nicht abgeschwächt, wie in anderen christlichen Denominationen, nicht zurechtgemacht für die Menschen unserer Zeit, wie man sagt, sondern bewahrt im ursprünglichen Sinne, einer Welt von Feinden zum Trotz. Gewiß gibt es Schwäche und Versagen in der Kirche Christi. O, Gott sei es geklagt. Aber dass diese Kirche sich immer wieder aus den Niederungen erhebt, dass sie daran nicht zugrunde geht, das ist das Signum der Macht unseres Heilandes, das ist die Wirkung der Wundermacht Gottes. Durch die Fernsehkanäle – so wird mir erzählt – ich sehe es mir ja nicht an, aber es wird mir erzählt, durch die Fernsehkanäle wird das Leben eines Papstes hindurchgehechelt, Alexanders VI. Na ja, er war ein Unkeuscher, er war

ein Machtgieriger. Aber dass die Kirche an diesem Manne nicht zugrunde gegangen ist, das ist ein Zeichen der Macht Gottes.

Noch immer wirkt der Herr seine Wunder. Lassen wir uns nicht irremachen durch die angeblich ehernen Gewalt der Naturgesetze! Ja natürlich, die Naturgesetze wirken, solange nur natürliche Kräfte auf sie einwirken. Aber wenn eine übernatürliche Kraft dazukommt, dann werden eben die Naturkräfte von dieser übernatürlichen Kraft überformt. Die Naturgesetze lassen Raum für anderweitige Möglichkeiten. Gelehrte belehren uns, dass sie statistische Bedeutung haben, also nicht ausnahmslos und immer und in jedem Falle gelten müssen, sondern dass sie Raum lassen auch für außergewöhnliche Ereignisse. Das kann uns helfen, die Wunder zu verstehen. Aber die Ungläubigen wollen sie nicht verstehen. Sie wollen das Wort des Johannes erfüllen: „Unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ Der ungläubige französische Schriftsteller Émile Zola besuchte einmal Lourdes und sah dort den Glauben der Kranken, die auf Heilung hofften. Er sagte zu einem Arzt: „Wenn ich bei einem Beinamputierten sehen würde, wie sein Bein anwächst, dann könnte ich vielleicht auch glauben.“ Wenn ich bei einem Beinamputierten sehen könnte, wie sein Bein anwächst, dann könnte ich vielleicht auch glauben. Der Arzt erwiderte ihm: „Sie könnten zwei Beine anwachsen sehen und würden vielleicht doch nicht glauben.“ Der Unglaube hat immer wieder Ausflüchte. Es gilt für ihn das Wort: „Unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“

Dieses Wort trifft aber auch auf die Irrgläubigen zu, die nicht den rechten Glauben haben. Auch ihnen hat sich der Herr geoffenbart und bezeugt sich immerfort. Aber sie nehmen das Zeugnis nicht an, sie deuten es um. Sie sagen: Die Schrift allein ist für den Glauben maßgebend. Und die Schrift legt sich selbst aus. Ja, wie macht denn das, meine lieben Freunde, eine Schrift, dass sie sich selbst auslegt? Wie macht denn das ein totes Buch, sich selbst auszulegen? Eine Schrift bedarf der Interpretation, und das ist eine von ihr verschiedene und ihr zugeordnete Größe. Diese ist die Verkündigung, die Überlieferung und die Auslegung durch jene Instanz, aus der die Schrift selbst hervorgegangen ist, nämlich aus der Kirche. In ihr ist das adäquate Verständnis der Schrift gegeben; denn nicht dem einzelnen, sondern der Kirche ist der Geist verheißen, der in alle Wahrheit einführt. Nur durch die lebendige Überlieferung der Kirche ist die Gewähr gegeben, dass die Schrift nicht toter Buchstabe bleibt, sondern lebendig wird und Anwendung findet.

Christus hat, wie wir glauben und überzeugt sind, die Kirche gestiftet, hat Schüler gesammelt, hat ein Kollegium der Apostel gebildet. Er hat einen Führer der Apostel eingesetzt, den Felsenmann. Er hat also die Kirche mit den Grundzügen einer Verfassung ausgestattet. Aber es gibt Christen, die bestreiten, dass Christus eine Kirche gegründet hat. Einer von ihnen hat gesagt: „Christus hat das Reich Gottes gegründet, und gekommen ist die Kirche.“ Meine lieben Freunde, die Verbindung der Kirche, der heutigen Kirche mit ihrem apostolischen Ursprung wird gesichert durch die apostolische Überlieferung und durch die Nachfolger der Apostel, durch ihr Amt und durch ihr lehrendes, auslegendes und entscheidendes Wort. Sie sind qualifizierte Zeugen und im Ernstfall Richter im Bereich des Glaubens. Glauben heißt, sich der Kirche anschließen. Wer sich nicht der Kirche anschließt, verfehlt den Glauben. Auf eigene Faust sich aus der Bibel einen Glauben zurechtmachen, das führt zu keiner gesunden Lehre. Es führt schon gar nicht zu Einheit der Christen. Die Kirche, die Christus gegründet hat, ist eine einzige und eine einige. „Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung. Ein Herr, ein Glaube, ein Gott und Vater aller“, heißt es im Epheserbrief. Die Einheit der Kirche ist unverlierbar. Es ist ganz falsch, wenn gesagt wird, die Kirche sei gespalten. Die Kirche ist nicht gespalten, die Christenheit ist gespalten! Die Kirche ist eine, und wer sich von ihr löst, der verläßt die Kirche. Er nimmt nicht die Kirche mit; die Kirche bleibt eine und eine einzige.

Der Mittelpunkt und der Ursprung der Einheit ist der römische Papst. Wer sich nicht zu ihm im Glauben und in der Gemeinschaft bekennt, fällt aus der Einheit der Kirche heraus. Der Vorrang, der Primat des römischen Papstes ist uns aus frühester Zeit bezeugt. Im Jahre 110 -110! – n. Chr. schreibt der Bischof Ignatius von Antiochien, die römische Kirche sei die „Vorsteherin des Liebesbundes“. Die Vorsteherin, nicht bloß ein Glied, die Vorsteherin des Liebesbundes. Und der Bischof Irenäus von Lyon schreibt im Jahre 180, mit der römischen Kirche müsse – müsse! – jede andere Kirche im Glauben übereinstimmen. Warum denn? Ja, weil diese Kirche das Prinzip der Einheit ist.

Wenn es die Päpste nicht gäbe, meine lieben Freunde, wäre unsere Kirche schon längst in ebenso viele Gruppen und Sekten zerfallen wie der Protestantismus. Die Päpste an erster Stelle haben den Glauben gerettet oder vielmehr der, der zu Petrus, dem ersten Papst gesprochen hat: „Der Satan hat verlangt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt. Aber ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht wanke. Und du deinerseits, stärke deine Brüder!“ Aber die Irrgläubigen wollen nicht zugeben, dass Christus das Papsttum eingesetzt hat. Sie machen Ausflüchte, sie sagen, Jesus habe sich in Cäsarea Philippi auf den Glauben bezogen und nicht auf die Person des Petrus, und so muss man leider auf sie das Wort anwenden: „Mitten unter ihnen steht einer, den sie nicht kennen.“

Christus steht unter uns auch durch sein Wirken in den sieben Sakramenten. Sieben sind es, meine lieben Freunde, nicht zwei, wie der Protestantismus lehrt. Die Sakramente sind Vollzüge der Begegnung mit Christus. In den Gesten, Gegenständen und Worten der Sakramente begegnet uns Christus. Die Spender der Sakramente betreiben keinen Hokuspokus, sie wenden auch nicht bloße Symbole an, sondern sie stellen sich Christus als Werkzeuge zur Verfügung. Christus ist es, der tauft; Christus ist es, der die Wandlung vollzieht; Christus ist es, der dem Priester das unauslöschliche Siegel einprägt. Aber die Irrgläubigen nehmen es nicht an. Sie begreifen nicht, dass Christus in den Sakramenten mitten unter ihnen steht. Die getrennten Christen haben kein Weihesakrament. Sie kennen keine Männer, die durch Handauflegung und Gebet Christus so verähnlicht sind, dass sie in seiner Person zu handeln vermögen. Weil sie kein Weihesakrament besitzen, fehlen ihnen die geistlichen Wirkungen, die an die Tätigkeit der Geweihten gebunden sind. Sie haben keine Wesensverwandlung, sie haben keine Gegenwartsetzung des Opfers Christi. So müssen wir mit Schmerzen feststellen: Von den getrennten Christen gilt das Wort: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“

Die Ungläubigen, die Irrgläubigen verfehlen den Herrn. Aber wie steht es mit uns? Im Buch des Propheten Isaias steht das ergreifende Wort: „Seinen Eigentümer erkennt der Stier, ein Esel die Krippe seines Herrn. Israel aber hat keine Erkenntnis. Mein Volk hat keinen Verstand.“ Diese Klage des Propheten liegt vor der Ankunft des Herrn. Aber es scheint das eine Parallele zu dem Wort des Johannes zu sein: „Mitten unter euch steht einer, den ihr nicht kennt.“ Jesus ist wirklich unter uns mit seiner Wahrheit und Gnade, mit seinem verklärten Leib, mit seinem Priestertum. Kennen wir ihn? Es gibt zwei Kennzeichen, die uns gewiß machen, ob wir Christus kennen. Das erste: Daran erkennen wir, dass wir ihn erkannt haben, wenn wir seine Gebote halten. Also der Gehorsam ist es, was der Herr von uns verlangt. Der Gehorsam ist das wahre Opfer, das wir Christus auf dem Altare unseres Herzens darbringen. Wer weiß, dass Gott der absolute Herr ist, und wer von dieser Erkenntnis ergriffen ist, dem wird es eine selbstverständliche Pflicht sein, Gottes Willen zu erfüllen, seine Gebote zu halten. Der Gehorsam gegen Gott und seinen Christus besitzt geradezu Erkenntniskraft. „Wenn jemand Gottes Willen tun will, wird er erkennen, ob diese Lehre von Gott ist oder ob ich aus mir selbst rede.“ Ein bedenkenswertes Wort aus dem Johannesevangelium. „Wenn jemand Gottes Willen tun will, nicht bloß hören, so wird er erkennen, ob diese Lehre aus Gott ist oder ob ich aus mir selbst rede.“ Also das Tun im Gehorsam besitzt Erkenntniskraft.

Zweitens: Jeder, der liebt, ist aus Gott gezeugt und erkennt Gott. Wir wollen dem Herrn nicht nur Gehorsam erweisen, wir wollen ihn auch lieben. Vom heiligen Pfarrer von Ars stammt das schöne Wort: „Das einzige Glück auf Erden ist, Gott lieben und wissen, dass er uns liebt.“ Das einzige Glück auf Erden ist, Gott lieben und wissen, dass er uns liebt. Wir lieben ihn, wenn wir an ihn glauben, wenn wir ihm trauen, wenn wir uns zu ihm bekennen, wenn wir ihn verherrlichen in unserem täglichen Leben und im Gebet und im Gottesdienst. Wir lieben Gott, wenn wir ihn über alles schätzen, wenn wir ihn über alles stellen, wenn wir ihm nichts vorziehen, wenn uns nichts genug und nicht zuviel ist in seinem Dienste. Dann lieben wir ihn.

Die Liebe zu Jesus muss sich freilich fortsetzen, meine lieben Freunde, in der Liebe zu seinen Brüdern und Schwestern. Die Nächstenliebe soll das Kennzeichen seiner Anhänger sein. „Daran sollen alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habt.“ Diese Liebe soll sich auch in den kommenden Tagen wieder zeigen. Unsere Geschenke, die wir annehmen oder schenken, sind ja Gesten der Liebe, Gesten jener Liebe, die in Bethlehem zur Erde gekommen ist. Mühen wir uns um diese Liebe, um die große, selbstlose, Welt überwindende Liebe zu unserem Gott und Heiland und zu

unseren Brüdern und Schwestern, damit nicht, meine lieben Freunde, damit nicht im Gericht das Wort über uns gesprochen werden muss: „Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt.“
Amen.

„Heute ist euch der Heiland geboren“

25.12.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelte!

„Stille Nacht, heilige Nacht, Hirten erst kundgemacht. Durch der Engel Halleluja tönt es laut von fern und nah: Christ, der Retter, ist da!“ So singen wir einmal im Jahre in der heiligen Weihnacht. „Stille Nacht, heilige Nacht, Hirten erst kundgemacht.“ Einfältige Hirten waren die ersten, denen Gott die Geburt seines Sohnes offenbarte. Es war in Palästina üblich, dass das Weidevieh im Unterschied vom Stallvieh vom Paschafest bis zum Beginn des Herbstregens im November im Freien verblieb, manchmal sogar auch im Winter. Abends wurden die Tiere in einen Pferch getrieben zum Schutz vor Dieben und Raubtieren, und die Hirten errichteten sich zur nächtlichen Ruhe und zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung eine Hütte.

Dass es Hirten sind, denen die Offenbarung des neugeborenen Königs wurde, ist nicht ein altertümliches Sagenmotiv, wie protestantische Religionsgeschichtler meinen, etwa aus dem Mithraskult bezogen, sondern die Hirten nehmen in dem Bericht des Lukas eine besondere Stelle ein. Gewacht wurde damals auch im Palast des Herodes und in Jerusalem, aber die Hirten wachten, weil sie von Gott wachgehalten wurden, denn er hatte sie sich auserwählt. Die Hirten sollten die ersten sein, welche die Kunde von dem neugeborenen König empfangen. Das ist ein Zeichen, wie Gott handelt. Gott sucht und hat sein Volk unter den Geringen und Verachteten, denn die Hirten waren verachtet, weil sie lohnabhängig waren, und sie galten als unehrlich.

So wird es weitergehen. Paulus wird einige Jahrzehnte später an die Gemeinde in Korinth schreiben: „Seht nur auf eure Berufung. Da sind nicht viele Gebildete, nicht viele Einflußreiche, nicht viele Vornehme, sondern was vor der Welt töricht ist, das hat Gott erwählt, um das Gebildete zu beschämen.“

Vor solchen Hirten, die in der Nähe Bethlehems gerade ihre Herde bewachen, erscheint plötzlich ein Engel. Aber nicht nur ein Engel. Achten Sie bitte darauf, daß Lukas berichtet: Neben dem Engel zeigte sich eine blendende Lichterscheinung. Die Herrlichkeit des Herrn ging auf neben dem Engel. Es sind zwei Wirklichkeiten, welche die Hirten erfahren, den Engel und die Herrlichkeit des Herrn. Licht, glänzendes Licht, Sonnenlicht vergleichbar, ist immer ein Zeichen, dass Gott nahe ist. Als Jesus auf dem Berge Tabor war, da glänzte sein Angesicht wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie der Schnee. Als die Frauen zum Grabe Jesu kamen, da standen zwei Männer in strahlender Gewandung vor ihnen. Engel ohne Zahl, ein Heer von Engeln dient dem großen, gewaltigen Gott. Sie sind die Helfer und Werkzeuge bei der Ausführung seiner Pläne.

Die erste Reaktion der Hirten ist Furcht. Furcht. Wenn eine himmlische Erfahrung die Menschen trifft, dann ist das erste, was sie erleben, Furcht. So war es auch, als der Engel zu Maria kam. Da erschrak sie, und sie mußte gebeten werden: „Fürchte dich nicht!“ Als die Frauen am Grabe den Engel sahen, erschrakten sie ebenfalls, und der Engel mußte ihnen sagen: „Fürchtet euch nicht! Erschreckt nicht!“ Die Hirten wurden also von großer Furcht ergriffen, aber der Engel der Verkündigung sagte ihnen, sie sollen die Furcht fahren lassen, denn „Seht, ich verkündige euch eine große Freude.“

Weihnachten ist ein Fest der Freude. Der Engel hat eine Freudenbotschaft. Das griechische Wort dafür ist „Evangelium“ – Euangelion. Euangelion besagt Freudenbotschaft, Frohbotschaft. Man gebrauchte zur Zeit Jesu das Wort, um die Proklamation eines Herrschers anzukündigen. Wenn der Herrscher kam, war das eine Freudenbotschaft. Jetzt wird dieser Ausdruck verwendet, um die Ankunft des Messias zu verkünden. Das Evangelium enthält die Ausrufung des neugeborenen Kindes zum König von Israel durch Gott selbst.

„Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren, der Messias und Herr.“ Das ist die Botschaft der Weihnacht. Das ist der Inhalt dieser Botschaft. „Heute ist euch in der Stadt Davids der Messias geboren, der Retter, der Herr.“

Achten Sie bitte, meine lieben Freunde, auf jedes Wort. „Heute“. Damit ist ein bestimmter Termin angegeben. Wir sind nicht Fabeln gefolgt, als wir dem Evangelium glaubten, wir haben keine Illusionen in uns aufgenommen, sondern es ist ein historisches Faktum, dass „heute“ der Herr, der Messias, der Retter geboren ist. Der Herr Jesus wird noch mehrmals auf dieses Heute zurückkommen. Als er seine Antrittspredigt hält in der Synagoge von Nazareth, da sagt er: „Heute ist das in Erfüllung gegangen, was der Prophet Isaias verkündet hat. Der Geist des Herrn liegt auf mir.“ Und als er den Oberzöllner Zachäus besucht, da sagt er: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.“ Und als er gar dem Schächer den Himmel öffnet, da sagt er: „Heute, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Wenn der Priester, meine lieben Freunde, das Evangelium verliest, hebt er immer an mit den Worten: „In jener Zeit“. Es ist die Zeit, die konkurrenzlos gegenüber allen Zeiten ist. Es ist die Zeit, in welcher der Retter erschienen ist.

Die Botschaft gilt „euch“, den Hirten, und „dem ganzen Volke“. Die Hirten sind die von Gott erwählten Zeugen der Geburt des Messias. Aber seine Geburt gilt dem ganzen Volk. Damit ist die universale Bedeutung dieses Ereignisses ausgesagt. Der Knabe kommt als Retter, als Heiland aller Menschen. Über diesem Leben steht das Wort: „Für euch, für euch, für euch.“ Für das Volk, für die gesamte Menschheit ist er geboren, hat er gelebt und gelitten und ist er gestorben. Sein Kommen und Wirken geschieht zum Nutzen und Frommen aller Menschen. Die Frau in Samaria wird es aussprechen: „Dieser ist wahrhaft der Heiland, der Retter der Welt.“ Er ist ein Erlöser ohne Konkurrenz. Von diesem Knaben erwähnen die Engel, erwähnt der Verkündigungengel drei Hoheitstitel: Retter, Messias, Herr.

Retter. Das ist das griechische Wort *sotär*. Die Leser des Evangeliums des Lukas wußten genau, was damit gemeint ist, mit *sotär*, mit Retter. Sie kannten dieses Wort von den heidnischen Göttern, sie wurden nämlich auch als Retter, als *sotäres*, bezeichnet. Asklepios, der Gott der Heilkunst, galt als Retter vor Krankheiten. Isis und Sarapis wurden Retter genannt. Isis war eine ägyptische Göttin. Sie wurde wegen ihrer Zauber Macht um Hilfe angerufen. Sarapis war ebenfalls ein ägyptischer Gott, er war der Gott der Fruchtbarkeit. Auch Zeus wurde als *sotär*, als Retter, angerufen, als Beschützer und Erhalter der Ordnung der Welt und allen Lebens. Die Juden, die die Botschaft des Engels hörten, wußten selbstverständlich, dass die Götter Nichtse sind; sie existieren nicht. Sie sind Ausgeburten der menschlichen Phantasie. Sie sind Schöpfungen der Sehnsucht der Menschen, aber als solche sind sie nicht wertlos. Die vor- und außerchristlichen Götter sind dunkle Ahnungen des Menschengestes, dass es eine überweltliche Macht gibt, die den Menschen zu Hilfe kommen kann. Was die Götter meinten, aber nicht waren, das ist der Knabe von Bethlehem. Was die Menschen ahnten, wenn sie diese Götter anriefen, das ist verwirklicht im Sohne Marien,

Die Götter der Heiden trugen den Namen Retter, *sotäres*, zu Unrecht. Der in Bethlehem geborene Knabe trägt ihn zu Recht; denn Gott hat seinen eingeborenen Sohn deswegen Retter genannt, weil es seine Aufgabe ist, Rettung und Heil zu bringen, Rettung von der Sünde, Rettung von dem ewigen Tode. Der greise Simeon wird bestätigen, dass der neugeborene Knabe der Retter ist. Er wird ausrufen: „Meine Augen haben geschaut dein Heil, das du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und ein Ruhm für das Volk Israel.“ Dieser Retter, meine lieben Freunde, ist konkurrenzlos. Petrus wird dem Hohen Rate, bei dem er vorgeladen ist, sagen: „In keinem anderen ist Heil. Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem wir selig werden können, als der Name Jesu.“

Jesus ist der Retter. Er ist aber auch zweitens der Messias. Er ist der von den Propheten angekündigte Bringer der Heilszeit. In dem Knaben erfüllen sich die Weissagungen der Propheten. Nun gibt es die Merkwürdigkeit, dass Jesus es während seines ganzen Lebens vermieden hat, sich als Messias zu bezeichnen. Erst am Ende, bei seinem Einzug in Jerusalem, ist er als Messias aufgetreten, und vor dem Hohenpriester legt er auf die ausdrückliche Frage ein klares Bekenntnis zum Messiasamt ab und geht dafür in den Tod. Warum schweigt der Herr in seinem Leben über seine Messiaswürde? Er schweigt, weil er der falschen Messiaserwartung des Volkes keine Nahrung geben wollte. Das Volk

stellte sich den Messias entweder vor als einen Propheten oder als einen Gesetzeslehrer, als einen Träger engelhafter Kraft, als einen Priesterkönig, als einen politisch nationalen König. Alle waren sich einig darin, dass dieser Messias die Fremdherrschaft in Palästina beenden und die Römer aus dem Lande treiben wird. Diese Messianität lehnt Jesus ab. Er ist ein Messias anderer Art. Er will nicht die Befreiung vom römischen Joch bewirken, sondern er bringt ein Reich religiöser Natur. Und Bedingung für den Eintritt in dieses Reich ist die vollständige religiöse Erneuerung und die höchste sittliche Anspannung. Die Knechtschaft, von der er das Volk befreien will, ist nicht die römische Herrschaft, sondern die Gewalt Satans und der Sünde, das Sich-Verlieren an die kümmerlichen Freuden dieser Welt. Deswegen konnte er nicht vor die Jünger treten und sich als Messias bekennen; dann hätte er ein radikales Mißverständnis seiner Sendung heraufgeführt. Aber er ist der Messias, und er hat sich am Ende seines Lebens als solcher auch vor dem Volk und dem Hohen Rat bekannt.

Drittens: Der Retter ist der Herr. So hilflos und ohnmächtig dieser Knabe scheint, in Wahrheit ist er ein Herrscher. Er ist der Herrscher, den der Prophet Isaias angekündigt hat: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft ruht auf seinen Schultern. Wunderrat lautet sein Name, starker Gott.“ Auf Erden gibt es viele Herren. Ihre Herrschaft ist jeweils geliehen oder übertragen. Sie ist zeitlich und räumlich begrenzt. Der Herr, von dem hier gesprochen wird, der hier von dem Engel verkündet wird, ist ein Herr über alle Herren. Seine Herrschaft ist von Ewigkeit, wie wir soeben im Evangelium der heiligen Messe gehört haben. Sie kennt keinen Anfang, und sie kennt kein Ende. Die Götter der Heiden wurden auch Herren genannt. Aber ihre Herrschaft war bloßer Schein. Der in Bethlehem geborene Herrscher ist wahrhaft ein Herr. Ihm hat Gott die Herrschaft übertragen. Christus ist ein Herrscher nicht in der Phantasie, nicht in der Sehnsucht, nicht in der Ahnung der Menschen, sondern sein Herrschertum stammt vom allherrschenden Gott. Er hat es auch nicht erst, wie manche meinen, durch die Auferstehung erworben. Nein, die Auferstehung macht ihn nicht zum Herrn, sondern sie erweist ihn als den Herrn. Der Name Herr schließt eine gottgleiche Stellung in. In der griechischen Bibel, in der Septuaginta, ist „Herr“ immer der Name für Gott. Wo die hebräische Bibel Jahwe schreibt, da schreibt die griechische Bibel Kyrios, Herr, Es wird also damit seine Macht und seine Autorität ausgesagt. Retter, Messias, Herr, das sind die Würdenamen, die Würdetitel des neugeborenen Kindes.

Der Engel gibt den Hirten auch den Geburtsort an, die Stadt Davids. Das ist Bethlehem, weil David von daher stammt, Bethlehem in der Nähe von Jerusalem. Es ist kein Widerspruch, dass Jesus in Bethlehem geboren wurde, aber durchweg „Jesus von Nazareth“, der Nazarener, genannt wird. Er ist ja in Nazareth aufgewachsen und erzogen worden, und deswegen wird er der Prophet von Nazareth genannt. Es ist irrig und irreführend, wenn der Kardinal Walter Kasper sagt, Bethlehem sei der theologische und Nazareth der biologische. Nein, nein, meine lieben Freunde, wenn Jesus nicht biologisch in Bethlehem geboren ist, dann gibt es keinen theologischen Geburtsort Bethlehem, sondern dann ist diese Rede unsinnig. Jesus ist in Bethlehem geboren, und das ist sein biologischer und sein theologischer Geburtsort. Das bezeugt sogar das Heidentum. Kaiser Hadrian legte an der Geburtsstätte Jesu im Jahre 135 einen Hain des Adonis an. Damit hat er bezeugt, dass auch er davon überzeugt war, dass Jesus in Bethlehem geboren ward.

Der Engel fordert von den Hirten Glauben. Aber wie es üblich ist, gibt Gott, wenn er Glauben fordert, auch ein Beglaubigungszeichen. Zacharis, dem die Geburt des Johannes angekündigt wurde, verlor die Sprache. Er fand sie wieder, als das Ereignis eingetreten war. Maria erhielt auch ein Zeichen dafür, dass sie einen Sohn empfangen würde, nämlich Elisabeth, die als unfruchtbar gilt, hat noch einen Sohn empfangen. So bekommen auch die Hirten ein Zeichen. Aber was für ein Zeichen, meine lieben Freunde! Nicht Palast und goldene Wiege, sondern Krippe und Windeln, das ist das Zeichen des neugeborenen Königs. Gott bekennt sich zur Niedrigkeit seines Gesalbten. Gott handelt meist anders, als die Menschen es erwarten. Von ihm wird Paulus einst sagen: „Christus Jesus befand sich in der Gestalt Gottes. Aber er meinte nicht, die Gottesgestalt wie einen Raub festhalten zu müssen, sondern er entäußerte sich, nahm Knechtsgestalt an und war im Äußeren Erfunden wie ein Mensch. Er hat sich erniedrigt. Er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze.“

Das Bekenntnis zur Messianität des Neugeborenen findet seinen Höhepunkt in der Öffnung des Himmels. Es erscheinen neben dem Verkündigungengel weitere Engel, Heerscharen von Engeln, die

Gott über der Geburt Jesu loben und preisen. Hier ist alles auf die Erkenntnis und den Preis des göttlichen Wirkens abgestellt. Das ergibt sich aus dem Wort, in dem das Lob der Engel zusammengefaßt wird: „Ehre ist für Gott in der Höhe, und auf Erden Friede bei den Menschen des Wohlgefallens.“ Ich wiederhole noch einmal diese Botschaft: Ehre ist für Gott in der Höhe, und auf Erden Friede bei den Menschen des Wohlgefallens. Diese Worte sind nicht ein Wunsch, wie wir sie in der heiligen Messe beten: Ehre sei Gott in der Höhe. Die Kirche hat ja Gewalt und die Macht, die Worte für den Gottesdienst umzuformen. Nein, sondern das ist nicht ein Wunsch, sondern das ist eine Aussage. Ehre „ist“ – jetzt „ist“ – für Gott in der Höhe. Das ist die Verkündigung eines göttlichen Geschehens. Es beschreibt die heilsgeschichtliche Bedeutung der Stunde. Durch die Geburt des Messias ist Gott verherrlicht. Warum? Weil er seine Verheißungen eingelöst hat, weil er die Vorhersagen der Propheten erfüllt hat. Er ist ein treuer Gott. Die unerhörte Liebestat, seinen eigenen Sohn in die Welt zu senden, um sie mit sich zu versöhnen, ist eine unerhörte Verherrlichung Gottes. Gleichzeitig wird den Menschen Heil. Denn jetzt ist der Heilbringer da. „Friede“ ist in der Bibel das Wort für das messianische Heil. Es erfaßt nicht nur die Abwesenheit von Streit in sich, sondern Friede ist die Fülle des Heils. Es wird in der späteren Verkündigung immer wieder vom Frieden die Rede sein. Der greise Simeon sagte: „Nun entlässest du, Herr, deinen Diener in Frieden, denn meine Augen haben dein Heil geschaut.“ Und als Jesus die Jünger ausschickt, die Frohbotschaft zu verbreiten, das sagt er, sie sollen dort, wo sie eintreten, dem Haus den Frieden bringen. Friede ist die Fülle des Heils.

Den Menschen des göttlichen Wohlgefallens. Da stutzen Sie vielleicht, denn wir beten ja in der heiligen Messe beim Gloria: „Allen Menschen, die guten Willens sind.“ *Bonae voluntatis*. Der griechische Text lautet anders. Da heißt es: „Den Menschen des Wohlgefallens.“ Nämlich des göttlichen Wohlgefallens. Die Menschen empfangen Heil, denen Gott sein Wohlgefallen schenkt. Also den Menschen ist die Huld Gottes, das Sich-Neigen Gottes, das Wohlgefallen Gottes, seine freischaltende Güte zugesagt, weil er Wohlgefallen an ihnen hat. Das göttliche Wohlgefallen ist dem Menschen gewährt. Aber ich halte trotzdem die Übersetzung der Vulgata, die wir ja in der heiligen Messe verwenden, nicht für falsch, denn ist es denkbar, meine lieben Freunde, dass Menschen, die nicht guten Willens sind, das Wohlgefallen Gottes finden? Kann ein Mensch, in dem nicht wenigstens ein Funke guten Willens ist, das Heil Gottes erfahren? Insofern hat die Kirche durchaus recht, wenn sie uns weiter beten läßt: „Friede den Menschen, die guten Willens sind.“ Es sind die Menschen des göttlichen Wohlgefallens, die aber auch dieses Wohlgefallens sich würdig machen.

Die Hirten hören die Himmelsstimme. Sie nehmen sie ernst, und sie folgen ihr. Sie machen sich auf den Weg nach Bethlehem. „*Transeamus usque Bethlehem*“, so haben wir in meiner schlesischen Heimat immer zu Weihnachten gesungen: Laßt uns aufbrechen nach Bethlehem! Die Hirten sind nicht bestürzt über das, was sie dort antreffen. Sie sind überzeugt, dass das eingetroffen ist, was die Himmelsstimme ihnen angekündigt hat. Sie fassen Glauben, und sie bleiben beim Glauben. Die Hirten sind die ersten gläubigen Anhänger des Retters und Messias. Und sie schweigen nicht von ihrer Erfahrung. Sie machen bekannt, was sie erlebt haben. Sie sind die ersten berufenen Zeugen, und sie müssen Zeugnis geben von dem, was sie erlebt haben. Die Menschen, denen sie von ihrer Erfahrung erzählen, staunen. Sie staunen, meine lieben Freunde, wie Anton Bruckner gestaunt hat. Sie kennen alle den großen Symphoniker Anton Bruckner, diesen kindlich frommen Mann. Er war jahrelang Organist in St. Florian, hat dort die Orgel gespielt, auch in der Heiligen Nacht. Und als man ihn am Morgen in seiner Wohnung suchte, war er nicht zu finden. Man ging in die Kirche zurück. Da fand man ihn, wie er vor der Krippe kniete. „Ja, Meister“, sagte man zu ihm, „Meister, was haben Sie hier die ganze Nacht gemacht?“ Anton Bruckner antwortete: „Ich habe nur immer vor mich hingesagt: Er ist ein Mensch geworden! Er ist ein Mensch geworden! Da bin ich vor Staunen nicht mehr fertig geworden.“

Maria nahm die Erzählung der Hirten als eine neue Bestätigung der Verheißungen, die ihr für ihren Sohn gegeben waren. Sie glaubte, wie sie an die Botschaft des Engels in ihrem Heim geglaubt hatte und wofür Elisabeth sie selig pries: „Selig bist du, die du geglaubt hast, dass in Erfüllung gehen wird das Wort, das an dich gerichtet ward.“

Die Hirten wurden über ihrem Lobpreis Gottes nicht zu einer schwärmerischen Gruppe. Sie kehrten zu ihren Herden zurück, von der sie der Engel nach Bethlehem gerufen hatte. Darin wird die

Nüchternheit des Berichtes noch einmal deutlich. Das Evangelium ist eine nüchterne Botschaft, keine phantastisch ausgeschmückte. Es gehört zu seinem Wesen, dass es nicht jeden, den es zum Glauben führt, auch zum Apostel macht, wohl aber verpflichtet es alle, die gläubig werden, ihren Glauben in ihrer Umgebung zu bewähren.

Das also, meine lieben Freunde, das ist die Botschaft der heiligen Weihnacht. Das ist es, was vor zweitausend Jahren geschehen ist und was wir gläubig festhalten. Jetzt ist er da, der Wunderrat, der Gottheld, der Vater der Zukunft, der Friedensfürst, wie ihn Isaias genannt hat.

Geboren ist das Kind zur Nacht, für dich und mich und alle.
Darum haben wir uns aufgemacht nach Bethlehem zum Stalle.
Sei ohne Furcht! Der Stern geht mit, Königsstern der Güte,
dem darfst du trauen, Schritt für Schritt, dass er dich wohl behüte.
Und frage nicht und rate nicht, was du dem Kind sollst schenken.
Mach nur dein Herz ein wenig licht, ein wenig gut dein Denken.
Mach deinen Stolz ein wenig klein und fröhlich mach dein Hoffen.
So trittst du mit den Hirten ein, und sieh, die Tür steht offen!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Weihnachten – Friede in einer friedlosen Welt

26.12.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Weihnachten ist das Fest des Friedens. Denn gekommen ist der Friedensbringer, der Friedensfürst. Seine Ankunft feiern die Engel des Himmels mit dem Gesang vom „Frieden auf Erden den Menschen des (göttlichen) Wohlgefallens.“ Die neutestamentliche Offenbarung heißt geradezu „Evangelium des Friedens“ (Eph 6,15).

Der Urheber des Friedens ist Gott. Er ist „der Gott des Friedens“ (Röm 15,33). Mittler des Friedens ist Christus. Gott hat durch das Blut seines Kreuzes Frieden gestiftet, durch ihn alles versöhnt (Kol 1,20). Christus hat seinen Jüngern den Frieden vermacht: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“ (Jo 14,20). Der Apostel Paulus spricht vom „Frieden Christi“ (Kol 3,15). Nur in der Gemeinschaft mit Christus wird er gewonnen und bewahrt (Phil 4,7). Der Friede Gottes gründet in dem Rechtsein und Heilsein, das Gott den Menschen um der Verdienste Christi willen schenkt. Er ist das Ergebnis einer Neuschöpfung, die bewirkt ist durch den Heiligen Geist. Er heißt deshalb auch Frucht des Geistes.

Aus dem Frieden zwischen Gott und Mensch folgt der Friede von Mensch zu Mensch. Christus hat durch sein vergossenes Blut die Feindschaften unter den Menschen ausgelöscht und Frieden unter ihnen gestiftet.

Sosehr der Friede eine Gabe Gottes ist, sosehr bleibt der Mensch verpflichtet, den Frieden zu wahren. „Seid besorgt, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren“, mahnt der Apostel Paulus die Gemeinde in Ephesus (4,3). „Der Friede Gottes herrsche in euren Herzen“ ruft er der Gemeinde in Kolossä zu. „Trachtet nach Frieden mit allen“ heißt es im Brief an die Hebräer (11,14). Wir wissen, dass die Aufforderung, den Frieden zu bewahren, nicht von allen Menschen befolgt wird. Es ist viel Unfrieden in der Welt. Abneigung und Haß zerreißen die Bande, die Arbeitskollegen, Nachbarn und Familienangehörige umschlingen sollten. In Nigeria zünden Muslime katholische Kirchen an und ermorden die Gottesdienstbesucher, und das zu Weihnachten. Auch die Völker sind nicht immer imstande, Frieden zu halten. Streitigkeiten und Auseinandersetzungen flammen immer wieder auf. Vom Kosovo bis Darfur kämpfen verfeindete Völker und Stämme um Lebensrecht oder Übermacht. Alle Kämpfe werden übertroffen durch die beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert. Der Erste Weltkrieg (1914-1918) war schon eine erdumspannende militärische Auseinandersetzung. Er wurde im Hinblick auf die Dimension vom Zweiten Weltkrieg (1939-1945) weit übertroffen. Der Erste Weltkrieg zählte 8,5 Millionen Gefallene, über 21 Millionen Verwundete, etwa 7,5 Millionen Kriegsgefangene und Vermißte. im Zweiten Weltkrieg rechnet man mit 55 -62 Millionen Toten.

Trotz der Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gekämpft wurde, war die Menschlichkeit in den Kriegen nicht völlig ausgestorben. Ich erinnere mich, dass mir ein schwarzer amerikanischer Soldat (noch vor Beendigung des Krieges) eine Schachtel Zigaretten zuwarf. Viele Taten der Menschenliebe, der Hilfsbereitschaft und des Wohlwollens wurden von Soldaten aller Armeen verrichtet. Sie sind meist unbekannt geblieben, allein im Buche Gottes sind sie aufgezeichnet. Einige Begebenheiten aber haben sich uns erhalten. Ich möchte Ihnen drei vorstellen, eine aus dem Ersten, zwei aus dem Zweiten Weltkrieg. Die drei Begebnisse sind historisch gesichert durch einwandfreie, unverdächtige Augen- und Ohrenzeugen.

Sie kennen alle den Nobelpreisträger Otto Hahn. Am 17. Dezember 1938 eröffnete er ein neues Zeitalter der Menschheitsgeschichte. Er lieferte den experimentellen Nachweis der Kernspaltung. Hahn war im Ersten Weltkrieg deutscher Offizier an der Westfront. Am 25. und 26. Dezember 1914 verfaßte er einen Brief an seine Frau, der jetzt bei einem Autographenhändler in New York aufge-

taucht ist. Darin schildert er den Weihnachtsfrieden, der sich in dem Abschnitt der Front einstellte, in dem er Dienst tat. Hier standen sich Deutsche und Briten gegenüber, näherhin bayerische und schottische Soldaten. Ein bayerischer Jäger wagte am heiligen Tag den ersten Schritt über den Graben hinüber zu den schottischen Hochländern, weitere Kameraden folgten ihnen. Von der anderen Seite kam Schotten „in ihren kurzen Röckchen“ den deutschen Soldaten entgegen. Es entstand eine weitgehende Verbrüderung zwischen „Schotten und Hunnen“, wie auf britischer Seite bemerkt wurde, an der auch Offiziere teilnahmen. Dieser inoffizielle Waffenstillstand endete am 26. Dezember 1914. Es gab kein Disziplinarverfahren, aber die Berichterstattung über das Ereignis wurde unterbunden. Für die kommenden Weihnachten im Kriege wurde jede Verbrüderung unter Androhung von Kriegsgericht unterbunden. Für ein paar Stunden war in einem Winkel der Erde, inmitten eines unbarmherzigen Krieges, der Friede gekommen, der Weihnachtsfriede. Die Christen auf beiden Seiten des Kampffeldes hatten sich erinnert, dass einst der auf Erden erschienen ist, der allen Menschen Frieden bringen will.

Otto Hahn verbrachte die Weihnachtstage beim Stab, also in relativ gesicherter und gemütlicher Lage. Die Männer in den Schützengräben spürten nichts von Behaglichkeit und Annehmlichkeit. Aber der Glaube an den Weihnachtsfrieden und das Ereignis der Christgeburt lebte auch in ihnen. Einer der Soldaten hat es in Worte gefaßt, der Kesselschmied Heinrich Lersch, in der ergreifenden Dichtung: Die Muttergottes im Schützengraben. Da heißt es:

„Muttergottes, ich denke daran, wie dich damals die Menschen so schmäählich verlassen, als du nach Bethlehem mußtest gehen, um dich anschreiben zu lassen. In diesem Jahr, so bitt ich dich, kehr ein bei uns, in unserem Schützengraben sollst du den besten und wärmsten Unterstand haben.

Auch braucht der heilige Joseph sich nicht um Essen und Trinken zu sorgen, denn unsere Küche und die Feldpost kommen am frühesten Morgen. Alles, was wir haben, wollen wir euch so gerne geben, wir stellen eine Wache vor eure Tür und schützen euch mit unserem Leben.

Das werden wir tun, du brauchst keine Angst vor uns zu haben, wir sterben für unsere Frauen, lieben unsere Mütter und beten für unsere Knaben, wir leben ja immer und ganz in deinem heiligen Gottessohne, auch unsere Seele trägt der Liebe schmerzliche Dornenkrone.

O Mutter Gottes, wenn du kommst, wir falten um die Gewehre betend die Hände, denn du bringst uns den König des Friedens, der macht allen Leiden ein Ende, wir vertrauen auf dich so sehr, denn du und dein Sohn werden den Frieden uns bringen, unsere Seelen werden vor Glück schöner als damals die himmlischen Heerscharen singen.

O Mutter Gottes, du kannst ja nicht in die prächtigen Häuser der Reichen gehen, komm du nur zu uns, wir können die große Gottesliebe verstehen. Du willst ja nur die Armen, Reinen und Frommen, nur liebende Menschen um dich haben: O Mutter Gottes, dann komm zu uns, zu uns in den vordersten Schützengräben.“

Der zweite Bericht über den Weihnachtsfrieden im Kriege stammt von Hans Schäufler. Er war im Zweiten Weltkrieg Nachrichtenoffizier einer Panzerabteilung. Sie wurde in lange verlustreichen Kämpfen durch die Übermacht der sibirischen Truppen aufgerieben. Nur etwa 100 Mann überlebten. Sie erhielten den Befehl, sich in Kromy, einer Stadt südwestlich von Orel, zu sammeln und eine Widerstandslinie aufzubauen. Hier erwartete sie die Feldpost, Päckchen und Briefe aus der Heimat. Hier wollten sie das erste Weihnachtsfest in Rußland feiern. Der Divisionspfarrer war bei ihnen, um das Messopfer darzubringen. Abseits von Kromy stand eine halb verfallene Kirche. Das Gewölbe war gesprengt. Der Schnee lag kniehoch im Innenraum, Eiszapfen hingen aus den leeren Fensterhöhlen. Die Männer Schäuflers machten sich ans Werk. Sie stellten zwei Fichten auf und schmückten sie mit Kerzen und Lametta aus den Weihnachtspäckchen. Junge Soldaten zimmerten einen klobigen Altar und eine primitive Kommunionbank. Während der Arbeit kam ein dringender Funkspruch: „Kosakenregimenter im Anmarsch auf Kromy. Rege Partisanentätigkeit in der Stadt. Laut Agentenmeldung bereiten reguläre russische Truppen, in Zivil gekleidet, den Angriff vor und leiten ihn von hier aus.“ Schäufler fragte sich, ob alle Vorbereitungen umsonst gewesen sein sollten. Wenn er den Funkspruch an seinen Kommandeur weitergab, dann mußten seine Männer unverzüglich die Stellungen vor der Stadt besetzen, um den angekündigten Angriff in der Heiligen Nacht abzuwehren. Schäufler überlegte und erwog das Für und Wider. Er konnte und wollte nicht glauben, dass die Russen gerade in den

nächsten zwei Stunden kommen würden. Er mochte es seinen Kameraden nicht antun, sie um die festliche Stunde des Weihnachtsgottesdienstes zu bringen. Er drängte alle Bedenken zurück und ließ den Funkspruch in seiner Tasche verschwinden.

Früh kam die Nacht. Um die Kirche wurden Posten aufgestellt, um nicht überrascht zu werden. Die übrigen Männer sammelten sich in der zerstörten Kirche. Der Feldgeistliche stand an dem schmucklosen Altar. An den Christbäumen flackerten die Kerzen. Schneeflocken legten sich auf das Meßgewand des Priesters, auf die feldgrauen Ministranten und auf die Zweige der Fichten. Als sich Schäufler umsah, traute er seinen Augen nicht. Kopf an Kopf standen die Einwohner von Kromy hinter den Soldaten, bärtige Männer mit Rindensandalen an den mit Lumpen umwickelten Beinen, Frauen in abgeschabten Schafpelzen und dunklen Kopftüchern. Aber noch nie in seinem Leben hatte er so schöne, so gläubige verklärte Gesichter gesehen. Wie lange mochten diese gequälten Menschen schon keinen Gottesdienst erlebt haben! Tränen rannen durch zersorgte Gesichter. Obwohl die die Worte des Evangeliums kaum verstanden, wußten sie, dass hier das „Ehre für Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“ verkündigt wurde. Da entdeckte Schäufler plötzlich in einer Ecke eine Gruppe junger Russen, trotzig die Pelzmützen auf dem Kopf, ohne Teilnahme an der heiligen Handlung. Er meinte in den Augen einen unheimlichen Haß zu sehen. Schäufler bemerkte unter ihnen eine hohe, schlanke Gestalt mit scharf geschnittenem Gesicht und intelligentem Blick. Da fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Kopf: Das was er, was der Funkspruch warnend angekündigt hatte. Er mußte den auffallenden Mann inmitten der Gruppe, die nicht in diese Stunde paßte, unentwegt ansehen; er mußte der Führer dieser Leute sein. Die Messe nahm ihren Lauf. Bei der Wandlung knieten Frauen in den Schnee und schlugen das Kreuzzeichen. Schäufler schien es, als blickten die jungen Russen nicht mehr so teilnahmslos. Als die deutschen Soldaten von der Kommunionbank zurückschritten, sah er auch das spöttische Lächeln nicht mehr. Dann geschah etwas Unerwartetes. Der Feldgeistliche erteilte den Segen, schlug das Kreuz über Deutsche und Russen, Freunde und Feinde. Da nahm der auffallende Mann in der Mitte der Gruppe – Schäufler konnte sehen, dass er Offiziersstiefel unter dem Pelzmantel trug – die Pelzmütze ab und senkte den Kopf, und alle jungen Männer folgten seinem Beispiel, zögernd, doch ohne Ausnahme. Nach Beendigung des Gottesdienstes verließen alle das Gotteshaus, Schäufler als letzter. Draußen trat ihm der Mann mit den Offiziersstiefeln entgegen. Er war allein und sah Schäufler lange schweigend in die Augen. In seinem Blick war ein eigenartiger Glanz. Dann sprach er in holprigem Deutsch, feierlich und bedächtig: „Christ ist geboren.“ Dann küßte er ihn, wie es im alten Rußland Weihnachtsbrauch war, auf beide Wangen. Die beiden Männer drückten sich fest und lange die Hand. Dann ging der Russe hinaus in die Nacht. Der Friede der Weihnacht hatte Männer der deutschen Wehrmacht und der Roten Armee erreicht und vereint. Der gemeinsame Glaube an den Friedensfürsten hatte sie zusammengeführt. Wo Glaube an den zu Bethlehem geborenen Gottessohn ist, dort stirbt der Haß, dort wächst das Verstehen, dort erblüht die Liebe.

Das dritte Erlebnis wird berichtet von Dr. Georg Kurz, einem Zahnarzt aus Illertissen. Er war mit den Überresten der 6. Armee bei Stalingrad in Gefangenschaft geraten und diente zu Weihnachten 1945 als Barackenarzt in einem Kriegsgefangenenlazarett in einer Stadt am Dnjepr. Die Temperatur in den Baracken war eisig. Die ausgemergelten Kranken lagen dicht gedrängt auf ihren Pritschen unter einer dünnen Decke und litten Hunger. Dazu kam die Sorge um die Angehörigen in der Heimat nach der beispiellosen Katastrophe. Oft wurden am Tag zwei oder drei, gelegentlich 15 tote Kameraden aus der Baracke getragen. Die niedergeschlagenen, kranken und hungernden Männer fragten den Barackenarzt: Was wird das wohl für ein Weihnachten werden? Dieselbe Frage stellten sich die Sanitäter und Ärzte. Und doch wurde es Weihnachten!

In aller Heimlichkeit wurden leere Ampullen gesammelt und jeden Tag von der kargen Verpflegung ein paar Gramm Brot, ein wenig Zucker und einige Gramm Fett pro Kopf beiseite getan. Die russische Chefärztin hatte nach langem Zureden die Erlaubnis gegeben, dass diese Verpflegung für eine Weihnachtsüberraschung angespart wurde. Das war nicht ohne Risiko. Wenn die Polizei es erfahren hätte, wären den Beteiligten 25 Jahre Zwangsarbeit wegen Unterschlagung von Staatseigentum und Vorbereitung zur Flucht sicher gewesen. Auch ein kleiner Vorrat von Heizmaterial wurde heimlich bereitgestellt. Ein evangelischer Pfarrer hatte sich bereit erklärt, am Heiligen Abend eine Anspra-

che zu halten. All diese Vorbereitungen blieben unbemerkt, sodass die geplante Überraschung gelang. Es kam der Heilige Abend. Das kümmerliche Abendessen wurde ausgegeben, der Arzt machte die gewohnte Visite. Die Kranken hatten die Decken über den Kopf gezogen und taten, als ob sie schliefen. Jeder meinte: Nur nicht an Weihnachten denken, wie es einmal war. Und doch kam keiner davon los.

Plötzlich ging eine seltsame Verwandlung mit den Kranken vor sich. Die Barackentür öffnete sich, ein heller, ganz ungewohnter Schein breitete sich aus. Die Sanitäter trugen einen selbst angefertigten Weihnachtsbaum herein, auf dem Lichter angebracht waren, und stellten ihn auf einen Holztisch. Die Kerzen waren Ampullen, in die man Petroleum gefüllt hatte, das von einem Baumwollfaden aufgesogen wurde, der als Weihnachtslicht brannte. Auf einmal waren alle wach und starrten mit großen Augen auf das Bäumchen mit seinen Lichtern. Vom Flur tönte das Lied „O, du fröhliche, o. du selige Weihnachtszeit.“ Danach verkündete der Pfarrer auf einer Tragbahre liegend die Botschaft der Weihnacht, dass auch in aller Not und Verlassenheit, in Hunger und Kälte Christus für jeden einzelnen geboren wurde. Die Männer waren ergriffen, und ihre Augen wurden noch größer, als die Sanitäter für jeden Kranken zwei dünne Scheiben Brot, bestrichen mit etwas Fett und Zucker, und eine Tasse süßen Tee brachten. Auf den Gesichtern lag freudige Überraschung. Es war doch noch Weihnachten geworden!

Die Güte und die Fürsorge der Menschen sowie das Wort und die Kunde vom menschengewordenen Gott hatten es Weihnachten werden lassen in der Trostlosigkeit des russischen Gefangenenlagers. Da hatte sich das Wort erfüllt: „Wo da Güte ist und Liebe, da ist Gott.“ Weihnachten ist das Fest des Friedens. Der Friede, den der Engel den Hirten verkündet, ist das messianische Heil in seiner Fülle. Gott bietet es allen an, bereitet und schenkt es allen, die dafür offen sind und gewillt, es anzunehmen.

Uns obliegt es, die Gesinnung zu erzeugen, die geeignet ist, Gottes Heil zu empfangen.

Prof. Dr. Georg May

Der treue Gott

01.01.2012

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Treue ist eine Tugend, sie ist jene Tugend, die zur Erfüllung eines gegebenen Versprechens anhält. Die Treue steht in enger Beziehung zur Wahrhaftigkeit und zur Gerechtigkeit. Die Wahrhaftigkeit verpflichtet uns, dass Worte und Taten übereinstimmen. Die Treue gebietet, den Worten Taten folgen zu lassen. Das Versprechen gibt dem anderen, dem wir es machen, ein Anrecht, dass es erfüllt wird. Und die Gerechtigkeit gebietet, dieses Versprechen zu erfüllen.

Eine wesentliche Eigenschaft unseres Gottes ist die Treue. Wir haben einen treuen Gott. Das Alte Testament spricht oft davon, dass Gott ein treuer Gott sei. Gott ist der Fels, so heißt es im Deuteronomium. Er tut nichts halb; alle Seine Wege sind gerecht. Ein Gott der Treue ist Er und nicht des Trugs. Er ist gerecht und zuverlässig. Wegen dieser Treue Gottes haben wir Vertrauen zu Ihm. Wir wissen, dass Gott die Verheißungen, die Er gegeben hat, erfüllen kann und will und wird. Die Treue Gottes ist eigentlich nichts anderes als die Wahrhaftigkeit in Seinen Verheißungen. Seine Drohungen und Seine Verheißungen gehen in Erfüllung. Am Anfang, im Urzustand, im Paradiese gab Gott den Menschen ein Gebot: „Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, nur von einem nicht, der in der Mitte steht. Wenn du davon isst, mußt du sterben.“ Das erste Menschenpaar aß und musste sterben. Die Drohung ist eingetreten. „Alle Menschen müssen sterben, weil sie Adams Sünde erben.“

Gott hat aber am Anfang auch eine Verheißung gemacht: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Menschengeschlechte, zwischen der Frau und dem Nachkommen, dem Sproß; du wirst ihm den Kopf zertreten, er aber wird dich an der Ferse verletzen.“ Der Schlangentreter, der Kopfzertreter ist gekommen. Wir nennen Ihn Jesus von Nazareth. Gott bedient sich der Drohungen und der Verheißungen, um unseren schwachen Willen mächtig zu bewegen. Vom Eintritt der Drohungen soll uns die Furcht abhalten und zu der Erfüllung der Verheißungen soll uns die Hoffnung tragen.

Auch das Neue Testament weiß um die Treue Gottes. An vielen Stellen wird sie ausgesprochen: „Getreu ist der, der euch berufen hat“, schreibt Paulus an die Thessalonicher. „Er wird es auch vollenden.“ „Gott ist treu. Er wird euch stärken und vor dem Bösen bewahren“, schreibt er wiederum an die Gemeinde in Saloniki. „Gott ist treu, Er wird euch nicht über eure Kräfte versuchen lassen, sondern mit der Versuchung auch den guten Ausgang geben“, so tröstet der Apostel die Gemeinde in Korinth. Jesus ist treu. Was Er verheißt, was Er vorhersagt, das trifft ein, das wird erfüllt.

Dreimal hat der Herr den Jüngern das Leidenschicksal angekündigt. „Wie Moses die Schlange in der Wüste erhöhte, so muss der Menschensohn erhöht werden.“ „Damit deutete Er auf die Art, wie Er sterben sollte“, sagt Johannes, nämlich erhöht am Kreuze. Petrus wollte vom Leiden des Heilandes nichts wissen. „Herr“, sagt er, „Herr“, „wenn es sein muss, bin ich bereit, mit Dir in den Kerker und in den Tod zu gehen.“ Wie der Herr vorhergesagt, so ist es eingetreten. Jesus erwidert: „Ich sage dir, Petrus, heute wird der Hahn nicht krähen, bis du dreimal verleugnet hast, dass du mich kennst.“ Jesus hat

dem Petrus verheißen: „Der Satan hat verlangt, euch zu sieben wie man den Weizen siebt, aber Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht wanke, und wenn du einmal bekehrt bist, dann stärke deine Brüder.“ Ein Wort, das sich in zweitausend Jahren Kirchengeschichte erfüllt hat. Seit zweitausend Jahren stärkt Petrus, stärken seine Nachfolger in Rom die Brüder im christlichen Volke. Sie wahren den Glauben, sie leiten den Fortschritt in der Erkenntnis, sie erhalten die apostolische Hinterlassenschaft.

Als der Heilige Vater vor einiger Zeit in Deutschland weilte, erwarteten manche, wie der Herr Bundespräsident, dass er die Gebote Gottes lockern würde. Benedikt XVI. hat lieber Beschimpfung und Schmach auf sich genommen, als dass er gegen Gottes Gebot gehandelt hätte. Er will es nicht den Menschen recht machen, er will es Gott recht machen. Noch immer erfüllt sich die Verheißung des Herrn: „Du aber stärke deine Brüder.“

Im Jahre 70 n. Chr. wurde der herrliche Tempel in Jerusalem zerstört, wie der Herr es vorausgesagt hatte. „Kein Stein wird auf dem anderen bleiben.“ Nach einer Weissagung des Propheten Daniel soll der Tempel, wenn wir die Weissagung richtig verstehen, nie mehr aufgebaut werden. Aber einer hat es versucht. Im Jahre 361 unternahm es Kaiser Julian, der Abtrünnige, den Tempel von neuem aufzubauen. Aber was geschah? Ein Erdbeben zerstörte die Grundmauern, Feuer kam aus der Erde und verzehrte die Bauleute.

Gott ist treu. Es werden also auch die Verheißungen in Erfüllung gehen, die noch nicht erfüllt sind. Es wird keine Zeit kommen, wo es die katholische Kirche nicht mehr geben sollte. Es wird keine Zeit kommen, wo es keinen Papst mehr geben würde. Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Die Kirche hat die Verheißung der Unzerstörbarkeit. Jesus hat sich als den Richter der Lebenden und der Toten bekannt. Der Menschensohn wird in der Herrlichkeit Seines Vaters mit den Engeln kommen und dann einem jedem vergelten nach seinem Werke.

Wir warten auf dieses Weltgericht, wir warten auf das Kommen des Herrn, aber wir wissen, dass wir nichts dagegen halten können. Einmal wird der Tag sein, einmal wird die Stunde schlagen. „Denn Gott“, so sagt Paulus in Athen, in der Universitätsstadt Athen, „denn Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem Er die Welt richten will durch einen Mann, den Er dazu bestellt und durch die Auferweckung von den Toten beglaubigt hat.“ Wir wissen, wer dieser Mann ist. Es ist Jesus, der Nazarener.

Gott gewährt Treue, Gott erwartet aber auch Treue. Er hat einen Bund geschlossen und ein Bund ist immer zweiseitig. Beide Bündnispartner müssen den Bund bewahren. Er verlangt also die Treue zum Bekenntnis. Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich auch vor meinem Vater im Himmel bekennen. Treue im Bekenntnis, meine lieben Freunde, trotz aller Geringschätzung, Zurücksetzung, Verfolgung. Treue im Bekenntnis, Treue im täglichen Leben - alles, was ihr tut in Wort oder Werk, tut alles im Namen des Herrn Jesus. Denn wer im Geringsten treu ist, der ist auch treu im Größeren. Und wer im Kleinen ungerecht ist, der ist es auch im Größeren. In dem Gleichnis von den Talenten werden die beiden Männer gerühmt, die mit den Talenten gearbeitet haben. „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über wenig getreu gewesen bist, will ich dich über vieles setzen.“

Treue in der Ehe. „Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen. Wer seine Frau entlässt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe. Und wenn die Frau ihren Mann entlässt und einen anderen heiratet, dann bricht sie die Ehe“, so lautet die Formulierung des Gesetzes bei Markus. Unsere Kirche weigert sich seit zweitausend Jahren, den Ehebruch zu segnen. Sie steht allein, sie steht allein auf der ganzen Erde. Alle anderen beugen sich der menschlichen Schwäche. Man sagt, die Kirche soll barmherzig sein und die Zweitehe gestatten. Ich bin der Meinung, das Gebot, die Ehe nicht zu scheiden, das Verbot der Ehescheidung ist Ausdruck der göttlichen Barmherzigkeit. Weil Gott weiß, wie unbeständig der Mensch ist, deswegen hat Er verfügt, dass Mann und Frau sich nicht trennen dürfen. Die Unauflöslichkeit der Ehe verbürgt die Beständigkeit. Der eine kann sich auf den anderen verlassen,

wenn immer er sich an das Gebot des Herrn hält. Dank der Unauflöslichkeit sind die Gatten aufgerufen, sich in der Ehe zusammenzunehmen und in der Ehe etwas hinzunehmen. Das sind die beiden Pfeiler, auf denen die gute Ehe ruht: Sich zusammennehmen und etwas hinnehmen. Ich bin überzeugt, dass die Unauflöslichkeit der Ehe Ausfluss der Barmherzigkeit Gottes ist.

Wir alle wissen, wieviel Untreue in der Welt ist. Katholische Christen, die ihre religiöse Praxis aufgeben, nicht mehr beichten, nicht mehr beten, die Kirche beschimpfen, die Priester verdächtigen, die Frommen schmähen; katholische Christen, die den Glauben wegwerfen, das Taufgelübde zertreten, sich von der Kirche trennen. Wahrlich: in unserer Zeit erfüllt sich die Weissagung des Propheten Isaias: „Kinder habe ich großgezogen und zu Ehren gebracht, doch sie sind mir untreu geworden.“ Untreue in der Ehe, Eheverfehlung, Ehetrennung, Ehescheidung - oft nach Jahrzehnten. Der Sänger Roberto Blanco, 73 Jahre alt, hat sich nach vierzig Jahren von seiner Frau getrennt. Nach vierzig Jahren von seiner Frau getrennt. Untreue in der Liebe, ach, meine lieben Freunde! Liebe, das am meisten geschändete Wort in allen Sprachen. Heiße Liebesschwüre werden zuerst ausgetauscht, und dann wird der Mann oder die Frau weggeworfen wie eine Konservenbüchse. Untreue im Amt. Wir wissen, dass sich so manche Amtsträger bereichern im Amt, ihr Amt benutzen, um sich Vorteile zu beschaffen. Sie sind der Bestechung zugänglich.

Eine ganz schlimme Form der Untreue ist der Verrat. Unser Heiland hat ihn in bitterster Weise erlebt. „Einer von Euch wird mich verraten.“ Als die Jünger nachfragten, ja, wer ist es denn? „Einer von den Zwölfen, der mit mir die Hand in die Schüssel taucht.“ Wehe dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird. Ihm wäre besser, wenn er nicht geboren wäre.

Im Jahre 480 v. Chr. verteidigten die Griechen ihr Land gegen die Perser unter Xerxes. An einer Enge, in den Thermopylen, hatten sie eine Abwehr aufgebaut, Griechen unter dem König Leonidas. Aber es fand sich ein Verräter, Ephialtes. Ephialtes, ein Grieche. Er führte die Perser in den Rücken der Griechen und alle wurden niedergemetzelt. Am Abend des 20. Juli 1944 sagte Graf Stauffenberg: „Sie haben mich ja alle im Stich gelassen!“

Seit dem 21. November 1942 war die sechste deutsche Armee in Stalingrad eingeschlossen. Zweihunderttausend Männer waren umringt von mehreren russischen Armeen. Die Kälte und der Hunger nagten an ihnen. Sie hatten Mangel an Treibstoff, an Munition, an Waffen. Aber der Führer, der Führer des Reiches, versprach, sie zu befreien. „Der Führer haut uns raus“, sagten die Soldaten in Stalingrad. Aber der Führer hat sie nicht rausgehauen. Er hat sie preisgegeben. Das war Verrat an einer ganzen Armee.

Wir treten ein, meine lieben Freunde, in ein neues, bürgerliches Jahr 2012. Auch dieses Jahr ist ein Jahr des Herrn. Sein ist die Zeit und die Ewigkeit. Christus derselbe gestern, heute und morgen. Wir vertrauen auf den treuen Gott. Er kann nicht anders als treu sein. Die Treue ist ihm wesenhaft eingeschlossen. Wir vertrauen auf seine Vorsehung. Die Vorsehung wirkt ihre höchsten Ziele häufig durch scheinbare Zufälle. Wir vertrauen auf unseren Heiland. Schwer lässt der vom Menschen ab, der für ihn Blut und Leben gab. Wir wissen nicht, was das soeben begonnene Jahr bringen wird. Es ist von Gott weise eingerichtet, dass wir die Zukunft nicht kennen. Es schützt unsere Freiheit, dass wir keinen Blick in die kommende Zeit werfen dürfen. Wir sollen selbst planen und entscheiden, was wir tun und unterlassen, ohne vom Wissen um Unausweichliches gehemmt zu sein. Wenn uns die Zukunft kund wäre, kämen wir aus der Unruhe nicht mehr heraus.

In einem Seebad an der Ostsee mietete sich ein Ehepaar ein Boot und ruderte weit ins Meer hinaus. Später trieb das Boot leer ans Land. Die beiden waren in den Tod gegangen. Sie hatten einen Brief hinterlassen im Hotel, sie hätten durch Astrologen erfahren, dass ein unausweichliches Schicksal auf die Frau zukomme und da wollten sie lieber eher gemeinsam in den Tod gehen. Tatsächlich hatte die

Angst vor dem Geschick ihren Tod herbeigeführt. Das Leben der Menschen untersteht dem Schöpfer, dem Schöpfer auch der Sterne. Nicht die Sterne leiten unser Leben, sondern der Schöpfer der Sterne.

Wir brauchen uns nicht an Wahrsager zu halten. Sie sagen, was sie nicht wissen. Ihre Vorhersagen treffen nicht zu. Vor kurzem ist der Anderl Heckmair gestorben. Wer ist Anderl Heckmair? Er ist der Besteiger der Nordwand im Eigergebirge, der Nord-Eigerwand. Die hat er bestiegen, als Erster. Und er ging einmal zu einem Wahrsager und ließ sich seine Zukunft voraussagen. Der Wahrsager erklärte ihm, er werde eines unnatürlichen Todes sterben. Anderl Heckmair ist jetzt im Alter von 98 Jahren in seinem Bett gestorben.

Wir können unser Vertrauen auch nicht auf Vorhersagen von Menschen setzen. Der ehemalige Finanzminister Waigel geht unter die Propheten und verkündet, „den Euro wird es noch nach 400 Jahren geben“. Naja, ob das eintreffen wird?

Der Ewige Gott hält die Fäden unseres Geschickes in Seinen Händen. Alles, was Gott über uns kommen lässt, wird in seiner Hand zum Segen.

„Von guten Mächten wunderbar geborgen
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns, am Abend und am Morgen
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.“

Das wollen wir erstreben, meine lieben Freunde, was Gott von uns erwartet. Das wollen wir tun, was Er uns aufgetragen hat.

„In ihm sei's begonnen, der Monde und Sonnen
an blauen Gezelten des Himmels bewegt.
Du Vater, Du rate, lenke Du und wende,
Herr, Dir in die Hände sei Anfang und Ende,
sei alles gelegt.“

Amen.